Ital. 208 2

Hartwig

Ital. 208 r

Aus Sicilien.

Cultur- und Geschichtsbilder

von

Otto Hartwig.

Erster Band.

Cassel & Göttingen.
Georg H. Wigand.
1867.

137.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ital. 208 c

Aus Sicilien.

Cultur- und Geschichtsbilder

von

Otto Hartwig.

Erster Band.

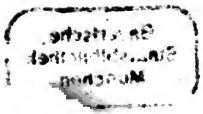
Cassel & Göttingen.
Georg H. Wigand.
1867.

291 - Gg.

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Poichè la carità del — loco
Mi strinse, raunai le fronde sparte.



Vorwort.

Die fünf Aufsätze dieses Bändchens sind zum Theil in Sicilien selbst geschrieben und bis auf den letzten schon in deutschen Zeitschriften veröffentlicht, für diese Publication aber wieder umgearbeitet worden. Es soll denselben noch eine gleiche Anzahl folgen, welche die Geschichte der Juden, der Inquisition und des Luxus in Sicilien behandeln. Als Schluß der Sammlung werde ich eine Darstellung der Erhebung der Insel von 1860 und der revolutionairen Emeute in Palermo im September 1866 geben.

Aus dieser Vertheilung und Anordnung des Stoffes wird der freundliche Leser, so hoffe ich, den

Zweck, welcher mit der Sammlung dieser Aufsätze verbunden wird, sofort erkennen. Denn es kommt mir darauf an, die gegenwärtigen Zustände der eben so schönen als bisher so unglücklichen Insel aus ihrer Vergangenheit zu erklären. An eine übersichtliche Darstellung der Bodenverhältnisse, die ich um so lieber an die Schilderung von Aetnafahrten anknüpfte, als in den neueren, meistens höchst oberflächlich gearbeiteten Reisebeschreibungen der Aetna, weil schwerer zugänglich, nur selten ausführlicher bedacht wird, reiht sich von selbst eine Entwickelung der innigen Wechselbeziehungen zwischen der politischen Geschichte der Insel und ihrer Bodencultur. Dann folgen Abhandlungen, welche ebensosehr das Leben und Treiben des Adels und die Entwickelung städtischen Lebens als das spanische Regiment, das Jahrhunderte lang auf der Insel lastete und ihre gegenwärtigen Zustände schuf, zu charakterisiren im Stande sein dürften. Das religiöse Leben in Sicilien findet seine Darstellung in den hierauf folgenden Aufsätzen. Mit dem

Essay über den Luxus in Sicilien wird dann die Vergangenheit verlassen. —

Meine Berechtigung, die deutsche Literatur trotz der vielen Bücher, die schon über Sicilien geschrieben sind, mit einem neuen zu bereichern, müssen diese Bändchen selbst nachweisen. Manche Angaben über gegenwärtige Verhältnisse, welche von den allgemein verbreiteten Ansichten mehr oder weniger abweichen, wird man mir um so eher glauben, wenn ich bemerke, daß ich nicht wie die meisten Reisebeschreiber Siciliens die Insel nur flüchtig durchzogen, sondern fünf Jahre dort gelebt habe. Meine Stellung als Geistlicher der deutsch-evangelischen Gemeinde zu Messina brachte mich auch in so enge Beziehungen zu einer Anzahl hochgebildeter und weltkundiger Handelsherrn, die zum Theil schon länger als ein Menschenalter auf der Insel gelebt hatten, daß ich auch von ihnen mancherlei zuverlässige Nachrichten über lokale Verhältnisse erhielt, die Touristen entgehen müssen. Würde der Königlich Preußische Consul zu Messina,

Herr W. Jäger, der bei vielen Besuchern Siciliens durch seine Freundlichkeit und seine ächt deutsche Gesinnung in bestem Andenken steht, noch unter den Lebenden weilen, so würde namentlich er manche seiner Mittheilungen hier wieder finden. Meinen noch in Messina weilenden Freunden und Freundinnen, mit denen mich so manche ernste und heitere Erlebnisse für immer verbunden haben, reiche ich hiermit aus der Ferne die dankbare Freundeshand.

Auf der Bibliothek zu Marburg im Juni 1867.

Der Verfasser.

Inhalt des ersten Bandes.

I. Ein Streifzug nach dem Aetna . . . . . Seite 1

II. Noch eine Aetnafahrt . . . . . „ 31

III. Die Wechselbeziehungen zwischen der politischen Geschichte Siciliens und seiner Bodencultur . . . „ 66

IV. Die Luna und die Perollo. Eine Adelsfehde in Sicilien . . . . . „ 133

V. Die Revolution von Messina 1672—78 . . . . „ 180

I.

Ein Streifzug nach dem Aetna.

Was Lukrez von seinem philosophischen Freund aus Agrigent preist, könnte man mit viel größerem Rechte von dem Grab sagen, welches sich dieser der Sage nach erwählt hat. Denn der Aetna, in dessen Krater Empedokles sein Flammengrab gesucht und gefunden haben soll, ist wirklich „das köstlichste Kleinod des gabenreichen sicilischen Eilands". Mag man kommen von einer Seite, von welcher man will, wie majestätisch ragt überall hervor, um mit Pindar zu reden, die Säule, die den Himmel hält, der Ernährer des Schnees, der die Quellen des Hephästos, des glühenden Rauches Ströme emporsendet, dessen rothe Flammen die Felsen weit hinaus in die Meerfluth schleudern. Schaut man ihn vom Tauros — Taormina — aus, wenn seine schneeige Spitze von rosigem Frühlicht umflossen in des Himmels Blau emporstarrt, zarte vergängliche Wölkchen ihn umfliegen und hoch über ihm die lichte Wolkenkrone schwebt; von der Stelle aus, wo einst die Hellenen Siciliens dem Apollo Archegetes ihre Gebete und Gaben darbrachten, ehe sie auf schnellen Schiffen ihre Boten und Viergespanne zu den Opfer- und Festversammlungen der Heimath ent-

sandten, und an der jetzt noch der lieblichste Opferduft des Alterthums den nordischen Wanderer im herrlichen Theater kräftiger denn sonst wo umweht*): dann mag wohl der Wunsch am lebhaftesten empfunden werden, nun auch von der Spitze des himmelanstrebenden Berges aus auf alle die Stätten hinabzuschauen, von denen einst jene hellenischen Männer hier zusammenströmten. Aber auch, schaut man ihn vom Meere, wie er über die hohen peloriſchen Berge sein Haupt stolz erhebt, wie er emporragt über das Theater und das Kastell von Taormina, über das auf jähem Felsen darüber erbaute Bergnest Mola und dem noch höheren Monte Venere, oder sieht man ihn von der großen Ebene von Lentini her, wie sein Fuß in Orangengärten und Weingeländen verborgen, mit Städten und Dörfern übersäet, sanft ansteigt, bis sich dann auf einmal Alles in schroffen Linien zusammenfaßt und jäh anschwillt, auch dann reizt es unwiderstehlich den Wanderer, die Spitze zu erklimmen, aus der sich Verderben und Segen spendend die schwarzen Lavaströme nach allen Seiten hin ergossen haben. Aber der Wunsch und der Vorsatz, sie zu ersteigen, bleibt nur zu oft ein Wunsch und ein Vorsatz. Denn es ist nicht leicht, sich ihr zu nahen. Wie bei allen hohen Herren muß man den rechten Augenblick zu erhaschen wissen, um sie sich zugänglich zu finden. Wie gar Mancher, von fern hergekommen, um im Früh-

*) Ortskundigen Philologen brauche ich wohl nicht zu sagen, daß der Altar des Apollo Archegetes streuggenommen nicht auf der Höhe des Theaters von Taormina, sondern etwas weiter nach Süden, zwischen der Landzunge von Schisò, dem alten Naxos, und Taormina stand.

ling die Gefilde Sicilens zu durchstreifen, hat doch seine Klagen über die wetterwendischen Launen des „Bergs" im Tagebuch „des Wächters am Aetna" ausgeschüttet! Deshalb beschlossen wir, des Sommers Gluth nicht zu scheuen, als der Telegraph von Catania aus uns nach Messina die Kunde gebracht hatte, daß der Berg in heiterster Stimmung erscheine.

In einer sternhellen Nacht schifften wir uns an einem Sonnabend Abend, 3. August 1861, in Messina an Bord eines der sicilianischen Dampfer ein, welche die Insel umfahren. Um 10 Uhr Abends hatte das Schiff abgehen sollen. Der Herr Kapitän aber, der es wie alle italienischen Kapitäne mit dem Reglement nicht so genau nahm, war in's Theater gegangen und ließ uns bis 1 Uhr im Hafen liegen. Doch waren diese Stunden des Wartens erträglich. Dreißig bis vierzig Fischerkähne mit großen Feuern an ihrer Seite*) ließen sich lautlos im Hafen umhertreiben und erhellten die Masten der Schiffe, die große Marinefaçade der Stadt und die Mauern der so traurig berühmten Citadelle. Zwischen den leuchtenden Booten ruderten aber auch zwei große Barken, mit Musikbanden besetzt, die bis tief in die Nacht hinein nicht etwa das berühmte sicilianische Schifferlied, sondern beliebte Opernmelodien und dann und wann auch eine verstümmelte deutsche Volksweise aufspielten. Entweder sind diese mit den früheren neapolitanischen Schweizerregimentern oder durch Schwarzwälder Drehorgeln bis hierher gekommen.

*) Die Feuer locken die Fische aus der Tiefe und man harpunirt sie, sobald sie an die Oberfläche des Wassers kommen.

Unter ihren Klängen verließen wir noch den Hafen und kamen, als schon längst sich die Sonne erhoben hatte, an dem Felsen des Polyphem (Trezza, Aci-Castello) vorüber, in Catania an. (Die Scenerie ist durch ein farbenleuchtendes Bild O. Achenbachs bekannt).

Hatte man schon seit Stunden an den schwarzen Lavafelsen der Ufer das Wirken des nahen Vulkans erkennen können, hier in Catania tritt es, sofern es sich mit der Thätigkeit der Menschen berührt, recht lebendig vor die Augen. Wie muß es hier anders ausgesehen haben, als vor 2600 Jahren Theokles aus Athen mit seinen Chalkidensern an diesen Gestaden landete und in dunkelen Eichenhainen Katana gründete! Da floß der Bach Amenanus, der jetzt an dem Hafen unter Lavafelsen hervorquillt, noch am lichten Tage; da waren die wilden, schwarzen Felsen der Sciarra*) Biscaris, an denen jetzt die Schiffe im Hafen scheitern, wenn Scirocco Levante den schmalen Kessel mit Wogenschwall füllt, noch nicht von der Höhe herabgeströmt. Denn kaum sind es zweihundert Jahre (1669), als die südliche Hälfte der Stadt von dem feurig-flüssigen Brei übergossen wurde. Nur mit Mühe erkennt man aber jetzt noch die Grenze, wo der neue Strom sich von den alten abhebt. Ersteigt man durch die Straße „des alten Serails" vom Hafen aus den flachen Bergrücken, dann kann man an einer Stelle, wo der Fürst Biscaris einen Schacht in die Lava hat treiben lassen, tief in die Erde hinabsteigen, um zur alten Stadtmauer zu kommen, die hier von einem unterirdischen Bache umspült wird. Nur

*) Sciarra bedeutet sicilianisch das Lavafeld.

die Burg der Stadt, Caſtello Urſino, welche Kaiſer Friedrich II. 1232 aus den Trümmern der Stadtmauern Theodorichs d. Gr. erbauen ließ, ſcheint mit ihren vier runden Thürmen an den Ecken, dem Strome, der ſie umfloß, Widerſtand geleiſtet zu haben. Nicht ſo glücklich würde es dem prächtigen Benediktinerkloſter St. Nikola ergangen ſein, wenn nicht unmittelbar an den Mauern des Kloſters der vorgehaltene Schleier der h. Agatha den Fluß zum Stehen gebracht hätte. Dadurch allein iſt der größte Theil der Stadt gerettet worden. Dafür ſind denn auch die Cataneſen ihrer hülfreichen Schutzpatronin noch jetzt recht dankbar und ehren ihr Palladium hoch, ja eiferſüchtiger, als es einer chriſtlichen Heiligen gefallen dürfte. Denn als 1852 der Lavaſtrom einer heftigen Eruption Zaffarano bedrohte, baten die Zaffaraneſen ihre Nachbarſtadt um den heiligen Schleier, der auch ſie ſchirmen werde. Aber die Cataneſen ſchlugen die Bitte aus guten Gründen ab. Doch wurde Zaffarano gerettet, ich weiß nicht mehr durch welchen Heiligen. Aber eiferſüchtig ſind die Cataneſen nicht allein auf ihre Heilige, ſie ſind ihr auch dankbar. Während in dieſem Jahre (1861) die größten ſiciliſchen Städte ihre Kirchen- und Stadtfeſte weniger glänzend als ſonſt begingen, in Palermo das Feſt der heiligen Roſalie kaum noch ſeinen Namen verdiente und in Meſſina die Gelder für die großen Auguſtfeſte zum Ankauf von Bürgergarde-uniformen verwendet wurden, rüſtete man in Catania ſchon wieder zu dem zweiten großen viertägigen Feſte zu Ehren der Heiligen. Haushohe Maſchinen ſollten durch die Stadt gezogen werden, wie man auch in Meſſina früher ſolche umherſchleppte, an denen kleine, hoch in der

Luft ſchwebende lebende Kinder, die die heilige Jungfrau umgebenden Engel vorſtellten. Und doch findet das Hauptfeſt der heiligen Agatha im Februar ſtatt. Tauſende von Männern ziehen dann Tage lang den ſchweren, ſilbernen, von Edelſteinen funkelnden Reliquienſarg der Heiligen durch die Straßen der Stadt und längs der Grenzen ihres Weichbilds. Der Stadtſenat in altſpaniſcher Tracht ſchreitet unter einem Baldachin voran. Dann folgen die langen Reihen der an den Stricken Ziehenden. Alle tragen ein langes weißes Hemd über den Kleidern, um die Hüften iſt ein ſchwarzer Strick gewunden und den Kopf ſchmückt eine weiße Zipfelmütze. Nicht ganz ſo wunderlich iſt bei dieſer Gelegenheit die Tracht des ſchönen Geſchlechts. Die Frauen Catanias hüllen ſich ſtets, wenn ſie zur Meſſe gehen, in einen ſogenannten Manto. Es iſt dieſes hier nur ein großes ſchwarzes, faſt quadratiſches Stück Zeug, aus ſchwerer cataneſer Seide gewoben. In der Mitte deſſelben befindet ſich ein Zug mit einem Band, das an dem linken Oberarm feſt gebunden wird. Mit der Rechten wirft man den Manto ſich über, ſodaß derſelbe die ganze Geſtalt verhüllt. Das Geſicht ſchaut kaum aus der Spalte heraus, durch den Zug zieht man um die Taille den Ueberwurf an, ſo daß er der Körperform ſich mehr anſchließt und auf den weiten Kleidern dann wieder glatt abfällt. Am Feſte der heiligen Agatha ziehen die Frauen den Manto aber ganz vor das Geſicht und ſtecken ihn ſo zu, daß nur ein Auge durch die Oeffnung hindurchſchaut. Die ſo Vermummten — ſicilianiſch 'ntupatedde genannt — begeben ſich dann an einem Tage auf die Straßen der Stadt und erfreuen ſich der vollſten

Maskenfreiheit. Es gilt als sehr unhöflich, wenn ein Herr eine so unkenntlich gemachte Dame, die ihm ihren Arm anbietet, nicht in ein Kaffee oder eine Conditorei begleitet und ihr dort reichen läßt, was sie wünscht, oder gar unwillig wird, wenn seine Führerin ihn mitten auf der Straße zum Gelächter für Alle stehen läßt und sich einem anderen anschließt, den sie lieber mag. Daß diese Mummerei bei den Schwierigkeiten, die sich sonst dem harmlosesten Verkehr der jungen Leute in Sicilien entgegenstellen, vor Allem zur Einfädelung oder Ausführung von allerlei Liebesintriguen benutzt wird, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Nie aber wird man die Decenz verletzt sehen und es ist sicher ein gutes Zeichen, daß sich bei diesem wahren Volksfeste alle Stände, von der reichsten Prinzipessina bis zum niedrigsten Bürgersmädchen herunter, betheiligen. Ich will es dahin gestellt sein lassen, ob der Ursprung des Festes sich bis in vorchristliche Zeiten hinauf verfolgen läßt, und, wie man behauptet hat, mit dem Cultus der Ceres in Zusammenhang zu bringen ist. Niemanden will ich es wenigstens rathen, einer Catanesерin gegenüber solche Vermuthungen auszusprechen. Die Gunst derselben wäre verwirkt. Vielmehr läßt sie sich zu erzählen gefallen, daß die sonderbaren Trachten ursprünglich nur ein Négligéanzug gewesen seien. Als nämlich die Gebeine der heiligen Agatha zur Nachtzeit auf einem Schiffe von Konstantinopel in Catania ankamen und die Einwohnerschaft dieses wunderbar schnell vernahm, wollte Jedermann ihnen seine Verehrung so schnell als möglich darbringen. Da war keine Zeit Toilette zu machen. Die Frauen warfen ihren Manto über und die Männer gürteten die Hemden. Ueber die

Wahrheit dieſer Erzählung will ich gleichfalls mit Niemanden ſtreiten. Zugegeben muß jedenfalls werden, daß, wenn ſie nicht wahr ſein ſollte, ſie gut erfunden iſt, da ſie ſich einer, wie man ſagt, noch jetzt vorkommenden Untugend der Cataneſerinnen anzubequemen und derſelben einen gewiſſen guten hiſtoriſchen Hintergrund zu geben weiß. Gar häufig ſollen nämlich dieſelben, wenn es des Morgens Zeit iſt, zur Meſſe zu gehen, mit ihrer Toilette noch nicht fertig ſein und dann der Manto ein ſehr praktiſches Kleidungsſtück werden. Doch hoffentlich iſt das nur die Erfindung einer böſen Zunge, denn als wir durch die „Steſichoros- und Aetna-Straße" nach dem „Berge" zu fuhren, begegnete uns eine große Zahl ſolcher ſchwarzen Geſtalten, deren ſehr bedeutender Umfang darauf ſchließen ließ, daß die Toilette ſchon vollſtändig gemacht ſei.

Nachdem wir nämlich die Merkwürdigkeiten der Stadt, ſoweit es des Tages Hitze erlaubte, in Augenſchein genommen hatten, fuhren wir gegen Mittag nach Nicoloſi ab. Die nicht allzu ſteil, aber doch ſtetig anſteigende Landſtraße, führt zwiſchen den ſchön gelegenen Campagnewohnungen der Cataneſen, zwiſchen Weingärten, Oliven-, Citronen- und Orangenpflanzungen hindurch, die Vorberge des Aetna hinan. Wo die Lava nur ein wenig verwittert iſt, hat ſich ein Cactus feſtgeſetzt, deſſen fleiſchige Blätter jetzt von Früchten ſtrotzten. Zu ihrer vollſtändigen Reife bedurften ſie nur noch eines Regens. Für die Cultur ganz Siciliens ſind dieſe Cactus — hier fichidinie, d. h. indiſche Feige vom Volk genannt — von der größten Bedeutung. Soll ein Lavafeld, oder wie bei Palermo unter dem Monte Pellegrino nach der Favorita hin, ein Felsplateau dem Ackerbau gewonnen werden, ſo ſteckt

man nur Cactusblätter in ein wenig Erdreich und bald erhebt sich der üppig fortwuchernde, unförmliche Stamm. Unter ihm sammelt sich dann allmählig fruchtbares Erdreich und bei dessen ungemeiner Vegetationskraft genügt schon ein Weniges dazu, um nach einigen Jahren einen Weinstock zu ernähren. Wer sich von der außerordentlichen Fruchtbarkeit dieses Landes überzeugen will, muß nur einmal im Frühjahr in einem Berggarten bei Catania herumklettern. Zwischen den schwarzen Lavablöcken erheben sich knorrige Olivenbäume, deren silbergraues, feines Laub mit den dunkelgrünen, schwerfälligeren Blättern des Johannisbrodbaumes sich mischt. Wo nur einige Fuß breit Ackerkrume sich findet, hat der fleißige Bauer zwischen die Steine Waizen gesäet, der so saftig grün emporsproßt, daß man sich leicht erklären kann, warum die Alten Sicilien als die Urheimath des Waizens ansahen. Ohne Furcht, die Productionskraft des Bodens allzusehr anzustrengen, hat man noch Weinstöcke in Reihen zwischen ihn gepflanzt und wo die Orangebäume nicht alles beschatten, wachsen die großen rothen Zwiebeln, die saftreichen Lattichstengel und die zarten Oberkohlrabi, welche die Sicilianer so gern roh verspeisen. An die höheren Lavafelsen hat sich ein Granatbaum angelehnt, dessen Zweige von schwellenden, rothen Knospen prangen und in sanftem Winde schüttelt ein Mandelbusch sein zartes hellgrünes Laub. Durch einen, wie zum Besteigen sich herunterbiegenden Feigenbaum schwingt man sich auf den steilen Lavablock. Wie hat hier schon Sonne und Regen dem Menschen vorgearbeitet! Um den Cactusstock schlingen sich in allen Farben blühende wilde Wicken, Schwertlilien lassen schon ihre ziegelrothen und bläulich-

weißen Blüthenkelche sprießen und zwischen fußhohen scharfkantigen Gräsern rascheln die schnellen Lacerten.

Aber nicht überall sieht man auf den Lavafeldern solche Ueppigkeit sich entfalten. Mitten zwischen den grünenden Gärten hat sich ein Lavastrom hindurchgewälzt, dessen feuriger Brei zu Steinen erstarrt ist, die, so hart wie Glas, sich jeder Cultur unzugänglich erweisen. Doch hat auch in diesen schwarzen Steinfeldern der unermüdliche Fleiß schon manche Oase erstehen lassen und von Jahr zu Jahr verengern sich die Ufer des erstarrten Stromes. Seitdem nämlich die Traubenkrankheit die Weinberge Südeuropas verwüstet, aber die hiesigen noch ziemlich verschont hat, ist der Preis des Landweins hier auf das Drei- bis Vierfache gestiegen. In Folge dessen sind die Grundeigenthümer, trotz der hohen Grundsteuer, sehr wohlhabend geworden und wenden ihre Kapitalien fast nur zur Urbarmachung des Bodens an. Wer durch die Felder von Riposto und Aci-Reale reist, wird staunen über die um die neugeklärten Felder aufgeworfenen Steinwälle.

Aber nicht zu allen Zeiten prangen diese Felder in so herrlichem Schmucke. Jetzt war das Getreide abgeerntet, das Gras von der Sonne verbrannt. Auf den grünen, schlaff und traurig herabhängenden Blättern saß der feine schwarze Lavastaub, den seit hundert Tagen kein Tropfen Regen abgewaschen hatte. Wir selbst, von der Hitze geplagt, empfanden das stille Weh, das die Natur durchzitterte. Noch nie hatte ich das Furchtbare, das in dem alttestamentlichen Fluche liegt: „der Himmel, der über deinem Haupte ist, wird ehern sein und die Erde unter dir eisern; der Herr wird deinem

Lande Staub und Aſche für Regen geben", ſo lebhaft empfunden als jetzt. Nicht wie wir und nicht wie die Bäume der Gärten, ſchienen die Bewohner des Landes von dieſer tropiſchen Hitze und Trockenheit zu leiden. In Mascaluccia, einem großen Flecken an der Straße, war großes Kirchen- und Volksfeſt, zu dem die Muſik der Nationalgarde von Catania aufſpielte. Emſig machte man die Vorbereitungen zur großen Illumination. An hölzernen Geſtellen längs der Straße hingen zahlloſe Oellämpchen, da die Beleuchtung der Fenſter nicht genügt. Großartige Geſtelle, „casteddi", zum Abbrennen der Feuerwerkskörper fehlten nicht. Wie Meſſen und Jahrmärkte aus den Kirchenfeſten erwachſen ſind, konnte man hier noch ſehen. Töpfergeſchirr und Blechwaaren, Manufaktur- und Quincaillerie-Artikel lagen ausgebreitet auf der Straße und wurden von den von allen Seiten herbeigeſtrömten Bergbewohnern eifrig erhandelt.

Hinter Mascaluccia ſteigt der Weg in immer traurigere Regionen. Nur kugelrunde Ginſterbüſche, verkommene Steineichen durchbrechen die Lavamaſſen. Hier ließe ſich wenigſtens Wald anlegen, an deſſen Mangel das gegenwärtige Sicilien außerordentlich leidet. Aber an ſo etwas denken die Sicilianer ſo wenig, als die alte Regierung daran dachte. Aus dieſer Wüſtenei ſenkt ſich dann die Straße nach Nicoloſi, das in der Ebene zwiſchen den beiden Erhebungskratern der Eruption von 1669 — den Monti Roſſi — und dem Aetna erbaut iſt. Drei und eine halbe Stunde hatten wir zu unſerer Fahrt gebraucht.

Sofort nach unſerer Ankunft begaben wir uns zu dem greiſen Dr. Gemellaro, dem ſeit dem Anfang dieſes

Jahrhunderts allen Aetnasteigern durch seine Gastfreundschaft und Gefälligkeit wohl bekannten „Wächter am Aetna." Leider war die nächste Auskunft, die er uns zu geben vermochte, keine sehr angenehme. Er versicherte, vor 8 bis 9 Uhr Abends würden wir kaum Maulthiere erhalten können, da dieselben bis dahin ruhen müßten, nachdem sie des Morgens schon eine Last Schnee von dem Berge heruntergeschleppt hätten.

Was nämlich in Nicolosi an Maulthieren gehalten wird, und das sind ungefähr 120 Stück, muß täglich während der 5 Sommermonate nach den Schneegruben auf dem Aetna, um von dort eine Last von drei Centnern Schnee und Eis herabzuschleppen. Berechnet man, daß also täglich auf diese Weise 360 Centner nach Catania geschafft werden, von wo dann aus die Umgegend und ganz Malta mit diesem unentbehrlichen Artikel versorgt werden, so kann man denken, daß die Rente, die der Besitzer des Aetnaschnees, der Bischof von Catania, bezieht, doch nicht ganz unbedeutend sein mag. Sollte Jemandem diese geistliche Zehntung, die noch dazu erst neueren Datums ist, da das Eisessen erst seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in Sicilien eingeführt wurde*), doch als zuweitgehend erscheinen, so möge man nicht vergessen, daß ja hier auch das Wasser der Bäche nicht Gemeingut, sondern Sondereigen ist. Gar mancher Principe und manches Kloster lebt so vom Wasser allein. In wohl verwahrten Kanälen werden die Bäche einhergeleitet und tränken durch unzählige Seitenadern die

*) Gallo, Annali di Messina, III. S. 3. In Spanien aß man schon zu den Zeiten der Mauren Eis.

Gärten und Felder. Wer einen Bach von der Stärke beſitzt, daß derſelbe ein Mühlenrad treiben kann, wie hier bei Catania der Fürſt Carcaci, iſt ein wohlhabender Mann. Denn ein Waſſerſtrahl von dem Durchmeſſer eines Federkiels — einer penna — koſtet ungefähr 8 Thaler, ſoviel als hundert Flaſchen ganz trinkbaren Weines werth ſind.

Ueber dieſes und Aehnliches ließen wir uns während unſeres langen Aufenthalts im Gaſthofe „zum Aetna" vom Wirthe belehren. Endlich gegen ½9 Uhr Abends kamen denn auch unſere Maulthiere. Es waren ſchöne, kräftige Thiere. Die beiden Führer, ſchon ältliche Männer, hatten den Berg ſchon gar manchmal beſtiegen. Da wir fürchteten, die Spitze deſſelben zu ſpät zu erreichen, um von ihr aus die Sonne aufgehen zu ſehen, ſuchten wir nun ſo ſchnell als möglich vom Platze zu kommen. Doch ließen ſich die harten Mäuler nur ſehr ſchwer aus ihrem gewohnten, allerdings ſchon ziemlich raſchen Schritte bringen. Nach einem ſehr anſtrengenden Ritte von 2½ Stunden, während deſſen wir nur die Sterne über unſeren Häuptern flimmern und ſchon tief unter uns im Thale die Illumination von Mascaluccia leuchten ſahen, machten wir, ſchon innerhalb der ſogenannten Waldregion, vor einem Gebäude Halt, das der ſpaniſche Herzog di Ferranina, ein Verwandter Napoleons III., hier hat bauen laſſen, um von ihm aus eine große, neu angelegte Kaſtanienpflanzung überwachen zu können. Hier legten wir Winterkleider über unſere Sommeranzüge an. Dann ging es haſtig weiter zwiſchen einzelſtehenden, knorrigen Steineichen hindurch, in deren ſcharfem harten Laube der Nachtwind pfiff. Da der Weg nicht

allzu unbequem war, und wir fünf Reisende uns eng zusammenhalten konnten, sangen wir bald in die Bäume — sie Wald zu nennen, wäre eine Beleidigung der schönen deutschen Wälder — eins der schönen deutschen Reiselieder nach dem andern. Von ihnen aus war dann der Uebergang zu Gesprächen über des Vaterlandes Wohl und Wehe, zu denen ja auch kaum ein Land des Südens den deutschen Reisenden so auffordert als Sicilien, bald gefunden. Denn sei es, daß der Gegensatz gegen heimisches Leben, der hier so scharf hervortritt, den Wanderer vor Allem daran zu denken erinnert, daß einst bis hierher deutsche Fürsten geboten, die noch in den Sagen beider Länder bis auf diesen Tag fortleben*); sei es, daß, wenn man die Geschichte Siciliens von der Gegenwart aus rückwärts durchmustert, allein der Blick zuerst mit Wohlgefallen auf der Periode ruhen mag, in der hier Friedrich II. regierte und seit der gleichwie für Deutschland so auch für Sicilien wenige Tage wahrhaft nationalen Aufschwungs gekommen sind, oder daß man nie der beiden großen Kaiser vergessen kann, die in Palermo ruhen und für die man sich in Deutschland vergebens nach einer würdigen Grabstätte umsehen

*) In Sicilien traten so gut wie in Deutschland nach dem Aussterben des stanfischen Hauses Pseudofriedriche auf, welche Viele verführten, und noch jetzt redet in Sicilien wie in Deutschland das Volk in aufgeregten Zeiten von einem schönen Jünglinge, der kommen solle und die Gottlosen vertreiben werde. Er werde ein Blutbad unter ihnen anrichten, dessen Ströme von dem Dom bis in das Meer fließen sollten, erzählte in Messina 1865 das von Choleraangst und durch die drohende Aufhebung der Klöster aufgeregte Volk.

würde; es ist einmal so, wenige Deutsche werden nach Italien kommen, die, wenn sie überhaupt ein Herz für vaterländische Dinge haben, hier nicht besonders der einstigen Größe des Vaterlandes gedenken müssen. Platen hat dieser Stimmung, die den Deutschen in Sicilien beschleicht, und des Trostes, der ihm einstweilen geblieben, in seinem Hymnus aus Sicilien den klassischen Ausdruck gegeben.

Während so unsere Gedanken bei der trauten Heimath verweilten, waren wir aus dem Gehölze herausgekommen. Jetzt wurde der Weg immer beschwerlicher. Ein Jeder hatte genug mit sich und seinem Thiere zu thun. Nur die Führer sangen noch dann und wann ein sicilianisches Liedchen, durch das sie die Thiere nicht ohne Erfolg zu rascherem Vorwärtsgehen aufmunterten; dann war es wieder todtenstill weit um uns her. Kaum hörte man das Auftreten der Maulthiere, die sich zwischen den Felsblöcken in den mannigfaltigsten Biegungen fortbewegend stets sicher die Stelle zu finden wußten, an der der Fuß haften konnte. Die in unzähligen Wendungen aufwärts klimmende Reihe, die vermummten Gestalten auf den rasch einherschreitenden Thieren, gaben dem Zug ein gespensterhaftes Aussehen. Die Tags über von der Sonne geblendeten und jetzt sehr ermüdeten Augen vermochten kaum noch scharfe Bilder in sich aufzunehmen. Alles schwamm wie in einem traumartigen Zustande zusammen, aus dem dann die ungewohnte Scenerie Einen doch wieder gar bald erschreckt auffahren ließ. Nur wenn man scharf nach dem Kamme des Berges gesehen, oder einen Stern fixirt hatte, dann war man auf einige Augenblicke fähig, seine Umgebung

ſchärfer zu unterſcheiden. Nie habe ich übrigens die Sterne ſo hell funkeln ſehen, als in dieſer Höhe. Als der letzte Stern aus dem Schwanz des großen Bären gerade über der Spitze des vor uns ſtehenden Berges ſtand, um dann aus unſerem Geſichtskreis zu verſchwinden, meinte ich augenblicklich nicht anders, als es leuchte ein elektriſches Licht aus der Bergſpitze hervor. Und doch war es gar nicht der Kratergipfel, gegen den wir anritten, ſondern nur der Montagnolo, allerdings einer der höchſten Gipfel des Bergsſtocks, aus dem ſich in der Mitte der Krater erhebt. Erſt nachdem wir von ihm aus noch eine Stunde geritten waren, kamen wir in der Caſa Ingleſe an. Engliſche Offiziere, daher der Name, haben dieſe Steinhütte unmittelbar am Fuße des Kraters erbauen laſſen, als im Anfange dieſes Jahrhunderts England Sicilien durch Bentink für die vom Feſtlande vertriebenen Bourbonen vertheidigen und verwalten ließ. Jetzt iſt dieſes für die Aetnaſteiger unentbehrliche Gebäude ſeinem Ruin nahe. Das Dach iſt durch Schneemaſſen eingedrückt und die Reſtaurationsarbeiten nehmen einen ſehr langſamen Fortgang. Die bisherige Regierung that für ſo Etwas, wie für die Erhaltung der Alterthümer in Sicilien, gar Nichts, und wenn ein wohlthätiger Ausländer eine Summe für irgend ein gemeinnütziges Unternehmen ſchenkte, ſo wußten die Beamten ſo viele Verwaltungskoſten derſelben herauszurechnen, daß kaum Etwas übrig blieb*). In der Caſa Ingleſe war wenig-

*) Jetzt iſt die Caſa Ingleſe in beſſerem Zuſtande, nachdem der Erbprinz Umberto den Aetna erſtiegen und zur Wiederherſtellung der unentbehrlichen Hütte eine Geldſumme verwilligt hat.

ſtens einmal einiges Mobiliar geweſen. Das Bettgeſtell war noch ziemlich gut, Tiſche und Stühle dagegen in faſt gänzlich unbrauchbarem Zuſtande. Leider ſtimmte zu dieſem Mobiliare auch der Apparat, den wir von Catania zum Kaffeekochen mitgenommen hatten, nur zu gut zuſammen. Unſer Kaffeekeſſel hatte durch irgend einen unglücklichen Zufall ein Loch erhalten und ſo konnten wir bei nur vier Grad Wärme weder uns durch einen ſteifen Grog erwärmen, noch unſere ſteif gewordenen Glieder am Kohlenfeuer aufthauen, denn dichter Rauch erfüllte gar bald die Höhle. Doch hatte dieſer ſonſt ſo fatale Umſtand auch ſeine gute Seite. Wäre ein luſtiges Feuer emporgeflackert und hätten wir Punſch bereitet, ich glaube, wir wären bei unſerer Abſpannung und Müdigkeit der Verſuchung unterlegen, länger hier zu verweilen, als es die Zeit geſtattete. Denn es war mittlerweile 1/4 4 Uhr geworden. So brachen wir nach kaum halbſtündiger Raſt wieder auf, um den ſchwierigſten Theil des Weges zu Fuß zurückzulegen.

Sofort, wenn man aus der Caſa Ingleſe hervorkommt, hat man eine Strecke zwiſchen neuer Lava zu durchſchreiten, die zu den allerunangenehmſten Partieen gehört. Die Steine ſind zwar nicht größer als große Bruchſteine, aber voll von Oeffnungen und Spalten, deren Kanten, ſo ſcharf wie glaſige Metallſchlacken, das Auftreten ſehr erſchweren. Nachdem dieſer Verhau glücklich überwunden war, ging es in den loſen Sand und die Aſche hinein, welche den Fuß und die Wände des Kraters umhüllen. Nur mit Anſtrengung aller Kräfte, auf die langen Bergſtöcke geſtützt, klommen wir aufwärts. Einen halben Fuß tief ſinkt man bei jedem Schritte in

die Asche und rutscht den halben Schritt wieder zurück. Man überschätzt sehr leicht den Steigungswinkel der Berge und ich will deshalb auch jetzt keinen für diesen Pick angeben und nur sagen, daß es eben wie ein steiles Dach hinauf geht; doch glaube ich, derselbe wird sich nicht weit von dem der meisten übrigen Kraterkegel, den Humboldt auf 45° angibt, entfernen. Wenn man noch die ungewohnte leichte Luft in dieser Höhe von 10,000 Fuß in Anschlag bringt, so kann man sich leicht eine Vorstellung von den Schwierigkeiten machen. Einem Reisegefährten gingen denn hier auch seine Kräfte aus. (Zum Unglück nahm der Führer, der ihn zurück begleitete, auch die Flasche guten rothen Aßmannshäuser 1857er, die wir oben auf das Wohl des Vaterlandes hatten trinken wollen, mit hinunter, so daß wir uns später nur mit einem dreifachen Hoche behelfen mußten). Wir anderen Vier überwanden jedoch auch glücklich diesen Aschenring und kamen auf festem Grund und Boden an. Hier hatten die Stürme und der Regen bei der immer größer werdenden Abschüssigkeit des Bodens die Asche nicht mehr festhaften lassen. In dem nun blosliegenden Felsmantel hat der Regen zolltiefe Rinnen ausgewaschen, sodaß man trotz der Jähe des Berges hier leichter vorwärts kommt. Nach dreiviertelstündigem Steigen waren wir an der niedrigsten Stelle des Kraters angelangt. Wir hatten es so herrlich getroffen, daß uns auf unserem bisherigen Wege der Schwefeldampf kaum beschwerlich geworden war. Jetzt, am Rande des fast 3 Miglien in Umfang haltenden Kraters, war es anders. Wo wir unsere Stöcke einstießen, da qualmte uns dichter Dampf entgegen. Ja, bei jedem starken Fußtritte wirbelte Rauch

auf. Doch konnten wir unmittelbar an den Krater herantreten.

Zwiſchen den ungeheuren, ſchwarzen, braunen und weißlichen, ſenkrecht abfallenden Felswänden, um deren in allem möglichen Zickzack gebrochenen Kanten kleine Dampfwolken dahin flogen, wogte der blaue Schwefelbrodem, bald ſich wie eine Blaſe aufblähend, bald in lauter einzelnen, nur im Grunde zuſammengehaltenen Bändern emporzüngelnd. Sich ineinander verſchlingend und wieder auflöſend, bald rechts, bald links mit Blitzesſchnelle huſchend, quollen die blauweißen, dicken Dampfwolken aus dem unergründlichen Schlunde. Kamen ſie bis an die Ränder des Kraters emporgeſtiegen, ſo ſtoben ſie vor dem Zugwinde auseinander und waren im Nu im unendlichen Raume verflogen. Stießen wir einen loſen Felsblock in den Schlund, ſo wirbelte eine Rauchſäule an den getroffenen Rändern ſenkrecht in die Höhe und erſt nach langem, dumpfen Krachen trat wieder die geſpenſterhafte Stille ein. Durch einen ſtarken Gewehrſchuß, den wir in den Krater abfeuerten, jagten wir die Wolken wie Furien durcheinander und heulend warfen die Wände das Echo zurück.

Doch wir hatten nicht lange Zeit zu derartigen Experimenten. Der Führer forderte zum Weiterſteigen auf. Schon war es helle Dämmerung geworden; wir konnten deutlich das Meer erkennen und den Meereshorizont, der wie ein hohes Gebirge vor uns lag, bewundern; aber die Sonne war noch nicht da. Als wir noch in der Aſche wateten, hatten wir ſchon einmal zu unſerem Schrecken den Horizont ſich röthen ſehen; aber es war nur die untergehende Mondſichel geweſen. Jetzt

galt es, die letzte Anstrengung schnell zu machen, um noch vor dem wirklichen Sonnenaufgang die höchste Spitze des Berges nach Osten hin zu erklimmen*). Wo wir nicht geradezu über lose Felsblöcke vorsichtig emporklettern mußten, war diese Parthie nicht zu anstrengend. Der Boden hier ist immer feucht und weich. Man schreitet über ihn weg, wie über einen Moosboden in einem Tannenwalde. Auch seine Färbung hat mit diesem einige Aehnlichkeit. Nur vertraten hier die Stelle der gelblichgrünen, braunen und schmutzigweißen Flechten die in allen Farben spielenden Schwefelkrusten. Ueber sie weg kamen wir denn auch zum höchsten Gipfel.

Kaum hatten wir uns ein wenig erquickt, so erhob sich die Sonne aus den Wogen des Golfs von Tarent. Wie Pfeile schossen die ersten Strahlen über die Meeresfläche dahin. Ihr oberer Rand glänzte wie flüssiges Gold. Strahlend im feurigsten Lichte, erhob sie sich aus der bläulichen, blitzenden Meerfluth. Nach der Mitte des scharf umgrenzten Balles war sie in leuchtenden Purpur gehüllt, während die untere Hälfte im dunkelsten Rothblau schwamm. Niemand wagte einen Laut. Jeder empfand das Unaussprechliche eines solchen Anblicks.

— — Ich fühlte, fühlte
Mich mit ihr, der Kommenden, getragen,
Gott auf seinem Throne zu erkennen,
Ihn den Herrn des Lebensquells zu nennen,
Jenes hohen Anblicks werth zu handeln,
Und in seinem Lichte fort zu wandeln.

---

*) Jetzt soll die höchste Spitze westlich vom Krater, der sich bei jeder Eruption verändert, liegen.

Erſt als ſie ganz aus den Wogen hervor war, das Naß gleichſam von ſich abgeſchüttelt hatte und „wie auf Morgenflügeln bogenhaft" ſich empor hob, konnte Jeder wieder ein Wort finden. Der heilige Schauer, gemildert und gereinigt durch die Empfindung des Anblicks ſo vollendeter Schönheit, war von uns genommen. Weithin blitzte das Meer bis an die Oſtküſte Calabriens; die Weſtſeite, von der entgegengeſetzten durch hohe Berge geſchieden, lag noch in tiefem Schatten. Land und Meer floſſen hier noch ineinander, während fern im Oſten leichte, in alle Farben, ja bis ins Grünliche hinein ſpielende Wolkenſtreifen uns eine ferne Küſte vorgaukelten. Immer mehr ſchien der Held ſeinen Lauf zu beſchleunigen. Da ſchauten wir rückwärts. Wie eine rieſige, dunkle Pyramide ragte der Schatten des Aetna in die Inſel hinein. Blendendes Licht war ſchon ausgegoſſen rings über die Inſel. Das Meer glänzte zu beiden Seiten. Mitten in dieſen Schein war aber ein dunkles Dreieck gezeichnet, in dem noch alles in lichter Morgendämmerung webte. Die Spitze deſſelben mochte ſüdlich von Caſtro Giovanni — Enna — zu ſuchen ſein. Ganz allmälig, man konnte es über die dunkelen Bergthäler und hellen Bergkuppen verfolgen, zog ſich das Dreieck zuſammen, bis der Schatten nur am Berge ſelbſt ſichtbar war. Das Licht hatte ſeinen täglichen Kampf von Neuem ſiegreich ausgefochten. Nur an einer Stelle wehrte ſich noch das heimliche Dunkel. Da wo der Taurus ſeine ſteile Halbinſel ins Meer ſtreckt, leuchtete das Theater von Taormina in hellem Glanze. Aber die Meerbucht unter ihm, „die kleine, felſenumſchattete, welche zum Bad vormals ſeligen Nymphen gedient,

die ſich der ewigen Jugend erfreut, in der hellen Kryſtallfluth, oder der Brandungen auch rauſchende Welle behorcht", ſie lag noch in tiefem Schatten. Erſt, als die Sonne ſchon ziemlich hoch ſtand, verſchwand auch dieſer. Aber an ſeiner Stelle erglänzte ſie nun gerade allein in den prachtvollſten Schillerfarben. Sei es, daß hier gerade hoher Wellenſchlag war, oder ein anderer uns verborgener Umſtand es bewirkte, ein wahrhaft bezauberndes Farbenſpiel erglänzte hier auf den Wogen. Aus ſolchem Glanze mögen ſich die Hellenen ihre Anadyomene auftauchend gedacht haben!

Jetzt erſt war es Zeit, von dem Einzelnen, was wir bisher geſchaut, den Blick in die unermeßliche Weite ſchweifen zu laſſen. So ſehr wir auch bisher von dem herrlichſten Wetter begünſtigt geweſen waren, — ſo regte ſich jetzt kaum ein Luftzug, wo ſonſt Aeolus aus allen Schläuchen bläſt, — inſofern hatten wir es nicht ganz gut getroffen, als die Atmoſphäre nach Sonnenaufgang nicht völlig rein blieb. Zwar ſind die Berichte mancher Reiſenden, die Afrika geſehen haben wollen, eben ſo unrichtig, als die Angabe des Kteſias, daß die Aſche des Aetna bis nach der indiſchen Halbinſel hinfliege. Aber das Meer kann man doch an beſonders heiteren Tagen rings um die Inſel fluthen ſehen. Wir konnten es nicht; auch Malta blieb uns unſichtbar. Die Hitze lag brütend auf dem Lande. Doch ſahen wir noch genug. Calabrien ſchauten wir tief unter uns bis weit über Palmi hinaus. Wo die Buchten von Euſemia und Squillace die Südſpitze der Halbinſel einſchnüren, lagen dichte Nebelbänke über dem Lande, ſo daß Meer und Land in einander ſchwammen. Calabrien erſchien, Sicilien gleich, eine Inſel zu ſein.

Westlich von dieser ragten die liparischen Inseln aus der Fluth. Der Stromboli begrüßte den Vater Aetna mit einer Rauchwolke. Die schmale Halbinsel von Melazzo lenkte von dort die Blicke auf sich und damit auf Sicilien selbst. Da lagen denn die Berge der Umgebung Messinas, die, vom Meere aus gesehen, als Bergriesen erscheinen, wie Maulwurfshügel unter uns. Die Bergkette, welche eine Fortsetzung des Apennins sich vom Faro di Messina aus steil erhebt und die ganze nordöstliche Ecke der Insel füllt, trägt hier schon über 3000 Fuß hohe Gipfel. Da liegt der sagenberühmte Monte Scudieri, in dem die letzten Saracenen ihre ungeheuren Schätze verbargen. Da liegt der Dinnamari und Monte Venere. Die lange Bergkette, die sich die ganze Nordküste entlang zieht und von dem ganz isolirt stehenden Aetnastock durch das Cantara- und Simetothal getrennt ist, erschien wie eine Gräberreihe, in die des Winters Wasser tiefe Furchen gerissen.

Kein Wald war auf dem scharfen Berggraten zu erkennen, alles öde und wie mit röthlichem Haidekraute bewachsen. Doch nach Norden und Westen sind am Aetna selbst noch einige Strecken gut bewaldet. Nur einzelne, sehr einzelne Städte verkündeten, daß die Insel bewohnt sei. Das Innere derselben und die Berglandschaften jenseits der weiten Ebene, die sich zwischen Catania und Lentini ausbreitet, erschien fast gleichfalls als eine große Ebene, während Jedermann, der einmal von Catania nach Palermo durch das Innere gereist ist, weiß, welche Steigungen es hier zu überwinden gibt. Die tief eingerissenen Thäler, die man nur durch ihr Dunkel als solche erkennen konnte, ließen sich mit den

Falten eines gebrochenen, ſchimmernden Tafeltuches vergleichen. Erſt wenn der Blick nach Süden, der Küſte entlang, ſchweifte, ſah man wieder ſcharfe Conturen. Hier drängte ſich das Vorgebirge von Agoſta ins Meer und über es weg ragte die Epipolae von Syrakus hervor. Weiter hinaus vermochten unſere Augen nichts mehr aus dem Nebelmeere hervorzuziehen. Es war ja auch genug! Giebt es doch wohl keinen anderen Punkt der Erde, an dem man die Wechſelbeziehungen der vier Elemente in ſolchen Dimenſionen gleichzeitig vor Augen haben könnte. Zu unſeren Füßen lag weites Land. Unmittelbar am Fuße des Kegels glänzte das ſchwarze Lavafeld meilenweit ausgedehnt, wie eine ſchwarze Sammetdecke. Weiterhin waren die braunen, ſonnverbrannten Berge mit einem weißlichen Schimmer angehaucht. Nach allen Seiten glitzerte das Meer. Des Feuers Macht war unter uns thätig und der Krater bildete ſeinen rieſigen Schlot. Ueber Alles aber ergoß ſich die ätherreine Luft, in der die Sonne ihren Lauf vollbrachte. Ich gefiel mir in dem Gedanken, daß dem Empedokles hier oben ſeine Lehre von den vier Elementen, die er zuerſt nebeneinanderſtellte, aufgegangen ſein möchte.

Noch größeren Reiz als all' dieſe herrliche Ausſicht über Land und Meer hatten aber für mich die Bilder, die, durch ſie angeregt, vor meinem geiſtigen Auge vorüberzogen. Was wären all' die Berge und Thäler für mich geweſen, hätte ich ſie mir nicht mit Menſchen und Werken der Menſchen erfüllt denken können! Jetzt, hier oben, wo man Nichts von ihnen gewahrte, konnte die Phantaſie ſie um ſo leichter mit den geſchichtlichen Geſtalten bevölkern, die einſt hier in der Zeiten Lauf gekommen

und gegangen waren. Wandert man durch die Trümmer einer alten, einſt hochberühmten Stadt, dann ſchlingen ſich unſere Gedanken um die Ueberreſte verfallener Pracht und Herrlichkeit und erbauen ſich das Alte aus dem Schutt und Moder lebendig wieder auf. Vieles wird Jedem in ſolchen Augenblicken verſtändlich und gegenwärtig, was bisher als kaum verſtandene Notiz nur das Gedächtniß beſchwerte. Hat man ſich aber an verſchiedenen Orten ſolche Localbilder geſammelt und ſchaut nun von einer höheren Warte auf all' die Orte herab, an denen ſie entſtanden, dann verknüpfen ſie ſich unwillkührlich mit einander und es iſt Einem, als ob man einen Theil des großen Dramas, in dem Nationen die handelnden Perſonen, mit all' ſeinem Wehe und Leid vor ſich abſpielen ſehe. Von keinem Berge der Welt kann man aber wohl auf eine größere Anzahl geſchichtlich hervorragender Stätten hinabſchauen, als vom Aetna. Dort unten an den hohen Mauern des großen Syrakus verblutete die Kraft des herrlichſten Staates des Alterthums, den der Großkönig nicht hatte bezwingen können. Hier, in der entgegengeſetzten Richtung, bei Melazzo, lehrte Duilius die Römer die Karthager auf ihrem Elemente beſiegen und hier erlagen die letzten römiſchen Republikaner der Flotte Octavians. Dort winkt der Berg von Enna, wo der erſte Sclavenkrieg ausbrach und ſein Ende fand. Hier, weit weg von dieſen Greueln, die die Römer an den Verfall ihres ſocialen Lebens mahnten, tritt uns ein ganz anderes Bild entgegen, das unſer Herz ſchneller ſchlagen läßt. Da tragen ſeine Getreuen den kranken Kaiſer Heinrich VI. aus den Eichenwäldern von Santiſſima. Der bleiche, todesmüde

Mann hatte Großes in seinem Herzen bewegt. Mit seiner gewaltigen Faust hatte er anklopfen wollen an die hohe Pforte des goldenen Hornes. Schon zogen die deutschen Mannen Italien entlang, um dem Romäerreich ein Ende zu machen. Da erkrankte der Kaiser auf der Jagd in diesen Bergen, und mit seinem jugendlichen Leibe wurden große Entwürfe auf immer begraben. Kaum ist wohl je der Tod eines Mannes von größeren Folgen für die Geschicke Europas gewesen, als der frühe Hingang dieses Staufers. Wenige Jahre nur hatte er über Italien geboten und es mußten die stets Widerspenstigen gehorchen. Freilich „wie blutiger Nordlichtschein war er aufgegangen" über diesem Lande. Deutschland sollte ein Erbreich werden. Da starb er und der größte Papst wurde der Vormund seines unmündigen Kindes. Dort hinten, unweit des Meeres, aus dem die Sonne aufgestiegen war, in Jesi, wurde Friedrich geboren und verlebte die wenigen glücklichen Jahre seiner Jugend. Aber wie schnell und wie prächtig schwang er sich auch empor, wie herrlich schritt Friedrich II., nach allen Seiten Glanz und Licht verbreitend, vorwärts, um in einer Nacht von Verrath und Unheil zu enden. Von ihm weg wendet sich dann leicht der Blick auf die Lehrer seiner Jugend und die getreuen Bundesgenossen seines Alters, die Saracenen. An sie erinnert uns ja auch der Name des Berges selbst, auf dem wir stehen. Denn beim Volke heißt er noch jetzt Mongibello. An sie erinnern die Wachtthürme an den Küsten, aber auch die Paläste Palermos, die alten Olivenbäume der Conca d'oro, deren Anbau die Emire durch Prämien begünstigten. Und glüht nicht erst seit ihrer Zeit hier im dunkelen Laub die Goldorange?

So reihte sich Bild an Bild. Bald war auch das Band gefunden, das sie verknüpfte. Hier standen wir so recht in der Mitte des großen Binnenmeeres, um das die Geschichte der alten Welt und ein gutes Theil der mittelalterlichen Geschichte sich bewegte, ehe der Schwerpunkt der Civilisation an den atlantischen Ocean sich verrückte. Wer in jenen Zeiten Sicilien ausschließlich beherrschte, dem stand die Herrschaft über das Mittelmeer zu Gebote. Die Insel selbst, zu klein, um ein selbstständiges Reich zu bilden, das sich auf die Dauer gegen die Großmächte der benachbarten Festländer hätte behaupten können, wurde der Kampfplatz der um die Oberherrschaft der damaligen Welt streitenden Mächte. So haben denn hier die Völker des Orients und Occidents lange gerungen. Zwischen die einzelnen Acte dieses Kampfes gruppirt sich dann die von ihnen abhängige innere Entwickelungsgeschichte der Insel.

Als Xerxes die Coalition der arischen und semitischen Völker des Ostens gegen die Stämme der Hellenen führte und damit die Reihe der großen, geschichtlichen Reactionen des Orients gegen den sich immer mehr erhebenden Occident eröffnete, wurde nicht allein bei Thermopylae, Salamis und Plataeae für Bildung und Freiheit gestritten. Nicht grundlos, aber auch nicht umsonst hatten Damareta und die edelen Frauen von Syrakus ihren Schmuck dem Vaterlande geopfert. Die Schlacht, die ihre Männer bei Himera gegen die karthagische Uebermacht an demselben Tage schlugen und gewannen *),

*) So berichten die griechischen Geschichtsschreiber, welche die Gleichzeitigkeiten lieben.

als Themiſtokles die Barbaren bei Salamis in die Flucht trieb, iſt eine der bedeutenſten Schlachten des ganzen Alterthums und Pindar ſtellt ſie den Kämpfen am Kithaeron und bei Salamis gleich. Denn fünfundzwanzigtauſend Hellenen ſtritten hier gegen einen viermal ſtärkeren Feind. Es iſt richtig, daß die ſicilianiſchen Griechen damals „den Hellenen ihre ſtarke Hand reichten, der Freiheit zu helfen, als ſie die Völker der Barbaren bezwangen", wie Simonides auf den goldenen Dreifuß ſchrieb, der aus der Beute der Schlacht bei Himera dem delphiſchen Gotte gewidmet wurde.

Was aber den Griechen in ihrer Heimath gelang, die Gefahr, von den Barbaren erdrückt zu werden, für immer zu beſeitigen, das gelang in gleicher Weiſe den ſiciliſchen nicht. Die Karthager behielten feſten Fuß auf der Inſel. Die Hellenen wurden, nachdem ſie in brudermörderiſchem Kampfe ſich ſelbſt geſchwächt und zum Verderben des Heimathlandes ſelbſt das Ihrige beigetragen hatten, von den zähen Semiten immer mehr in die Enge getrieben. Aber was den Hellenen nicht geglückt, den Orient in ſeine Grenzen zurückzuwerfen, das vollbrachten ihre ariſchen Stammesverwandten, die Römer, freilich dabei auch der Griechen Städte nicht verſchonend. Ihre Kämpfe mit den Karthagern haben Jahrzehnte lang die Inſel erfüllt und als ſie hier Herren geblieben, konnte nur ein Hannibal es wagen, den Kampf auf weiten Umwegen wieder aufzunehmen.

Als dann ungefähr ein Jahrtauſend ſpäter die Völker des Orients zur letzten Anſtrengung gegen Europa ſich aufrafften, als der Muhamedanismus Europa von Oſten und Weſten bedrohte und der Kampf längs des

ganzen Mittelmeeres auf Jahrhunderte entbrannte, da war Sicilien so recht der Mittelpunkt der ganzen Angriffslinie. Ihn zu behaupten, war das oströmische Reich zu schwach geworden. Vergebens sandten die Kaiser von Byzanz einen Katapan nach dem anderen aus, um die schöne Insel zu retten oder die schon verlorene wieder zu erobern. Erst den tapferen Söhnen des Nordens gelang es, die Zeiriden aus der Insel zu verdrängen und dem Abendland zu erhalten, was ihm gehört. Die naturgemäßen Erben dieser normannischen Helden waren dann die Fürsten des Landes, das damals der erste Sitz abendländischer Cultur war. Zwei der gewaltigsten deutschen Kaiser herrschten dann hier und

Dieses Gestad ist noch des Ruhmes voll,
Den zurückließ ihre gewaltige Faust,
Wo Friedrich im Grab schläft und Heinrichs
Früh bestatteter Leib zugleich ruht im porphyrnen Sarkophage.

Seit ihrer Zeit ist dann Sicilien nicht mehr der Schauplatz welthistorischer Kriege zwischen Orient und Occident geworden. Fast wirkt nach allen Kämpfen, die hier zwischen beiden ausgefochten wurden, die Liebe und Treue, mit der die Saracenen Italiens an dem letzten großen Beherrscher Siciliens hingen, als versöhnendes Element in diesem großen Drama. —

So zog vor meinem geistigen Auge die Geschichte Siciliens und damit ein gut Stück Weltgeschichte vorüber, während ich auf die Orte hinabschaute, wo sich solches zugetragen hatte. Wir hatten genug gesehen!

Nachdem wir den Krater rings umklettert und an seiner nördlichen Hälfte, die von der südlichen durch eine Felswand geschieden ist, bis auf den Grund hinunter-

geblickt hatten, suchten wir den zurückgebliebenen Reisegefährten in der Casa Inglese auf und ritten nach kurzem Mahle nach dem für die Geologen so interessanten Val di Bue. In diesem ungeheuren, mehrere tausend Fuß tiefen, nur nach Osten geöffneten Schlunde, der durch das Zerreißen einer Bergkette gebildet ist und der höchst wahrscheinlich den ältesten Theil des Vulkans in seinem südwestlichen Winkel birgt, befinden sich die beiden blasenförmigen Erhebungskrater der Eruption von 1852. Nur flüchtig schauten wir Nichtgeologen in diese Hölle hinein. Von da ritten wir direct nach Nicolosi zurück, wo wir nach zwanzigstündiger Anstrengung, von Müdigkeit und Hitze erschöpft, uns wohlthuender Ruhe überließen.

II.

Noch eine Aetnafahrt.

Der Mai war freilich noch nicht gekommen, doch ſchlugen die Bäume ſchon luſtig aus. Denn nicht der Mai, ſondern der April iſt hier zu Lande der rechte Frühlingsmonat, wenn man dieſes Wort für Sicilien gebrauchen darf, wo zwar nicht, wie Manche in der Heimath meinen, Gluthitze oder Frühlingswonne das ganze Jahr durch herrſcht, wohl aber der Gegenſatz von Winter und Sommer, zwiſchen Erſtorbenſein und Erwachen der Natur lange nicht in dem Maße und in der auch das menſchliche Leben ergreifenden Kraft auftritt, als dieſes im Norden ſtattfindet. Nichts gleichförmig Wirkendes vermag das menſchliche Herz zu erheben; nur der Wechſel kann es anregen. Daher bei den Völkern des Südens, weder im Alterthum noch in der neueren Zeit, jenes lebendige Naturgefühl, jenes Mitleben und Nachempfinden des Wechſels in der Natur, wie bei uns. Wo immergrüne Bäume in vollem Blätterſchmuck Jahr aus Jahr ein erglänzen, wo die Hesperidenäpfel im Winter am ſüßeſten ſind, da vermag der Frühling nicht in dem Herzen die Sehnſucht ſo zu entzünden als dort, wo der Lenz in wenigen Wochen

Alles mit Blüthenschnee und Blättergrün überschüttet, da vermag er nicht, die rechte deutsche Reiselust zu erwecken und das Gemüth leicht zu machen. Umgekehrt freilich giebt es auch keinen Herbst und damit auch nicht jenes bange Gefühl, das nur die Hoffnung auf die Wiederkehr des Frühlings mit ihrem matten Goldschimmer zu poetischer Schönheit zu verklären vermag.

Aber dieses Frühjahr (1865) war doch etwas wie nordische Reiselust über mich gekommen. Wir hatten einen wirklichen Winter gehabt. Als ich eines Tages im Februar durch die Straßen Messinas ging, wurden mir sogar verschiedene Schneebälle von großen und kleinen Gassenbuben angeworfen. Monate lang waren keine zwei Tage wolkenfreien Himmels gewesen. Mißmuthig war man auf den Trottoirs der Straßen der Stadt spazieren gegangen, um wenigstens nur trockene Füße zu behalten. Vor die Thore konnte man kaum gelangen, da sämmtliche Stadtausgänge gleichzeitig vom weisen Magistrat in Bau und Besserung genommen waren, und Sumpflachen und Wassergräben selbst einem weniger difficilen Spaziergänger das Ueberschreiten der Stadtgrenzen nicht leicht gestatteten. Als da nun nach wüstem, trüben Scirocco sturm die Aprilsonne rein und goldig über den Schneegipfeln des calabrischen Waldgebirges emporstieg, als unter dem blaßgrünen Olivenlaub das fette Blaugrün des Getreides erglänzte, die Spitzen der geweihartigen Aeste des Feigenbaumes sich mit grünen Blattknospen krönten und die Pfirsichbäume sich in Purpurmäntel hüllten, da zog ich mit dem ersten besten Schiff von dannen, um von Catania aus den

Aetna nordwärts zu umziehen und einen zweiten Verſuch zu machen, bis zum neuen Krater vorzudringen*).

In Catania fand man das Wetter ſehr geeignet zu einer ſolchen Tour. Denn nur bei günſtigſtem Wetter möchte ich rathen, einen ſolchen Ausflug um den Aetna herum zu machen. Die Straße iſt zwar ſehr gut und mit jedem Reiſewagen zu befahren, aber eine ſolche Reiſe im Wagen iſt nur eine halbe Reiſe. Entweder muß man „ſpazieren gehn" wie Seume, oder reiten. Man macht allerdings keine beſonders ſchöne Figur, wenn man auf einem Eſel oder Maulthiere dahin trabt, die Lenkbarkeit dieſer Thiere hat ihre ſehr ſchmalen Grenzen, die Stimme der Eſel iſt nicht fein. Aber man kommt mit den Thieren vorwärts, man braucht nicht allzu ängſtlich auf ſie zu achten, ſie gehen ſicher bergauf und bergab, es ſchaut ſich ſo frei von dem Rücken des Thieres nach allen Seiten hin aus.

Nach einigem Umherfragen in Catania war denn bald ein Vetturin mit zwei Maulthieren gefunden. Eine mir befreundete Familie ließ mein Thier mit einem guten engliſchen Reitzeug ſatteln und ſo trabten wir wohlgemuth durch eine der langen, nach der Schnur gezogenen Straßen Catanias dem Stadtthore zu, vor dem ſich die beiden großen Landſtraßen trennen. Die eine führt ſüdlich durch die Ebene von Catania nach Syrakus, die andere nordweſtlich nach dem Innern der

*) Bei dem erſten, den ich in Begleitung von Damen unternommen hatte, war ich nur bis an die „testa della lava", die am weiteſten vorgeſchobene Spitze des Lavaſtroms, gekommen. Derſelbe war ungefähr 7 Miglien lang.

Inſel. In den Weinfeldern vor der Stadt waren die Arbeiter ſchon beſchäftigt; die Straße war mit den zweiräderigen, mit Heiligenbildern bunt bemalten Carrette bedeckt, die die gelben Schwefelkuchen nach dem Hafen führten. Der Weg ſteigt allmälig aber ſtetig in die Höhe an dem Saume der letzten Lavahügel, die der Aetna gleichſam als ſeine Vorpoſten an den Rand der Ebene von Catania vorgeſchoben hat. In Urzeiten, ehe der Aetna ſich hob, war wohl dieſer ganze Theil der Inſel vom Meere bedeckt. Steigt doch jetzt noch, wie Unterſuchungen ergeben haben, die Küſte in der Nähe Catanias fortwährend, ſo daß ſie in unſerer Periode über 13½ Mètres (42 Fuß) an manchen Stellen gehoben iſt. Aus dem Meeresgrunde hob ſich der rieſige Vulkan, an ſeiner Südſeite bildete ſich das Blachfeld, einſt die Kornkammer, jetzt das Baumwollenfeld Siciliens. Im Winter verwandelt es ſich häufig in einen großen See. Im Sommer und Herbſte iſt es die Brutſtätte der Malariafieber. Faſt parallel mit dem nördlich die Ebene durchfließenden und ſie gegen den Aetna abgrenzenden Simetofluß zieht die Straße auf den letzten Ausläufern des Aetna über die Lavafelder, die bald bebaut, wenn auch mit großen Lavablöcken durchſäet, bald ganz kulturlos ſind. Um jedoch einen rechten Ueberblick über die Ebene genießen und das Haupt des Aetna in ſeiner ganzen Schöne bewundern zu können, muß man ſich auf einen der Baſaltkegel begeben, die Vorpoſten des Aetna. So ritt ich durch ein tiefes Thal links von der Landſtraße nach der kleinen Stadt Motta San Anaſtaſia, die 642 Pariſer Fuß über dem Meeresſpiegel liegt. Da lag

denn die Ebene zu meinen Füßen, über der die Lerchen jubelten. Die Flüſſe glänzten wie Silberfäden durch ſie hin. Jenſeits derſelben erhoben ſich die Hügel, die Lentini mit ſeinem See verdeckten, über ihnen die mächtigen Kalkberge von Sancta Venera und San Giorgio, die wiederum Syrakus mit ſeinen Gefilden dem Blicke entzogen. Nordwärts gewendet lag der Aetna in voller Klarheit bis zum Gipfel.

Ich erſchrack ordentlich über ſeine Greifbarkeit. Nicht zwar fürchtete ich die ſtarke Dampfſäule, die ſich ſenkrecht aus dem höchſten Krater erhob und dann ſich wie ein langer weißer fliegender Schleier in dem tiefblauen Aether verlor. Nein, wenn hier die Atmoſphäre gar zu durchſichtig iſt, wenn meilenweit entfernte Gegenſtände nur minutenweit, möchte man ſagen, entfernt zu ſein ſcheinen, dann droht Scirroccoluft, die alle Ausſicht hemmt und mit ihrem Bleigrau nicht nur alle ſcharfen Linien bricht, ſondern auch wie mit einem Bleigewicht die raſche Kraft und Luſt des Lebens bei Menſchen und Thieren niederdrückt. Der Aetna in dieſem Lichtglanz iſt ganz einzig in ſeiner Art. Sein Fuß iſt in fettes Grün gehüllt, dann folgen die dunkeln, blauſchwarz angehauchten Lavamaſſen, darüber der blendend weiße Schneeberg mit ſeiner im duftigſten Azur verfließenden Dampfkrone. Es gibt keinen Berg, der dem menſchlichen Auge ſo den Eindruck majeſtätiſcher Schönheit, und — man kann nicht anders ſagen, trotz Erdbeben und Eruptionen und Dampfſäulen — feſter Sicherheit macht als der Aetna. Wenn man die ſanfte Anſchwellung des Bodens, dann die Rieſenpyramide des eigentlichen Kraters ſo aus der Nähe anſieht, dann ſagt Einem nur

die Reflexion, daß der Berg sehr wenig fest in sich gegründet sei. Es scheint fast unmöglich, daß dieser Koloß erbeben könnte, daß kein Fels auf ihm vor dem Zerspringen sicher sei. Hat man dagegen das Bild der Eruption von 1669, das in der Sakristei des Domes von Catania hängt, vor Augen und sieht nun die Monti Rossi, die sich damals bildeten, vor sich liegen, dann schwindet freilich jenes Gefühl der Sicherheit. Aber es kehrt urplötzlich wieder, wie man nach einem Erdstoß, der Thür und Fenster und das Bett erbeben machte, doch bald wieder ruhig einschläft.

Doch ich muß gestehen, es war weniger die Aussicht auf den Aetna, die mich nach dem Basaltfelsen von Motta gelockt, — ich hatte den Anblick schon zu oft genossen, um seinetwegen einen dreiviertelstündigen Umweg zu machen, — als eine geschichtliche Erinnerung, die mich hierhergezogen. Wer könnte freilich in Sicilien einen Schritt thun, ohne, wenn er der Geschichte des Landes kundig ist, nicht stehen zu bleiben und sich zu fragen: Was ist es, was sich hier im Alterthum oder im Mittelalter oder vor wenigen Jahren zugetragen hat? Wie die Lavaströme, einer über dem andern her, die Abhänge des Aetna bedecken, so lagert über ganz Sicilien eine Fluth geschichtlichen Lebens über der anderen, die eine stärker, die andere nur wie mit einer leichten Decke die vorausgegangene verhüllend und deren Formen ein neues, aber eigenthümliches Gewand auflegend. Und wie es wenig Lavaströme gibt, die nur ganz unfruchtbares, verglastes, schlackiges Gestein enthalten, so haben auch nur wenige der großen geschichtlichen Strömungen, die ihren Niederschlag auf der Insel

zurückgelassen haben, nicht ein eigenthümliches Leben, wenn auch auf Kosten eines vorausgegangenen, vielleicht vielfach schöneren, entzündet.

An diese Stelle, an der ich stand, knüpften sich freilich nicht die besten Erinnerungen aus dem Alterthum. In dieser Gegend lag das alte Aetna, das nach der Zerstörung Katanas erbaut wurde. Des Aeschylus unsterblicher Name ist freilich mit dem Orte verknüpft; aber er erinnert noch mehr an die Kämpfe der dorischen und chalkidischen Griechen, an des Dionysius Tyrannenklugheit und Herrscherfähigkeit. Ich suchte jetzt auch nicht nach einer schönen, aber doch für das weniger gekannte mittelalterliche Leben Siciliens um so charakteristischeren Erinnerung.

Aus Löher's vielgelesenem Buche über Sicilien erinnern sich wohl Manche des Abrisses des Lebens der Königin-Statthalterin Blanca von Castilien (1410). Wer diesen Abschnitt gelesen, dem ist der Name Bernhard Cabrera nicht unbekannt. Nachdem seine Pläne, die Regierung der Insel 1410 nach dem Aussterben des Barcelonischen Mannesstammes der Könige von Aragon in die Hand zu bekommen, an dem Widerstand der Königin Blanca und deren Adelskoterie gescheitert waren, — und nur auf die Regierung der Insel und nicht auf die Hand der schönen Königin selbst, wie Laurentius Valla in novellistischer Ausschmückung hinzugedichtet hat, war es abgesehen — bekamen die Gegner den tapferen Mann selbst in ihre Gewalt und ließen ihn in Motta auf der Burg des Don Ruiz di Lihori einsperren. Da saß er, so wird erzählt, im finsteren Kerkerverließ, in dem sich das Regenwasser sammelte, bis er am Ertrinken war. Jetzt nahm

man ihn in ein festes Gemach auf die Höhe der Burg hinauf und stellte eine Wache davor. Mit dieser fing der Gefangene Unterhandlungen an und versprach ihr eine große Geldsumme, wenn sie ihn entwischen lasse. Der Wächter zeigte sich willig, verrieth aber Alles an seinen Herrn. Dieser bestimmte den Treulosen, weiter auf die Pläne des Unglücklichen einzugehen, die Geldsumme auf der Burg des Gefangenen zu erheben und eine Nacht zur Flucht festzusetzen. So geschah es. An einem Stricke ließ sich Cabrera in finstrer Nacht aus einem Burgfenster herab. Aber er fand denselben nicht lang genug. Der Wächter behauptete, er könne nicht mehr weit von der Erde sein, er solle nur zuspringen. Der Unkundige wagte es, sprang in das Dunkel hinab, sah sich aber bald von einem Netz von Stricken und Tauen festgehalten, das man des Tags über ausgespannt hatte, um den Flüchtling einzufangen und unerhörter Schande auszusetzen. Man zog die Stricke an und ließ den halbnackten Granjustiziere des Königreichs vor den Augen Aller in freier Luft in der glühendsten Hitze viele Stunden lang hängen. Unsägliche Schmach wiederfuhr dem alten Kriegshelden, der mit Aufopferung seines Gutes und seines Lebens wiederholt seinen König zu vertheidigen bereit gewesen war und einst allein das schwankende Schiff seines königlichen Hauses vor dem Untergang bewahrt hatte. Erst 1413 erhielt er die Freiheit wieder. An einem mäßig hohen Basaltkegel steht noch jetzt der alte viereckige Normannenthurm, den einst verschiedene Befestigungsbauten umgaben. Jetzt dient er als Gefängniß.

Nach dieſen mittelalterlichen Reminiscenzen war es mir um ſo erfreulicher, als ich, auf der anderen Seite das Städtchen verlaſſend, eine große Anzahl Arbeiter beſchäftigt fand, den Verbindungsweg ihrer Stadt mit der Landſtraße in einen fahrbaren Zuſtand zu ſetzen. Denn nichts bedarf Sicilien mehr, um aus ſeinen mittelalterlichen Verhältniſſen herauszuwachſen, als der Wege und Straßen. Das ſieht man auch allgemein ein. Aber der inſulariſche Stolz ſträubt ſich doch fortwährend offen einzugeſtehen, was alles der Inſel noch fehlt. Als vor anderthalb Jahren der Militärkommandant von Sicilien, der General Govone, im Parlament zu Turin ganz unverhohlen ausgeſprochen hatte, man ſolle ſich hüten für Sicilien, das ſo eben aus dem Mittelalter heraustrete, Verwaltungsmaßregeln ins Leben treten zu laſſen, welche nur in modernen Culturſtaaten nothwendig ſeien, wurde er bei ſeiner Rückkehr nach Palermo mit Forderungen wegen Beleidigung der Ehre Siciliens überſchüttet, ſodaß endlich die Polizei gegen den General und die Herausforderer einſchreiten mußte. Auf einer Reiſe mit einem in Deutſchland gebildeten Sicilianer, der ſich auch ſchon pro patria geſchlagen hatte, war es mir nun um ſo intereſſanter, Alles das, was der General geſagt hatte, aus dem Munde ſeines Gegners in den ſtärkſten Ausdrücken beſtätigt zu hören. Es geht den Sicilianern der Gegenwart wie vielen Kranken. Der Staat ſoll Alles heilen, denn er trägt die Schuld an allem Uebel. Aber bei Leibe ſoll er keine Diät verordnen, oder gar bittere Medizin verſchreiben. So üblich ſonſt noch hier zu Lande der Aderlaß iſt, über das Schröpfen der Geld-

beutel, das die Regierung angefangen hat, empfindet man vor Allem das ſtärkſte Mißbehagen.

Solche Betrachtungen auf meinem rüſtig einherſchreitenden Thiere anſtellend durchritt ich das ſogenannte Val corrente, eine ſchön bebaute Bodenſenkung in der Lavafläche und ſuchte vergebens nach den Trümmern der großen römiſchen Waſſerleitung, die einſt das Waſſer nach Catania geführt hatte. Bald war Paternò erreicht und um möglichſt ſchnell Auskunft über die Alterthümer der Stadt zu erhalten, vielleicht auch um ein reinliches Mittagseſſen zu ergattern — in dem Fondaco, in welchem ich die Maulthiere gelaſſen, ſah es nichts weniger als einladend aus — begab ich mich zu dem erſten Geiſtlichen der Stadt, an welchen mich ein Kaufmann als an den reichſten Baumwollenhändler Paternòs empfohlen hatte. Leider traf ich den würdigen Seelenhirten nicht zu Hauſe. Er hatte in der Campagna mit ſeinen Geſchäften zu thun. Wo aber ein reicher Prälat in Italien iſt, da gibt es gewiß auch Nepoten und Nepotinnen. So auch hier. Bald erſchienen zwei junge Damen in rieſigen Crinolinen. Dieſelben nahmen keinen Anſtand, mich in ein Zimmer zu dirigiren, in dem der Staub alle Möbel linienhoch bedeckte. Nachdem man mich glücklich auf einen Sorgenſtuhl poſtirt hatte, ſtellten ſich die Dämchen Arm in Arm vor mir auf und fragten, was meines Begehrens ſei. Ich erklärte, ihren Onkel ſprechen zu wollen, an den ich einen Brief habe. Sie baten ſich denſelben aus und da bei dieſer Gelegenheit noch mehr Briefe zum Vorſchein kamen, wollten ſie auch dieſe ſehen. Da es in Sicilien eine große Seltenheit iſt, daß Frauen, ſelbſt der beſſeren Stände, leſen

können, ſo hätte ich ihnen die Briefe getroſt geben können; doch ich mochte den Kreuz- und Querfragen entgehen. Aber das war ein falſcher Calcul. Denn nun ſtürzte man ſich mit der größten Gründlichkeit auf Fragen über meine etwa in Paternò zu verfolgenden Abſichten. Daß Jemand der Alterthümer wegen nach Paternò kommen könne, ſchien ihnen nicht ganz glaubwürdig. Man ſah ſich, ſoweit das die ſicilianiſche Grandezza erlaubt, lächelnd an und wies mir aus dem Fenſter das alte Kaſtell. Auf Baumwolle, die ſehr im Preiſe geſunken und darum wohl häufig der Gegenſtand des Geſprächs des würdigen Onkels geweſen ſein mochte, wollte ich aber gar nicht anbeißen, ſo oft man auch darauf hinſteuerte. Da machte dieſem mit der Zeit unerquicklichen tête-à-tête ein Gendarmerieoffizier ein Ende, der zum Beſuch der lieben Verwandten gekommen war. Man überſchüttete ſich nach ſicilianiſcher Weiſe mit Küſſen, meine Anweſenheit wurde der Gegenſtand eines ſehr lebhaften Geberden- und Zeichenſpiels und ich ſetzte mich in wenigen Secunden mit dem freundlichen Herrn auseinander, der mich nach Adernò, wo er ſtationirt ſei, zu begleiten verſprach. Ich trennte mich von meinen Geſellſchafterinnen mit dem Verſprechen, wenn ich wieder dieſe Straße ziehe, bei ihnen vorzukommen. Dann werde der Onkel gewiß zu Hauſe ſein und mich alle Merkwürdigkeiten ſehen laſſen, wurde man nicht müde, in den verſchiedenſten Wendungen zu verſichern.

Die Betrachtung der Stadt gab keine Ausbeute. Paternò iſt eine Landſtadt, in der ſich eine große Bauernmaſſe angeſammelt hat, die die Güter der Adeligen

und Klöſter bebaut, ohne eigenen Grundbeſitz zu haben, der des Namens werth wäre. Da die Gegend nicht die beſte Luft hat, hat ſich der Adel, der wohl ſonſt ſtattliche Palläſte in ſeiner Heimath erbaut hat, größtentheils nach Catania und Palermo gezogen uud es iſt nichts hier geblieben als Bauern, Krämer und Pfaffen. So unerfreulich die Stadt ſich zeigte, um ſo ſchöner war dagegen die Ausſicht von dem gerade wie bei Motta über der Stadt erbauten Kaſtelle, deſſen großer viereckiger Normannenthurm noch erhalten iſt. Der ſteilaufſteigende, nach allen Seiten ſchroff abfallende Baſaltbügel iſt groß genug, eine ziemlich bedeutende Stadt auf ſeiner Spitze zu tragen, und gewiß ſtand einſt das mittelalterliche Paternò ganz ausſchließlich hier oben. Der Dom, der noch an dieſer Stelle ſich befindet, einige Klöſter und verfallene und verfallende Häuſer und Mauerreſte zeigen das deutlich. Doch muß Paternò ſchon vor längerer Zeit ſich in die Tiefe geſchoben haben, als dieſes z. B. bei Lipari der Fall iſt, wo die neue umfangreiche Stadt erſt ſeit 70 bis 80 Jahren am Fuß des Felſenkegels angelegt iſt. Hier im Innern der Inſel hatte man ja auch weniger von den plündernden Barbaresken zu fürchten, die die Sicilianer ſo lange zuſammen und auf die Berggipfel hinauf getrieben haben. Einige Anhaltspunkte zu gewinnen, ob hier die alte Siculerſtadt Hybla gelegen habe, war mir nicht möglich. Um ſo erfreulicher war es mir, die Stelle zu erſpähen, wo Timoleon ſeine Schlacht gegen Hiketas von Syrakus gewonnen haben ſoll, nach der ſich ihm die Thore Adernòs — Adranum — öffneten. Man nennt den Ort jetzt La difesa oder Torre Schittino.

Leider war die Angabe aber unrichtig, wie ich später erfuhr. Denn Timoleon kam von Bronte her.

Nach einem dreistündigen Ritt immer längs der letzten Terasse des Aetna kam ich mit meinem Gendarmerieoffizier nach Adernò. Hier wurden die Nachtquartiere im Hause des Bürgermeisters, Arztes und Gasthalters der Stadt bezogen. Ich überreichte demselben mein Empfehlungsschreiben schon vor der Stadt. Denn hier war derselbe beschäftigt, die städtischen Anlagen umhauen und mit jungen Bäumen bepflanzen zu lassen. Die noch schönen und gesunden Bäume lagen abgehauen am Boden. Wie viel neue werden gepflanzt und wieder ausgerissen und beschädigt werden? Wie viel Zeit wird vergehen, bis die erwachsenen Schatten geben? Aber so geht es in den Communalangelegenheiten Siciliens. „Si fa per disfare, si disfa per fare", sagt man sprüchwörtlich. Bei jeder Arbeit fällt Etwas in den Säckel der Magistratspersonen ab, selbst wenn man, wie dieses 1864 in der zweitgrößten Stadt des Landes vorgekommen ist, eine 5procentige Schuld in eine 7procentige convertirt, um doch auch etwas Neues zu machen. Ich frug später den Herrn Bürgermeister, nachdem er mich glücklich untergebracht hatte, nach dem Zwecke dieser Umgestaltungen. Er antwortete indirect und klagte über die viele Mühe, die sein Amt ihm mache; wie er es nur wieder angenommen, damit man nicht von ihm sagen könne, er sei ein Bourbonist, da er dasselbe in der früheren Zeit so lange bekleidet habe; wie darunter seine Familie, die aus zwölf Mädchen bestehe, zu leiden habe u. s. w. Ich wußte genug! Beschäftigt war auch der Mann in

hinreichendem Maße. Während ich in seiner neuesten medicinischen Zeitung einen Auszug aus Leuckarts Buch über die Trichinen und den Aufsatz eines Schulkameraden über eine merkwürdige Atropinvergiftung in Hanau durchblätterte, erschienen Weib und Kind, um ihre Gebrechen zu klagen, erschien der Kellner aus dem Kaffee, um zu fragen, ob seine Gestrengen Zimmet- oder Kaffee- oder Chocolade-Eis zur Collazione verlangten. Daß dieses Essen nicht für mich zugerichtet werde, wurde mir bald klar gemacht. Es handele sich um eine Bewirthung, welche die Stadt am Palmsonntage den Spitzen der Behörden gebe, um sie zu dem Osterschauspiel einzuladen, sagte man mir. In einem kleinen Theater, das auf dem Platze vor dem Wirthshause aufgeschlagen werde, stelle man den Kampf der Engel unter der Führung des Erzengels Michael mit den Teufeln um die Seele Christi dar. Ich war begierig, zu vernehmen, ob nicht dabei sicilianische Lieder gesungen, ob der Inhalt des dramatischen Genrestückes Eigenthümlichkeiten darbiete. Doch nach den mir gewordenen Mittheilungen ist dieses entschieden nicht der Fall.

Die Umgebung Adernós ist eine der fruchtbarsten ganz Siciliens. Auf dem Wege von Adernó war ich durch Biancavilla gekommen, nach welcher Stadt die beste in Sicilien gebaute Baumwolle im Handel benannt wird. Hatte ich auf früheren Reisen in Sicilien die alterthümliche graue Flachsspindel drehen sehen, jetzt fand ich sie mit schimmernder Baumwolle bedeckt. In Adernó selbst war eine Maschine zum Reinigen der Baumwolle aufgestellt. So wirkte der verheerende, nordamerikanische Krieg Cultur verbreitend im Innern

Siciliens! Unmittelbar vor dieſer Fabrik ſenkt ſich die Straße ſteil in das Simetothal hinunter. Hier hat man eine der prachtvollſten Ausſichten auf die mit Städten, Kirchen und Burgen gekrönten Berggipfel des Innern. Gerade weſtlich liegt auf hohem Berggrat Centorbi, früher eine volkreiche Stadt, welche Kaiſer Friedrich II. zerſtörte und deren Einwohnerſchaft er nach dem neuangelegten Auguſta ans Meer verpflanzte. Pythagoras ſoll einſt hier einen Tyrannen zur Niederlegung ſeiner Gewalt beredet haben. Der berühmte Arzt Celſus wurde hier geboren. Weit hinter Centorbi ragt auf noch höherem Berg San Filippo d'Argirò, die Geburtsſtätte Diodors von Sicilien hervor. Rechts, mehr nordweſtlich, liegt Troina über 3500 Fuß hoch, wo die Normannen ſich zuerſt feſtſetzten und von da aus die Inſel eroberten. Es war im Jahre 1062, als Graf Ruggiero hier ſeine junge Frau Giuditta mit wenigen Getreuen zurückgelaſſen hatte, um mit dem Reſt ſeiner 300 Mannen Nicoſia zu nehmen. Da erhoben ſich die verrätheriſchen Griechen gegen die kleine Beſatzung. Aber mit Löwenmuth wehrte ſich vom Morgen bis zum Abend die tapfere Schaar. Da kam Ruggiero herbei, ſchlug ſich durch ſeine Feinde zu ſeiner Gattin durch und verſchanzte ſich im Caſtell. Auf die Kunde von dem Aufſtande der Griechen kamen ihnen 5000 Saracenen aus der Umgegend zu Hilfe und nun wurden die Normannen völlig in der Citadelle eingeſchloſſen und belagert. Bald litt die Beſatzung den ärgſten Hunger und ſo groß war der Mangel an Kleidern, daß Ruggiero und ſeine Frau nur noch einen Mantel hatten, deſſen ſie ſich abwechſelnd bedienten. Wiederholte Ausfälle

gaben nur vorübergehend Abhülfe der Noth. Bei einem von ihnen war der Graf ſchon gefangen genommen und ſollte abgeführt werden. Da gelang es ihm noch, ſein Schwert aus der Scheide zu ziehen und nun mähte er ſeine Feinde nieder „wie ein Schnitter die Wieſenblumen", ſagt Gaufried Malaterranus. Doch erſt der Winter brachte Befreiung nach viermonatlicher Noth. Die Normannen, die Kälte zu ertragen gewohnt, überfielen in einer Nacht die Belagerer, welche ſich durch Weintrinken gegen den Froſt zu ſchützen geſucht hatten. Viele der Angetrunkenen wurden niedergehauen, die übrigen zerſtreut und die Blokade geſprengt. Dann verließ der Graf wiederum die Stadt. Sein tapferes Weib blieb zurück, bis er mit neuem Heereszuge aus Calabrien angelangt, zu größeren Thaten ausziehen konnte.

Man wird hier völlig von geſchichtlichen Erinnerungen erdrückt, wenn man eine ganze Anzahl ſolcher Stätten vor ſich ſieht, wenn jene dieſes und dieſe jenes Bild in der Seele wachruft. Um dies Gefühl der Ueberladung aber nicht noch weiter zu verbreiten, will ich darum ſchweigen von den Reſten des Tempels des Zeus Adranos, den einſt 1000 Hunde bewachten, von den ſchönſten Vaſen, die ich hier geſehen, von dem mittelalterlichen Schloſſe, in deſſen Kapellenreſten noch leichte Spuren von Wandmalerei darſtellen, wie Adelaſia, die Enkelin König Rogers von Sicilien, der Welt entſagt und Nonne von Sancta Lucia in Adernò wird.

An die Stelle geſchichtlicher Erinnerungen treten landſchaftliche Schönheiten, wenn man Adernò verlaſſend ſich nach Bronte wendet. Man kommt dem „Berg" immer näher. Das Thal, das den Aetnaſtock

von dem Urgebirge der Nebrodiſchen Berge, der Fortſetzung der Apenninen, ſcheidet, wird immer enger. An manchen Stellen iſt neue Lava geradezu bis an die von Oſten nach Weſten ſtreichenden Berge gefloſſen, an ihnen ſtehen geblieben und hat das Thal geſchloſſen. Im Winter bilden ſich dann hier Seen und Sümpfe. Weithin waren jetzt die Gebirgsrücken mit leuchtendem Schnee bedeckt, nur übertroffen von dem Aetna ſelbſt, der immer noch 4000—5000 Fuß höher iſt als ſeine langgeſtreckten Nachbarn. Man glaubt ſich in die Schweiz verſetzt, wenn man die Schneeberge ſieht, die nur theilweiſe bewaldet, ſchroff und in den mannigfaltigſt geſtalteten Ausläufern abfallen. Der größte Theil des Grund und Bodens in der Nähe Brontes, das unter einem hohen Lavaſtrom erbaut iſt, gehört den Erben des Siegers von Abukir und Trafalgar, der blos ſchwach war gegen Lady Hamilton und darum auch gegen die berüchtigte Königin Caroline von Neapel. Dieſe ſeine Schwäche hat zwar Nelſon den Titel eines Herzogs von Bronte und ſeinen Erben eine Revenue von 3000 Pfund eingetragen, aber auch den Schandflecken in ſeinem Leben, die Niedermetzelung jener Tauſende in Neapel (1799). Von Bronte aus ſteigt die Straße dem Berge immer näher bis zum Dorfe Maletto empor. Sie erreicht hier eine Höhe von 3500 Fuß. An die Stelle des ſonſt in Sicilien allein gebauten Waizens tritt hier der Roggen, deſſen Felder dieſes Frühjahr hier faſt eben ſo verwintert ausſahen, als dieſes in Deutſchland nach ſtrenger Kälte der Fall iſt. Endlich erreicht man vor Randazzo ein Gehölz von Eichen und Kaſtanien. Die knorrigen, nicht beſonders ſchön gewachſenen Stämme

ſind faſt ſämmtlich bis an die äußerſten Spitzen von Epheu eingehüllt. So ſchön das im Winter auch ausſehen mag, wo kein grünes Blatt die knorrigen Geſtalten ſchmückt: die unter dem Schmarotzergewächs erſtickenden Bäume thaten mir doch herzlich leid. Der Wald ſchien mir ein rechtes Bild jener romantiſchen Zeiten zu ſein, in denen „tapfere Ritter" und „ſchöne Burgfräulein" das nationale Leben beherrſchten und ſich vom Marke des Volkes ernährten. Doch ich ſollte noch ein beſſeres Bild jener Zeiten vor meinen Augen erſtehen ſehen!

Randazzo iſt für das Mittelalter, was Pompei für das Alterthum. Der Weg, welcher ſich von der Mündung des Alcantara unter Taormina um den Aetnaſtock längs des Fluſſes hinzieht, iſt zwar eine alte Heerſtraße nach dem Innern der Inſel zu allen Zeiten geweſen. Als Timoleon bei Naxos unter Taormina gelandet war, zog er auf ihr bis nach Adranum, das er zum Mittelpunkt ſeiner Operationen machte. Als Kaiſer Karl V. nach ſeinem Zuge gegen Tunis durch das Innere der Inſel von Palermo nach Meſſina gelangen wollte (1535), übernachtete er im Stadthauſe zu Randazzo. Und als ſeine Söldner 1539 nicht bezahlt wurden, ſtürmten ſie Randazzo und bemächtigten ſich des Ortes. Aber verhältnißmäßig hat Randazzo doch nicht ſo viel von den unaufhörlichen Kriegen, die die Inſel verwüſteten, zu leiden gehabt wie die übrigen Städte Siciliens. Und trotzdem, daß es die Stadt iſt, welche dem Gipfel des Aetna am nächſten liegt, iſt ſie von Eruptionen und Erdbeben weniger beſchädigt worden, als irgend eine andere Stadt Siciliens. Bronte, erſt ſeit Karl V.

entstanden, hat schon wiederholt Lavaströme an sich vorüber in die Tiefe strömen sehen. Der Lavastrom von 1843 ist kaum eine halbe Stunde von der volkreichen Stadt — gegen 15000 Einwohner — entfernt. In der Nähe Randazzos dagegen stößt man auf keine neue Lavaschichten. So ist es gekommen, daß Randazzos aus festen Lavaquadern gebaute Kirchen und Paläste am besten erhalten sind, daß selbst kleinere mit dem Giebel nach der Straße gekehrte Häuser noch ganz so stehen, wie sie im vierzehnten Jahrhundert gebaut wurden. Ueber der Thür des Hauses sind im ersten Stock die zwei Fenster durch die zierlichsten Säulchen getheilt. Noch ist, wie im Mittelalter, kein Glas eingesetzt. Läden schließen für die Nacht die Oeffnungen. Die rundbogigen Fenster treten am schönsten an dem Thurm der St. Martinskirche hervor. Schichtenweise ist der Thurm aus Lava und weißem Marmor erbaut. Die mosaikartigen Ornamente, welche sonst um manche Gebäude der normannischen Periode herumlaufen und aus weißen und schwarzen Steinen zusammengesetzt sind, sind hier mit in die Construction des Ganzen aufgenommen. Im Innern ist die St. Martinskirche wie die noch ältere in demselben Styl erbaute Marienkirche in der Zopfzeit ganz umgestaltet und verunstaltet worden. Die von Cavallari restaurirte Front der Marienkirche, die Petrus Tynoso 1239 vollendete, und ihr neuer Thurm sind mit beibehaltenem Farbenwechsel der Steine im Spitzbogenstyl erbaut, wie der alte Thurm es war. Unwillkürlich drängt sich einem bei seinem Anblick der Campanile von Florenz zur Vergleichung auf. — Ein ehemals bedeckter Gang, der von der Hauptstraße nach St. Niccolò führt, und von dem

nur die Gewölberippen noch stehen, dürfte kaum irgendwo seines Gleichen haben. Von Privathäusern ziehen die Palazzi Finochiaro und Fisauli mit Recht die Aufmerksamkeit der Kenner arabisch-normannischen Häuserbaues auf sich, für die sich, wenn ich nicht sehr irre, auch Abbildungen mancher dieser Bauten in dem bekannten Werke Ch. G. Knight's finden. Daß die königliche Burg noch jetzt über ihrem Thor den aus Lava gehauenen deutschen Reichsadler, den ihr Kaiser Friedrich II. verliehen hat, trägt, will ich zu bemerken nicht unterlassen.

So mittelalterlich die Stadt von Außen sich darstellt, so wenig hat sich auch seit jener Zeit in den Lebensverhältnissen ihrer Bewohner geändert. Es sind 20—30 Familien unter den 9—10000 Einwohnern der Stadt, welchen aller Grund und Boden weit und breit gehört. Die übrige Einwohnerschaft dient denselben als Arbeiter. Daß in den Köpfen der Leute auch noch mittelalterliche Anschauungen herrschen, sollte ich deutlich genug erfahren. Das kleine Wirthshaus der Stadt war besetzt, nirgends ein Unterkommen für mich in demselben zu finden, als ich des Nachmittags dort ankam. Glücklicherweise hatte man mich mit einem Empfehlungsbriefe an den Richter des Ortes versehen. Dieser suchte mir nun auf alle Weise eine Schlafstätte zu verschaffen. Zuerst wurde es im Basilianerkloster versucht, wohin ich gleichfalls empfohlen war. Doch der Herr Abt erklärte sein Haus für besetzt. Jetzt mischte sich der Bürgermeister in die Angelegenheit, da wir von dem Caffé dei Nobili aus unsere Operationen für ein Nachtquartier leiteten, und derselbe sich dort befand. Nach langem Hin- und Herreden wurde dann endlich beschlossen, mich in das Dominikanerkloster

einzuquartieren. Dieſes Gebäude nämlich, in dem ein halbes Regiment Soldaten hätte aufgenommen werden können, wurde gegenwärtig nur von einem Padre und drei Profeſſen bewohnt. Zwei der Mönche hatten ſich wegen der Winterkälte nach Sciacca an die Südküſte der Inſel begeben; der Prior war ganz willkührlich aus dem Kloſter ausgetreten, nachdem er alle ſeine Habe verthan und nur noch die kahlen Wände übrig gelaſſen hatte. Man meinte, er werde die Mönchskutte ganz niederlegen. Um nun das Kloſter doch nicht völlig dem Untergang anheim fallen zu laſſen, hatte der Ordensprovinzial einen in Palermo gebildeten, aber in Randazzo geborenen Mönch zum Prior eingeſetzt, und dieſer hatte, wie er ſelbſt ſagte, aus der Noth eine Tugend gemacht und war nach Randazzo gezogen. Trotzdem daß er nun auch bei meiner Aufnahme höchſt wahrſcheinlich aus der Noth eine Tugend machte, war er recht freundlich. Man hatte mir geſagt, er ſei ein ausgezeichneter Clavierſpieler. Ich fing alſo, nachdem die üblichen Bewillkommnungsphraſen und gegenſeitigen Entſchuldigungen abgewickelt waren, an, mit ihm über Muſik zu reden, und da freute es den Padre gar ſehr, daß ich ein Deutſcher ſei, die in der Muſik immer die erſten geweſen wären und noch ſeien. Auch ein Geſpräch über die gegenwärtige Politik Oeſterreichs*) lief befriedigend ab, da ich dem Mann verſichern konnte, daß Oeſterreich wohl eben ſo wenig je eine nationale Politik verfolgen könne,

*) Es war von der Politik Oeſterreichs in der Schleswig-Holſteiniſchen Frage die Rede, wo ja ſcheinbar dieſer Staat zu Gunſten einer Nationalität, der Deutſchen, gegen eine andere aufgetreten war.

als der Papst den Klerus auffordern werde, sich zu verheirathen. Das gefiel, und da mittlerweile auch der dienende Bruder erschien, um uns zur Cena zu rufen, blieben wir in vollem Einverständniß. Nachdem ich meinen Beifall über das Fastengericht — es war frischer delicater Seefisch, der auf der Nordküste der Insel gefangen, von dem Fischhändler über die schneebedeckten Nebroden auf dem Kopfe nach Randazzo getragen wird — ausgesprochen hatte, zogen wir uns wieder in die Zelle des Priors zurück, um über eine große Kohlenpfanne gebeugt uns die Hände an der Gluth zu erwärmen. Da wollte es ein böser Dämon, daß wir auf religiöse Controversen kamen. Es schien mir Unrecht, auf eine an mich direct gerichtete Frage ausweichend zu antworten und so waren wir denn bald, wenn auch äußerlich in den höflichsten Formen, im heftigsten Gedankenkampfe.

Natürlich waren die Behauptungen des Dominikaners keine neuen. Doch war es äußerst interessant, fortwährend in den mannigfaltigsten Wendungen den Gedanken wiederkehren zu hören, daß der Mensch, wenn er nicht das unseligste Wesen sein solle, eine Wahrheit, oder richtiger gesagt, das volle Gefühl des Besitzes der Wahrheit haben müsse. Wie unendlich hoch trotz aller Irrthümer eine solche Seele, die von dem Bewußtsein, eine untrügliche Wahrheit zu besitzen getragen ist, über dem großen Haufen der Menschen steht, der nach nichts anderem, als nach greifbaren Dingen fragt und statt der Dogmatik des Köhlerglaubens die Dogmatik des Köhlerunglaubens sich erwählt, das ist mir nie so klar geworden, als in dieser Nacht. Aber auch nie habe ich klarer eingesehen, wie der katholischen Kirche nichts

gefährlicher ist, als die Ausbreitung geschichtlicher Kenntnisse und geschichtlicher Bildung; warum die Reformation für keinen Zweig menschlichen Wissens von so bedeutenden Folgen werden mußte, als gerade für die Geschichtsschreibung. Denn hier, wo ich einen mittelalterlich gebildeten Mönch vor mir hatte, traten mir die alten geschichtlichen Irrthümer, wie sie vor der Reformation in Schwung waren, doch mit einer ganz anderen Lebendigkeit entgegen, als aus den uns immerhin wie mit einem Leichengeruch anwehenden Schriften päpstlicher Theologen. Daß es zu allen Zeiten auf der Erde Menschen gegeben habe, die Kanäle des h. Geistes und Träger der Einen, unveränderlichen Wahrheit gewesen seien, hatte der Mönch angeblich aus der Vergleichung der verschiedensten Geschichtswerke gelernt. Vor Christus sei die große Synagoge, nach Christus Petrus und der Papst die Inhaber der Wahrheit gewesen. Ich suchte diese Behauptung dadurch zu sprengen, daß ich mir Erklärungen darüber ausbat, wie denn die große Synagoge der Wahrheit habe verlustig werden können. Da kamen denn einige Gedankensprünge zum Vorschein, wie sie manchen unserer Theologen bei der Erklärung vom Fall des Satans mit unterlaufen. Ich suchte darum das Gespräch sobald als möglich auf andere Themata zu führen. Es kommt ja nur in den seltensten Fällen ein Resultat zu Stande, und wenn die Disputirenden auch noch dazu auf ganz verschiedenen Bildungsstufen stehen, so gleicht ein solches Hin- und Herreden doch nur den einander verwirrenden Wellenschlägen zweier von ganz verschiedenen Mittelpunkten aus bewegten Kreise, welche über die Oberfläche eines Wasser-

ſpiegels hinlaufen. In meinem Mönche aber war der Dominikaner lebendig geworden und es war nicht mit ihm wieder gut über Etwas Anderes zu ſprechen. Erſt die Mitternacht trennte uns. Noch am anderen Morgen dauerte die ernſte Stimmung fort, als ich mich unter herzlichen Dankesworten von dem Gaſtfreund verabſchiedete. Er ging ſofort Meſſe zu leſen. Ich zog in den Fondaco — das Abſteigequartier der Maulthiertreiber, arabiſch Funduk, — um zur Abreiſe zu rüſten. Als nach längerem Warten meine Nachtſäcke nicht kamen, die ich im Kloſter zurückgelaſſen hatte, ging ich ſelbſt dorthin zurück. Der Dominikaner ſtand am Altare der kleinen Kapelle und verrichtete die heiligen Functionen. Als er mich vor der Thür erblickte, rief er, den Zweck meines Kommens ſofort errathend, mitten zwiſchen die Gebete hinein: Ihre Nachtſäcke kommen im Augenblick!

In der That war es ſo. Ich packte ſie ſchleunigſt auf mein Maulthier und es ging raſch an der Kirche Maria Nuova vorüber zur Stadt hinaus. Mein Gaſtfreund, der Richter des Orts, gab mir noch einen Brief an ſeinen Collegen in Linguaglossa mit und fügte ſeine Photographie zum Andenken bei.

Was ich gefürchtet hatte, zeigte ſich bald als eingetreten. Der Wind war nach Südoſten herumgegangen. Wir hatten heftigen Sciroccoſturm. Da der Aetna aber jetzt ſüdoſtwärts vor mir lag, ſo trat er in dem tiefen, ſchmalen Thal als reiner Oſtwind auf. Die Wetterfahne, aus dem Krater herausſteigend, zeigte aber die wahre Richtung des Windes an; die Luft war mit Staubtheilchen angefüllt, die Bergſpitzen ſchienen wie mit einem grauen Schleier verhangen. Die Straße

führt durch Wäldchen, Felder und hier kunſtgerecht angelegte Haſelnußpflanzungen — Caſtiglione, woher die beſten ſicilianiſchen Haſelnüſſe kommen, liegt nur wenige Miglien ſeitwärts — nach Linguaglossa bergab. Gegen Mittag war ich dort; im neuen Gaſthauſe war ſchnell ein Mittagseſſen mit Hülfe eines Meſſineſiſchen Kutſchers bereitet, der ein junges engliſches Ehepaar hierhergefahren hatte, welches die Aetnaeruption in ſeinen Flitterwochen ſehen wollte.

Schon ſtand ein neues Maulthier geſattelt und gezäumt vor der Thür, um mich hinter jenem Paare her gleichfalls zur Eruption zu tragen, da ſenkten ſich die Wolken immer tiefer und ein leichter Sprühregen fiel nieder. Ich beſchloß zu bleiben und erſt in der Nacht abzureiten, um mich vorher auszuruhen und im Dunkelen zur Eruption hinauf und bei Tage zurück zu gelangen. Die jungen Eheleute kamen mittlerweile zurück. Sie waren jedoch nur bis zur Lava gelangt. Der kräftigen Engländerin, aus einer der beſten Familien des Landes, war angeblich die Anſtrengung doch zu ſtark geworden. In der That verhielt ſich die Sache anders. Der engliſche Offizier, der in Oſtindien gedient, hatte ſich nicht auf ein Maulthier ſetzen mögen, ſondern war zu Fuß neben dem Maulthier ſeiner Frau einhergegangen. In dem Walde angekommen hatte dieſe Art zu reiſen mancherlei Unannehmlichkeiten mit ſich gebracht. Das Maulthier mußte oft Umwege machen, die der Fußgänger mit wenigen Schritten abkürzen konnte. So hatten ihn auch ſeine Führer einige Schritte ſeitwärts geführt, als er ſich auf einmal von ſeiner Lieben durch einen Schlund getrennt ſah. Da kam die Angſt über

den Mann, es könne seiner Frau von ihren Begleitern ein Leid geschehen und er ihr nicht zeitig zu Hilfe kommen können und so befahl er den Rückzug. Hätte er den biederen, unverdorbenen Sinn der Aetnabewohner gekannt, er würde Nichts gefürchtet haben.

Um Mitternacht zog ich nun ab. Der Weg führt durch sanft ansteigendes Feld bergan. Er war passabel, wenigstens viel besser als der, welcher von Piedimonte nach der Eruption führte. Nach einem Ritt von zwei Stunden kamen wir in den Wald. Tausendjährige, verknorrte Eichenstämme standen vereinzelt wie auf einer deutschen Hute. Brandgeruch, der mir entgegenzog, wurde natürlich schon als Vorbote der Eruption angesehen. Aber es war eine Täuschung. Einige hundert Fuß tiefer im Walde standen Kohlenmeiler, welche dampften. Dieselbe Waldverwüstung, über die ich mich in Calabrien geärgert hatte, sah ich auch hier wieder. Die Leute hauen die Bäume vom Waldrand aus nach dem Innern fortschreitend um und verkohlen dieselben. Niemand denkt daran neue Bäume zu pflanzen, und so zieht sich die Waldregion auf immer engere Grenzen zusammen. Aber damit nicht genug! Einige hundert Fuß höher gelangten wir in einen prächtigen Tannenwald. Hier, auf dem Nordabhange des Aetna, sind die einzigen Tannenwälder in Sicilien. Und welch' schöne Bäume! Ihre Brüder im Schwarzwald und den Thüringer Bergen brauchen sich ihrer nicht zu schämen. Aber was waren das für muldenförmige Oeffnungen, die in die schönsten, stärksten Stämme eingehauen waren? Mein Führer gab Auskunft. Man haut ungefähr 6 Fuß über der Erde die Bäume an, höhlt sie flach, doch bis ein Fuß tief aus,

damit ſich recht viel Harz an der verletzten Stelle ſammele, und ſchneidet dann das Harz mit dem Holz, an dem es klebt, heraus, um ſo dieſen Span als Kienfackel zu gebrauchen. Und das in dem Lande, wo die Oelbäume zu Millionen ſtehen und in dem man mit Holz aus Norwegen und Amerika baut!

Schweigend ritt ich nach dieſen Aufſchlüſſen hinter meinem zu Fuß voranſchreitenden Führer her. Bald mußte ich auch abſteigen. Mein Maulthier war ſchon mehrere Male in dem Schnee, der ſich in Löchern geſammelt und erhalten hatte, eingebrochen. Jetzt kamen wir in die Schneeregion ſelbſt. Lautlos ſchritten wir zwiſchen den ſchlanken Stämmen hindurch in gerader Linie auf den neuen Krater zu, der ſeine Thätigkeit uns immer vernehmbarer anzeigte. Es war, als ob ein ungeheurer Schmiedebalg arbeite und ſtoßweiſe eine Rieſeneſſe anblaſe. Zuweilen röthete lichter Feuerſchein das Firmament. Nach und nach verſchwand der Schneeglanz unter unſeren Füßen. Ich ſchrieb es anfänglich dem Dichterwerden des Waldes zu. Auch der Mond, der wenigſtens vorübergehend unſeren Aufſtieg begünſtigt hatte, verſchwand hinter einer dichten Wolkenbank. Mein Führer ging bald rechts, bald links. Ich merkte, er hatte die Richtung verloren. Doch ſchien mir die Sache nicht bedenklich, da wir ja an dem Vulkan ſelbſt einen deutlichen, vernehmbaren Wegweiſer hatten. Doch wir kamen in keiner Weiſe vorwärts. Wir drehten uns im Kreiſe ohne Ende. Rechts und links und vor uns waren ſteile Bergwände, die kein Maulthier erklimmen konnte. Endlich kamen wir wieder heraus. Wir waren offenbar in den Krater eines längſt ausgebrannten Vulkans ge-

rathen gewesen. Bald fand sich mein Führer auch wieder zurecht trotz der wirklich egyptischen Finsterniß. Wir stiegen einen steilen Hügel hinauf und oben angelangt, sagte der Führer: „Da vor uns ist der Krater; bis hierher habe ich alle Fremden geführt.“ Aber ich sah gar Nichts. Zu hören war allerdings der Vulkan und seine Dampfwolken und der Schwefelbrodem machten sich auch bemerklich. In Zwischenräumen von einigen Sekunden erfolgten regelmäßig neue Ausströmungen von Dampf und Gas. Doch der Wind ließ die Dampfsäule nicht in die Höhe steigen. In undurchdringliches Dunkel hüllte sie die Krater selbst ein. Ich erklärte dem Führer, ich wäre nicht heraufgestiegen, um Nichts zu sehen, wir wollten längs des Lavastromes bis zu einer Stelle gehen, wo wir den Wind nicht mehr im Gesicht, sondern im Rücken hätten; das Maulthier könne er hier lassen. So geschah es denn auch. Wir stiegen, oder rollten vielmehr den konischen Berg hinunter. Er war ganz mit Lapilli bedeckt, unter denen der Schnee noch Fuß hoch lag. Schon lange waren wir so über die Schneedecke gekommen, ohne daß ich eine Ahnung davon gehabt hatte, daß ich über Schnee weggehe. Wir kamen bald an das Ufer des Lavastroms, so zu sagen, nur daß man sich die Sache so denken muß, als sei ein hoch über sein Ufer ausgetretener Strom stehen geblieben und erstarrt. Wild durcheinander hatten sich die verschiedenen Stücke geschoben, bald einzelne Steine, bald ganze Bänke. An einer Stelle, wo ich genau neben den Kratern zu sein glaubte, machten wir Halt und setzten uns auf den Stamm einer Tanne, die von dem Strom erfaßt und umgestürzt war, jetzt aber noch mit ihrem Wipfel aus

den Steinen seitwärts hervorstarrte, ohne daß sie verkohlt gewesen wäre. Hier unten am Fuß des Stromes hatten wir Ueberwind. Die Dampfwolken jagten über unseren Häuptern hin, nur zuweilen züngelte ein abgerissener Streifen zu uns herunter. Der Strom, äußerlich vollkommen erkaltet und einem Berge von Koaks ähnlich, hauchte wohlthuende Wärme aus. An manchen Stellen schaute man zwischen den größeren Stücken doch tiefer ins Innere und da leuchtete uns noch die rothe Gluth entgegen.

Ich überlegte, was weiter zu thun sei. Ein Versuch, auf die Lavabank hinauf zu klettern, war freilich gelungen. Aber oben wehte ein so furchtbarer Dampfqualm, daß man gern wieder zurück ging. Ich beschloß vorwärts zu steigen, um ganz um den Heerd der Vulkane herumzukommen. Der Ausführung aber stellten sich unübersteigliche Hindernisse entgegen.

Der Eruptionsheerd befindet sich unmittelbar am Fuße des Monte Frumento, eines ausgebrannten ungeheuren Kraters. Derselbe ist einer der am regelmäßigsten geformten Krater des Aetna und hat in seinem Innern eine so große Ebene, daß die Leute sagen, man könne wohl vier Salm Korn in ihm säen; daher trage er den Namen Monte Frumento. Ist das richtig, so muß der Krater eine Größe von ungefähr 34 Morgen Landes haben. Unter dem steilen Abhange dieses Berges erheben sich nun die fünf neuen Krater, zwei nebeneinander und die drei übrigen in einer Linie. Daraus geht hervor, daß es anfänglich zwei Spalten sind, aus denen die Eruptionsmassen hervorbrechen, die sich dann aber vereinigen, so daß nun in einer Linie die Oeffnungen

einfach an der Oberfläche aufeinander folgen, wie dieses am Aetna fast überall der Fall ist. Ein Herr, der eine Woche nach mir die Eruptionsstätte besuchte, durfte auf die 150 bis 200 Fuß hohen Kegel hinaufsteigen. Die beiden oberen, nebeneinanderliegenden, waren ausgestorben, der dritte bestand aus lauter Asche und Lapilli, die beiden anderen stießen nur Rauchwolken aus. Man konnte nicht bis auf den Grund der thätigen Krater schauen. Denn in demselben Augenblick, in welchem sich die aus der ungefähr 20 Quadratfuß großen Oeffnung aufsteigende Dampfwolke verzog und einen Einblick in die Tiefe zu gestatten schien, stieg schon wieder eine neue hervor.

So glücklich als jener Landsmann war ich nicht, wie schon gesagt. Ich gelangte zwar am Monte Frumento so weit in die Höhe, daß die Eruption zu meinen Füßen lag, und ich das Brüllen aus der Tiefe vernahm. Die Scenerie war wild genug. Eben fing es an, Tag zu werden, nachdem kurz vorher noch ein solches Dunkel geherrscht hatte, daß ich von meinem Führer nur die Serviette schimmern sah, in der er meinen Mundvorrath an der Hand trug. Jetzt sah ich, in welche Verwüstung ich gerathen war. Als die Krater sich gebildet hatten — vom 30. Januar an, — muß starker Nordwind geweht haben. Denn bis auf die Stelle, wo ich hoch oben auf dem Abhange stand, hatte er Steine geworfen. Es waren Stücke wie Kegelkugeln groß, aber auch solche von einigen Fuß Durchmesser. Diese hatten die schlanken, einen Fuß durchschnittlich starken Tannenbäume so zerschlagen, daß nur noch die Stämme stehen geblieben waren. Kein Aestchen war mehr an ihnen zu sehen.

Die Rinde der Stämme war häufig geritzt und abgeschlagen, als wäre ein Blitzstrahl an ihnen heruntergefahren.

Jetzt hatten die Krater diese ihre Thätigkeit, Steine auszuwerfen, scheinbar ganz eingestellt und ich glaubte mit der größten Sicherheit von meinem Standorte aus das Aufgehen der Sonne erwarten zu können. Aber als es auch völlig Tag geworden war, konnte ich nur ganz vorübergehend die Eruptionskrater unter mir erkennen. Es war ein Meer von Dampf und Qualm, das sich zu meinen Füßen wälzte. Ich hatte schon wiederholt dem Wolkenspiele zugeschaut, das sich um die Gipfel und Krater von Vulkanen bildet. Es ist schwer, eine Beschreibung davon zu geben, wie die weißlichen, bläulichen, bald geballten und um sich selbst wirbelnden, bald schlangenartig emporhuschenden Dampfmassen vor dem Auge vorüberziehen. Will man ein solches Bild in seinen einfachsten Grundlinien genießen, so besteige man den großen Krater der Insel Vulkano. Schon zusammengesetzter und verwirrter wird das Bild, wenn man vom Gipfel des Aetna in dessen Riesenschlot hineinschaut. Hier reißt der scharfe Zugwind die eben dem Krater entquellenden Massen furchtbar durcheinander. Aber an den neuen Kratern kam augenblicklich noch manches Andere dazu, um den Anblick über alle Begriffe wild und schaurig zu machen. Schwere Sciroccowolken lagerten sich rings um mich her; es begann ein ganz feines Nebelgerieſel. Der Regen verdampfte nun sofort auf der Lava und trug nicht wenig dazu bei, so schien es mir wenigstens, dieses Gewoge von Dampf und Qualm zu verstärken. Es war ein Wallen und Wogen

unendlicher Maſſen. Bald ſchoß ein Wolkenzipfel leicht und elegant in die Höhe, als würfe eine Rieſenhand einen Rieſenſchleier zurück. Aber dahinter kam nur eine dunkele, grämliche Wolkenſchicht ſchwer auf dem Boden hergewälzt. Bald ſchien es, als wolle ſich ein Berg erheben. Wie ein ungeheurer, umgeſtürzter Keſſel ſtieg eine Maſſe blaſenartig empor. Geſpannt und neugierig, wie ſie ſich wohl auflöſen werde, ſchaute man auf ſie hin. Im nächſten Augenblick war ſie wie umgeſtülpt. Der ſo eben noch erhabene Mittelpunkt war von allen Seiten mit erhöhten Rändern umgeben, die im nächſten Augenblick ſchon wieder verloren waren. Und nun das gleichmäßige Schnauben des Vulkans in dieſes tolle Wogenſpiel, das doch nicht das geringſte von Gleichmäßigkeit zeigte! Da krachte es auf einmal. In der Luft pfiff es, als flögen die Spitzkugeln einer Compagnie dahin. Lautloſe Stille wenige Sekunden und es raſſelten die ausgeworfenen Steine in den Aeſten der Tannen unter mir. Noch einige Sekunden lang fielen die getroffenen Zweige. Man hörte die herabfallenden an den anderen unberührten ſich reiben. Lautlos fielen ſie dann auf den Fuß hoch mit Aſche und Schnee bedeckten Boden. Da der Wind die Steine ſeitwärts von mir trieb, hatte ich allerdings Nichts zu fürchten. Aber auch den ruhigſten Menſchen überkommt nach ſolchen Anſtrengungen und in ſolcher Umgebung wohl etwas von Furcht, wenn er ein unerwartetes Neues ſich urplötzlich neben ſich entwickeln ſieht. Wer bürgte denn auch dafür, daß nicht der Vulkan in dieſem Augenblicke wieder ſtärker denn je auszuwerfen beginne. Mein Führer, ein guter und williger Kerl, war mir bisher ſo weit gefolgt, wie keinem

Anderem. So versicherte er wenigstens. Fußstapfen, die man sonst in der tiefen Asche nach allen Richtungen hin laufen sah, waren auch bis zu dem Punkte, wo wir standen, nicht mehr aufzufinden. Ich beschloß darum, herunterzusteigen und abermals längs dem bald erreichten Lavastrome nach dem Punkte zurückzugehen, wo das Maulthier stand. Als ich aber an eine Stelle gekommen war, wo der Aufstieg auf den ungefähr 15 Fuß hohen Strom besonders leicht zu bewerkstelligen schien, konnte ich mich doch nicht bezähmen, noch einmal auf denselben empor zu klimmen, namentlich da mir der auswerfende, jetzt wieder nur schnaubende Krater so nahe zu sein schien, daß ich glaubte, ihn mit einem Steinwurf erreichen zu können. Wenn man eine beschwerliche Reise gemacht, namentlich zum zweiten Male gemacht hat, um Etwas recht genau zu ergründen und man soll nun fast unverrichteter Sache wieder abziehen, dann überkommt Einem eine Art Bosheit, die leicht zur Tollkühnheit führt. So geschah es auch mir. Bald war ich auf dem Lavastrom. Anfänglich ging es einige zwanzig Schritte gut vorwärts. Die Lavabänke lagen horizontal. Dann aber hatten sie sich umgestürzt, so daß die scharfen Ränder nach oben standen. Auch über diese äußersten Bollwerke kam ich noch hinweg, indem der Führer nachhalf. Aber siehe da! Auf einmal erglänzte zwischen den Lavabänken aus der Tiefe die rothe Gluth; die Luft vibrirte von der strahlenden Wärme, die aus dem Boden drang! Weiter vorwärts zu gehen wäre absolut unverständig gewesen. Ich hatte mein Möglichstes geleistet, um die Eruption in ihrer unmittelbarsten Nähe zu belauschen. „Und der Mensch versuche die Götter

nicht und begehre nimmer und nimmer zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen." Diesen Vers hersprechend stieg ich den Rand des Stromes hinab. Der Führer frug mich, ob wir denn nun umkehren wollten, er habe mich nicht recht verstanden.

Der Abstieg war nicht so leicht als der Aufstieg, trotzdem daß es jetzt Tag war. Der Regen wurde immer stärker; die Steine des Weges waren so schlüpfrig, daß ich zu reiten mich nicht getraute. Ich ging deshalb die drei und eine halbe Stunde bergab. Als ich in Linguagloſſa ankam, war das Wirthshaus geschloſſen. Alle Leute waren in die Meſſe gegangen. Eine ordentliche Erkältung fürchtete ich davon zu tragen. Es war kein trockner Faden mehr an mir. Doch bald hatten die weniger frommen Nachbarn die Wirthsleute herbeigerufen. Es war lächerlich anzuſehen, mit welcher Haſt ſie nun herbeigeſprungen kamen. Zehn Schritte voraus die Magd, dann der eigentliche Kellner, ſpäter die Wirthsfrau und zuletzt der dicke Wirth. Dieſe Eilfertigkeit und die ungeheuchelte Theilnahme der Leute verwandelten meinen Zorn gar bald. Man ſchob ſogar die Fragen nach meinen Schickſalen auf, bis man mich glücklich in meinem Zimmer hatte, und hätte ich mich nicht gewehrt, ſo hätten mich die Frauen wie ein kleines Kind ausgezogen und in's Bett gelegt. Als ich dieſes Geſchäft glücklich ſelbſt beſorgt hatte, ſtürzten ſie von Neuem ins Zimmer herein, um mich unter verſchiedene Decken zu ſtecken und mir die verlangten warmen Orangeaden zu bringen. Bald ſchlief ich den Schlaf des Gerechten, und wenn ich ein Mährchen erzählte, würde ich jetzt ſchließen und ſagen: Und wenn er noch

nicht ausgeſchlafen hat, ſo ſchläft er immer noch. Aber in Wirklichkeit ſtand ich wie neugeboren gegen 2 Uhr Nachmittags wieder auf. Meine Sachen hatte man unterdeſſen auf der Conca über dem Kohlenbecken vollſtändig getrocknet. Meine geruhten Cataneſer Maulthiere brachten mich noch des Abends zu guter Zeit nach dem ungefähr drei deutſche Meilen entfernten Taormina. Hier wo ich, ſo zu ſagen, jeden Stein kenne, erlebte ich einen herrlichen Tag, der mir nur getrübt wurde durch die Theilnahme mit dem Geſchicke eines guten Landsmannes, welcher unter nichts Gutes verſprechenden Ausſichten aus einer wunderbar confuſen, romantiſchen Neigung mit einer Tochter Taorminas ſich zu verheirathen im Begriff ſtand. Nächſten Sonntag, ſagte man mir, ſolle er getauft werden. Die katholiſchen Prieſter wollten alſo die Berliner Taufe nicht als eine chriſtliche anerkennen. Ich hätte nicht geglaubt, daß ein Berliner Kind ſich ſolchen Zumuthungen fügen und einer ſolch romantiſchen, Jahre lang gehegten Neigung treu bleiben werde, namentlich nachdem es ſeine ſchönen Landsmänninnen unterdeſſen wieder zu ſehen Gelegenheit gehabt hatte.

III.

Die Wechselbeziehungen zwischen der politischen Geschichte Siciliens und seiner Bodencultur.

— — — Ich habe jetzt den gesammten Küstensaum Siciliens durchstreift, den Fürsten der Berge, den Aetna, erstiegen, das Innere der Insel in verschiedenen Richtungen quer durchzogen und in Palermos Gefilden Rasttag gehalten. Wem nicht aller und jeder Formensinn versagt ist, wird mit mir entzückt sein von der Schönheit der Linien, in denen hier die Gebirge vom Meeresstrande unmittelbar oder aus den mehr oder weniger schmalen Küstenebenen aufsteigen. Da ist keine Einförmigkeit. Fast jedes Thälchen hat etwas Besonderes, jeder Berg erhebt sich in ihm eigenthümlichen Aufschwung und am Horizont dehnt sich keine langweilig gerade Linie.

Im Innern der Insel ist das freilich zum Theil anders; der Boden ist hier häufig gewellt und ohne Abwechselung. Sanft ansteigende Hügel sind mit endlos sich dehnenden Feldern bedeckt, aus denen Klippen hervorragen. Hat sie die baumlos sich durch sie hinwindende Landstraße erstiegen, so dehnt sich von Neuem, so weit das Auge reicht, im Frühjahr die grüne Flur, im

Sommer das ſonnverbrannte kahle Feld. Auch über weite, mit Steinblöcken überſäete Huten und Triften muß man reiten, auf denen ſich ſelbſt im Frühjahr die Kräuter nur ſpärlich einſtellen. In den Rinnſalen der durch die Winterſtürme und Regengüſſe tief eingewühlten Bergſtröme tröpfelt dann nur ſpärliches Waſſer. Die meiſten ſind ganz ausgetrocknet.

Aber es giebt doch auch im Innern der Inſel gar herrliche Ausſichten und fruchtbare Gegenden. Die ſchönen Bergkegel von Camerata, Sutera und Enna, das prächtige Thal von Caſtronuovo entſchädigen reichlich für alle gehabten Mühen. Doch vermißte ich auf meinen Reiſen in Sicilien immer Etwas und zwar etwas für mich ſehr Weſentliches. Wer in einem Lande aufgewachſen iſt, deſſen Berge und Höhen von Eichen- und Buchenwäldern gekrönt ſind, wo klare Bäche durch blumenreiche Waldwieſen rinnen, auf denen die ſchlanken Rehe graſen, der empfindet es beſonders ſtark, daß auch die Heimath Schönheiten hat, um die ſie die „Perle Europas" beneiden muß. Denn man kann Wochen lang in Sicilien umherſtreifen, ohne Etwas zu finden, das auf den Namen Wald wirklich Anſpruch erheben könnte. Zwar ſieht hier und da ein Berghang oder ein zwiſchen Felſen eingeklemmtes Thal wie bewaldet aus. Kommt man aber näher, dann löſt ſich Alles zu deutlich in einzelne Bäume auf, welche nur Fruchtbäume ſind. Oel- Johannisbrod- Mandel- und Feigenbäume bilden die große Mehrzahl. Häufig ſieht man von ihnen die ſchönſten Exemplare Ein Mandelbaum in einem Thale bei Palma hatte gegen vier Fuß Durchmeſſer. Orangen- und Citronengärten bedecken, namentlich an der Oſtküſte

und vor Allem in den Küſtenthälern Calabriens, große Strecken. Auch fehlen Aepfel- Birn- Kirſchen- und Wallnußbäume nicht ganz. Auf den Graten der Berge ſtehen zuweilen Piniengruppen, als wären die Bergrücken noch nicht ſcharf genug am Horizonte abgegrenzt. In einzelnen Thälern rauſcht der Wind in Silberpappeln, die ihre „ſtolzen" Schweſtern, die ſogenannten italieniſchen Pappeln, hier durch die traurigen Cypreſſen vertreten laſſen. In einem Thälchen, das in das Kalkplateau eingeriſſen iſt, welches die ſüdöſtliche Spitze Siciliens füllt, heimelte es mich trotz der ſonſt ganz fremdartigen Scenerie faſt an. Hier plätſcherte ein Bach über Steingeröll und bildete einen kleinen Fall, um den fußlanges, ſaftiges Gras ſtand. Hohe Pappeln warfen Schatten. Um kleine Felder, auf denen ein Landmann pflügte, waren Steinmauern gezogen und zwiſchen den Bäumen hindurch ſah man ein Gehöfte unter großen Wallnußbäumen. In den Büſchen ſchlugen Nachtigallen wie zu Hauſe und der wachſame Hund zeigte den kommenden Wanderer an. Aber ſchaute man nur ſeitwärts etwas in die Höhe, dann waren die Gedanken an die ferne Heimath entſchwunden. Nicht, als ob es nicht dort auch ſolche Kalkfelſen gäbe; aber gewiß nicht ſolche, in denen in Stockwerken übereinander künſtlich angebrachte Höhlen, die an manchen Stellen wie Bienenzellen die Felſen durchbrechen, ſich befinden. Denn wir waren im Val d'Ispica, einer Wohn- und Gräberſtätte der Urbewohner Siciliens, der Sicaner. Kletterte man die Felſen hinan und ſtand wieder auf der Höhe des Plateaus, ſo war gar jedes Bild, das an die Heimath hätte erinnern können, wieder verſchwunden. Weit hin,

und wie es ſchien, ganz ununterbrochen, dehnte ſich die baumloſe Hochfläche, bis daß man fern unter ſich, kaum von dem Himmel zu unterſcheiden, das blaue Meer fluthen ſah und die Felſen von Pachynum, um die Aeneas ſteuerte, und den Hafen des Dulders Odyſſeus in duftiger Ferne erblickte.

Erſteigt man den Aetna von Nicoloſi aus, dann hört man wohl den ſcharfen Bergwind durch die harten Blätter der ehrwürdigen Steineichen pfeifen. Allein dieſe Bäume ſtehen doch nur vereinzelt auf dem ſchwarzen Lavaboden, ihre Wurzeln ſind weithin entblößt und nur von Farrenkräutern umſtanden. Einſt bedeckten die Ahnen dieſer Bäume die Abhänge des Berges bis zum Meere hin, als hier Theokles Katana gründete. Noch in der Gegenwart weiß ſich die Volkstradition Eichenwälder zu entſinnen, in denen die Eicheln den Erdboden handhoch bedeckt hätten. Jetzt ſtehen ſie da wie verlaſſene Greiſe, deren Kinder und Kindeskinder hinweggenommen ſind, und ſcheinen ſehnſuchtsvoll auf den Augenblick zu warten, wo die Stürme ſie brechen werden oder die Axt des erbarmungsloſen Menſchen ſie auch fällen wird.

Nur auf der Nordküſte der Inſel findet ſich noch etwas Wald-Aehnliches, der ſogenannte Bosco di Caronia, und einzelne unbedeutende Parzellen in den Madonien und auf der Oſtküſte in den Thälern des Fiume di Niſi und das Anapo abgerechnet, wirklicher Wald nur auf der Weſt- und Nordſeite des Aetna. Die ſchönen Jagdreviere König Ferdinands I. bei Corleone ſind noch in den letzten Jahren durch Brand größtentheils zerſtört worden. Doch alle dieſe Waldüberreſte halten keinen

Vergleich mit den Bergforſten Calabriens aus, von denen ich den großen Wald, der die Südſpitze Calabriens faſt ganz anfüllt und der wegen der Niederlage Garibaldis, die in ihm ſtattgefunden hat, vielfach genannt worden iſt, der Wald um den Aspromonte, mit eigenen Augen geſchaut habe. —

Jedermann kennt den ungeheuren Reichthum Siciliens an Erzeugniſſen des Ackerbaues und der Baumzucht und weiß, daß es dieſes Reichthums wegen nicht erſt ſeit neuerer Zeit berühmt iſt, ſondern daß dieſer Ruhm nach Jahrtauſenden zählt. Und doch tritt auch in dieſer Beziehung ein merkwürdiger Gegenſatz zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart hervor. Denn die Bodencultur hat ſich hier dadurch weſentlich verändert, daß eine Menge neuer Produkte zu den urſprünglichen hinzugekommen ſind, während ſich dieſelbe doch, im Großen und Ganzen betrachtet, nicht nur nicht gehoben, ſondern mit den älteſten Zeiten verglichen, um ein Bedeutendes zurückgegangen iſt. Offenbar iſt dieſes aber ein unnatürliches Verhältniß. Denn mit der Vermannigfaltigung der Bodenerzeugniſſe eines Landes muß auch, falls nicht ganz anomale Umſtände entgegenwirken, der Werth, den die Summe derſelben repräſentirt, ſich ſteigern, weil wohl Niemand neue Gewächſe anbauen wird, wenn dieſelben keine höheren Erträge liefern als die ſchon längſt vorhandenen. Was wohl anderswo ſtattgehabt hat, daß ſich die Ertragsfähigkeit eines Landes verminderte, weil man es zu einſeitig bewirthſchaftet und den Boden zu ſyſtematiſch ausgeſogen hatte, trifft aber Sicilien in der Ausdehnung nicht, als man dieſes in der Regel glaubt. Gewiß werden z. B. einzelne von

den nordamerikaniſchen Baumwollenſtaaten, die aus dieſem Grunde die Baumwolle nicht mehr in ſolcher Quantität produciren können als früher, auch nimmer ſolche hohen Bodenerträge erzielen als früher, ſelbſt wenn die Bodengewächſe durch neu hinzugenommene noch ſo ſehr vermannigfaltigt werden. Ebenſo wird der Export Madeiras nicht ſo leicht wieder die frühere Höhe erreichen, nachdem an die Stelle der durch die Traubenkrankheit vernichteten Weinpflanzungen Zuckerplantagen u. ſ. w. getreten ſind. Allein ſolche Umſtände haben weder auf das Zurückgehen der uranfänglichen Bodenbewirthſchaftung Siciliens mitgewirkt, noch die Vermannigfaltigung der Culturgewächſe herbeigeführt. Das Erſte beweiſt hinlänglich die Thatſache, daß, während zur Zeit Ciceros der Durchſchnittsertrag der Getreideernte das Acht- bis Zehnfache der Ausſaat betrug, man im 16. Jahrhunderte das Achtfache rechnete, jetzt aber noch immer, nach den Unterſuchungen des ſtatiſtiſchen Büreaus zu Palermo, durchſchnittlich ſiebenfältig geerntet wird. Hat man geſehen, wie unvollkommen jetzt die Bodenbearbeitung iſt, während ſie gewiß zur Zeit des Plantagenbaues, wenn nicht gerade ein Verres hier Prätor war, eine viel ſorgfältigere geweſen ſein wird, ſo muß man glauben, daß ſich die Ertragsfähigkeit des Bodens an Getreide jetzt noch auf derſelben Höhe befindet, als vor beinahe zwei Jahrtauſenden, als zwar Sicilien ſchon heruntergekommen, aber immerhin doch noch eine der Kornkammern Italiens war. Mit Beſtimmtheit läßt ſich annehmeu, daß ſich hier jetzt noch viel höhere Erträge erzielen ließen, wenn der Boden nur ſo bewirthſchaftet und gedüngt würde, als dieſes in

Deutschland vor der Periode der rationellen Landwirthschaft geschah. Daß die Bodenerträge Siciliens zurückgegangen sind, erklärt sich nur aus den Einwirkungen, die die politischen und damit die gesammten Culturverhältnisse eines Landes stets auch auf den Ackerbau ausüben, und die sich vielleicht an keinem bekannteren Theile der Erde so vollständig, übersichtlich und in den mannigfaltigsten Beziehungen so genau nachweisen lassen als hier. Davon eine Skizze zu geben, und an sie die von mir gesammelten Beobachtungen anzuknüpfen, soll in diesen Zeilen versucht werden.

Die politische Geschichte Siciliens von den ältesten Zeiten an bis auf unsere Tage entwickelt sich, wenn man nur die äußeren Zustände der Insel ins Auge faßt, in vier Perioden, von denen eine jede, je nach den verschiedenen in ihnen auftretenden Völkern und Dynastien, sich wieder in zwei Theile zerlegt. Die erste Epoche bildet die griechisch-punische, die zweite die römisch-byzantinische, die dritte die muhamedanisch-normannische und die letzte die spanisch-bourbonische. Die zweite Hälfte dieser letzten Periode möchte ich jedoch nicht mit der Erwerbung Siciliens durch die Bourbonen beginnen. Denn im Wesentlichen dauerten die Zustände, die sich in Sicilien seit der Ausrottung des schwäbischen Herrscherhauses gebildet hatten, trotz alles Wechsels der Regentenhäuser fort, bis ihnen erst durch die Reformen Bentinks Wechsel geschafft wurde und die absolute Monarchie den Feudalstaat vernichtete. Mit Recht wurde noch 1863 Sicilien ein soeben aus dem Mittelalter herausschreitendes Land genannt.

So wechselvoll schon einem Jeden bei der bloßen

Nennung dieſer verſchiedenen Namen die politiſche Geſchichte der Inſel erſcheinen muß, ſo wechſelvoll war auch ihre innere Entwickelung. Zweimal folgten hier auf einen großen Aufſchwung der Inſel, auf Verbreitung von Wohlſtand und Cultur, Perioden der Zerſtörung, die kaum Analogien in der Geſchichte eines anderen Landes von Europa haben. Zweimal wurde Sicilien der Hauptſache nach — denn gänzlich unabhängig von den die Mittelmeergeſtade beherrſchenden Großmächten iſt es niemals geweſen — von ſelbſtſtändigen Politien regiert, und ſofort hob ſich ſeine Cultur, während ſein Zerfall ſich in Zeiten vollzog, wo es den Schwerpunkt ſeiner Regierung nicht in ſich ſelbſt hatte, ſondern als ein Anhängſel eines größeren Staates verwaltet wurde. Beide Perioden beginnen mit langen Kämpfen gegen die die Inſel bis dahin bewohnenden Völker und beider Ende wird dadurch beſchleunigt, daß die Uneinigkeit der von Anfang an in ſich geſpaltenen herrſchenden Bevölkerungen die Einmiſchung des Auslandes nicht nur ermöglichte, ſondern unmittelbar hervorrief. Die Griechen haben es ſo wenig wie die Saracenen zu einem Einheitsſtaate bringen können. Die Kämpfe zwiſchen den doriſchen und joniſchen Coloniſten haben die Herrſchaft jener gebrochen, der noch unverſöhnbare Gegenſatz zwiſchen den Arabern und den Berbern, der nur nothdürftig durch das gleiche Glaubensbekenntniß ausgeglichen wurde, hat dieſe vernichtet. —

Wüßten wir nicht aus der beglaubigten Geſchichte der Inſel, wie die griechiſchen Coloniſten, die ſich an der öſtlichen, dann an der ſüdlichen und zuletzt an der nördlichen Küſte niederließen, vorzugsweiſe durch die

Erträge, welche Ackerbau und Viehzucht ergeben, ihre Gemeinwesen in blühenden Stand gebracht hätten, die Mythen und Sagen, die hier localisirt wurden, würden es allein schon deutlich genug uns verrathen. Die Erzählungen von der Demeter und der Persephone, den Heerden Apollos, den lästrygonischen Feldern, der Urheimath des Waizens u. s. w. sind bekannt genug. Die Nachrichten, die wir über die Verfassung der griechischen Städte haben, zeigen aber ganz direct, daß die älteste hellenische Bevölkerung ausschließlich eine ackerbautreibende war. In der Epoche der herrlichsten Entfaltung der hellenischen Herrschaft auf der Insel preist Pindar „das schaafreiche Eiland, das erste an fruchttragendem Boden und fett, um mit den prangenden Giebeln vieler Städte geschmückt zu werden." Bis in wie späte Zeit sich hier die Lust und Freude am Landleben erhalten hat, beweist der Umstand, daß hier die bukolische Poesie ihren Ausgang genommen und zugleich ihren Höhepunkt erreicht hat. Noch jetzt sieht man aber auch, wie die Rücksichtnahme auf den Ackerbau die ersten Colonisten bei der Wahl ihrer Niederlassungen bestimmt hat. Denn mit Ausnahme Zankle-Messanas an dem strategisch und commerciell so wichtigem sicilischen Sunde, sind alle bedeutendere hellenischen Städte in Gegenden angelegt, deren Fruchtbarkeit heute noch berühmt ist. So Naxos im Alcantarathal, Katana, Leontinoi, Syrakus, Gela, Kamarina, Phintia, Selinus, Akragas, Panormos u. s. w. Hatte eine dieser Colonien neben ihrer fruchtbaren Umgebung noch eine von Natur geschützte Lage, so daß eine feste Akropolis angelegt werden konnte, und kam dazu noch ein guter Hafen, so war ihre Herrschaft über die

anderen entschieden. So erhob sich das auf hohem steilen Felsen erbaute Akragas, die schönste Stadt der Sterblichen, wie sie Pindar preist. Nach Syrakusens geschützter Hafeninsel Ortygia verlegte Gelon von dem auf einem flachen Sandhügel erbauten Gela hinweg die Burg der Deinomeniden. Bei der ungemein raschen Entwickelung dieser Städte, die sich zu einer Größe ausdehnten, daß sie sich mit unseren ersten Städten würden messen können — denn Syrakus soll ja 1,200,000 und Akragas 800,000 Einwohner gehabt haben, Zahlen, die man für völlig übertrieben halten möchte, wenn man nicht die Ruinen der Ruinen dieser Städte gesehen hätte, — sollte man aber annehmen, daß die Einwohner derselben sich auch durch Ausfuhr ihrer Gewerbserzeugnisse bereichert haben werden. Aber wir kennen keine einzige namhafte Industrie, die in den hellenischen Städten Siciliens besonders geblüht hätte. Daß die Kunstindustrie freilich nicht schlecht hier vertreten war, sehen wir aus den sicilischen Münzen, die bekanntlich die schönsten von allen antiken Münzen sind, und den Vasen, die namentlich an den Stätten von Centuripä, Kamarina, Akragas und Gela — in der Nähe von Terranuova — so zahlreich gefunden werden, daß ein Kaufmann in Terranuova innerhalb fünfzehn Jahren eine Sammlung von etwa 400 Stück zusammengebracht hat. Auch werden in anderen Industriezweigen ohne Zweifel kundige Meister dagewesen sein. Soviel aber steht fest, daß der Reichthum der sicilischen Griechen besonders auf die Erzeugnisse des Bodens gegründet war. Von Akragas wird uns ausdrücklich berichtet, daß seine Oelproduction und der Handel mit ihm es

bereichert hätten. Welchen Luxus man dort mit Pferden trieb, kann man aus den wiederholten Siegen erkennen, die ſicilianiſche Viergeſpanne in der Altis von Olympia davontrugen, und aus der Nachricht, daß die Bewohner von Akragas ihren Lieblingspferden prächtige Kenotaphien hätten erbauen laſſen. Iſt doch das allgemein bekannte ſogenannte Grabmal des Theron vor der Porta aurea in Girgenti vielleicht ein ſolches Kenotaphium! Noch Plinius preiſt Gelon von Syrakus wegen ſeiner vortrefflichen Ackergeſetzgebung.

Wenn es aber in einer bekannten Geſchichte des Alterthums heißt, daß, als Theokles an der Mündung des Akeſines Naxos gegründet habe, „ſich dort zwiſchen Cactus und Aloe die Granaten-, Orangen- und Citronenbäume, abwechſelnd mit Mandel-, Feigen- und Maulbeergruppen erhoben hätten", ſo mag wohl dieſe Schilderung dem Anblicke entſprechen, den man jetzt in dieſer Gegend genießt. Aber Theokles ſah von alle dem Nichts. Denn in den Zeiten des helleniſchen Siciliens wuchſen alle dieſe Herrlichkeiten bis auf die Feigen- und Maulbeerbäume nicht dort. Die Griechen waren mit dem Ertrage zufrieden, den die Waizenfelder abwarfen und der heilige Baum der Athene und die dem Bakchos geweihte Rebe. Sonſt fanden ſie keine von den Früchten, die jetzt vorzüglich als ſicilianiſche bekannt ſind. Dagegen hatten ſie einen reichen Schatz an den großen Heerden von Ziegen, Schaafen und Rindern. Auch der Honig des hyblaeiſchen Megara war berühmt. Wie jetzt noch der beſte Wein Siciliens bei Syrakus wächſt, ſo auch ſchon im Alterthum. Schon bei Columella iſt von dem vinum muscatum die

Rede und noch heute kennt Jeder den Muskatwein von Syrakus.

Wie die Griechen den Grund und Boden bewirthschaftet, vermag ich nicht im Einzelnen zu verfolgen. Die meiste Arbeit mußten neben den Sclaven die Ureinwohner verrichten. Denn die Sikeler wurden die gutshörigen Knechte der Eroberer, die sich in die Feldmarken theilten. Man nannte diese hörigen Leute Killykyrier. Aber die Grundbedingung einer gedeihlichen Bodenbewirthschaftung in Sicilien, die Zerschlagung des Bodens in kleinere Parcellen, haben die Griechen unfraglich richtig erkannt und eingehalten. Waren es doch auch der Griechen, die an den verschiedenen Punkten sich festsetzten, die Feldfluren unter sich theilten und den Adel der Städte bildeten, unverhältnißmäßig mehr als der römischen Capitalisten, die später den Boden durch Plantagenbau ausbeuteten, oder der wenigen normannischen Barone, die allen Grund und Boden für sich in Besitz nahmen. Nach dem Sturze der Adelsherrschaft ist jedenfalls auch keine Concentrirung des Grundbesitzes in der Hand Einzelner eingetreten, und wenn auch die unnatürliche Vereinigung der Bewohner mehrerer griechischen Städte zu dem neuen Syrakus des Gelon, die Bebauung des Grund und Bodens in den Fluren der niedergelegten Städte erschwert haben muß und die Nachrichten von dem ungeheuren Reichthum, der sich in den Händen Einzelner ansammelte, auch auf eine größere Vereinigung der liegenden Güter in den Händen Einzelner zu schließen erlaubt*), so wird man doch immer

*) Diodorus Siculus III. 61. Nach Plinius führte Timoleon

annehmen dürfen, daß im helleniſchen Sicilien die Güter nicht ſo zuſammengelegt und in große Plantagen verwandelt wurden, wie dieſes die Römer thaten, welche dieſe mehr kaufmänniſche als ökonomiſche Ausſaugung des Bodens den in Sicilien mächtig gewordenen Puniern abgeſehen hatten. Denn dieſe haben, wie es ſcheint, von Afrika jenes Raubſyſtem nach Sicilien herüber gebracht, durch das dann unter der römiſchen Herrſchaft Sicilien ſeinem Untergange entgegengeführt wurde. Die einzige Pflanze, beiläufig bemerkt, durch die die Karthaginienſer die Flora Siciliens bereicherten, war die Granate, deren Blüthe und Frucht bekanntlich in allen ſemitiſchen Culten ihre hervorragende Bedeutung hatte. —

Eine ganz neue Periode für die Geſchichte Siciliens und deſſen Ackerbau beginnt mit dem Jahre 212 v. Chr. Denn erſt mit der Eroberung von Syrakus fiel den Römern die Herrſchaft über den cultivirteſten Theil Siciliens in die Hände. Wie ſie dieſe ausbeuteten, iſt weltbekannt, und es iſt nicht zu hart geurtheilt, wenn man geſagt hat, daß der römiſche Soldat, der bei der Plünderung von Syrakus den Archimedes erſchlagen hat, die römiſche Herrſchaft über die Inſel vollſtändig ſymboliſire. Denn kein Land des Erdkreiſes iſt wohl von der weltbeherrſchenden Stadt ſo ſyſtematiſch ausgeſogen, ſeines Reichthums und ſeiner Cultur beraubt worden, als dieſe herrliche Inſel. Hat die Natur, ſo ſcheint es, an ihr zu zeigen verſucht, was ſie zu leiſten

600,000 Ackerbauer nach Sicilien. Die Römer fanden bei der Plünderung von Syrakus mehr Beute als in Karthago.

im Stande ſei, ſo haben fürwahr die Menſchen im Laufe der Jahrtauſende, die ſie dieſelbe bewohnt haben, weniger darſtellen wollen, daß ſie beſtimmt ſind, das Werk der Schöpfung an ihr zu vollenden, als welche Kraft ihnen inne wohnt, ſich unter einander zu hemmen und das wieder zu vernichten, was andere geſchaffen haben. Bereiſt man die ſüdöſtliche Ecke der Inſel und ſteht auf einer der vielen Stätten, an denen einſt prangende Städte ſtanden, von denen jetzt aber kaum noch Ein Stein vorhanden iſt, oder ſchaut man von der Epipolae zu Syrakus oder dem ſ. g. Atheneſelſen zu Girgenti über die ſich weithin ausdehnenden Trümmerfelder, dann fallen Einem die Worte Ciceros ein: Hem. nos homunculi qui indignamur, si quis nostrum interiit aut occisus est, quum uno loco tot oppidorum cadavera projecta jaceant, und man kann ſich kaum des Paradoxons entſchlagen, daß die Kraft des Menſchen in der Zerſtörung der Werke Anderer ſich größer erweiſe, als in deren Schaffung. Man ſagt im gemeinen Leben ſehr häufig, die Zeit zerſtöre die Werke der Menſchen, und meint damit die allmälig und weniger deutlich ſich kundgebenden Einwirkungen der Natur. Dieſe vermag man allerdings auch in Sicilien an den großen Bauten zu erkennen, und die ſämmtlich auf ihrer ſüdöſtlichen Seite ausgefreſſenen und verwitterten Säulen der doriſchen Tempel von Girgenti wiſſen Etwas von den winterlichen Seeſtürmen zu klagen. Aber im Ganzen und Großen betrachtet wirkt doch auch hier die Natur verſöhnend und mildernd, indem ſie allmälig mit einem dichten Schleier verbirgt, was die Menſchen frevelnd begonnen haben. Denn ſie hat es bewirkt, daß dieſe

Grabfelder ganzer Völker „auf ein mehr als Vergangenes deuten, daß ſie Grabmäler von ſich ſelbſt geworden ſind.“ Die Geſchichte dagegen hat all' das Leid und Wehe, das die Menſchen in ſo reichem Maße über die Inſel gebracht haben, treuer aufbewahrt als die Natur. Denn das, was ſie über die Blüthezeit der Inſel zu berichten weiß, ſteht in gar keinem Verhältniß zu dem, was ſie uns über ihren Verfall nnd deſſen Gründe erzählt. Iſt doch faſt das Einzige, was uns über die volkreichſte Stadt der helleniſchen Welt, über Syrakus, genauer bekannt iſt, nichts Anderes, als die Geſchichte ihrer Belagerungen durch die Athener und Karthager, ihrer inneren Revolutionen, ihrer Eroberung und Plünderung durch die Römer und ihrer grauenhaften Zerſtörung durch die Saracenen unter Abu J'ſa, dem Sohne Mohamad's-ibn-Khoreb.

Es wird hier nicht nöthig ſein, die Art der Bewirthſchaftung und Verwaltung Siciliens von Seiten der Römer auch nur ganz kurz darzuſtellen. Wer ſich nur des Namens Verres erinnert und der Sclavenaufſtände von 134—132, von 103—101 v. Chr., der Herrſchaft des Seleurus und des Sclavenkrieges von 259 n. Chr. gedenkt, weiß ſchon genug. Außerdem ſind ja auch dieſe Verhältniſſe aus den meiſterhaften Darſtellungen Mommſens hinlänglich bekannt. Der Zuſtand Siciliens zur Zeit des Ausgangs der römiſchen Republik war ein derartiger, daß gar keine Ausſicht dazu vorhanden ſchien, daß die Inſel ſich aus eigener Kraft je werde wieder erholen können. Kaiſer Auguſtus, der ſie ja aus eigener Anſchauung kannte, ſuchte ihr deshalb zu helfen und ließ einen Theil der zerſtörten Städte

auf seine Kosten wieder herstellen. Diese Bemühungen wurden im zweiten Jahrhundert unter der Regierung der Antonine fortgesetzt. Aber auf die Dauer konnten diese künstlichen Mittel zur Hebung des Landes eben so wenig dauernde Erfolge hervorbringen, als die Kaiser Karls V., der auch neue Städte bauen, Festungen anlegen und Häfen verschütten ließ, damit sich in ihnen die Seeräuber nicht festsetzen könnten. Denn alle Landesprodukte: „Getreide, Honig, Saffran, Schlachtvieh, Felle und Wolle mußten mit Ausnahme des Wenigen, was man auf der Insel selbst verbrauchte", nach wie vor nach Rom geschleppt werden.

Schon aus diesem von Strabo mitgetheilten Verzeichniß der Ausfuhrartikel Siciliens ist ersichtlich, wie sich seit der ältesten Zeit bis auf die der Herrschaft der römischen Cäsaren in Sicilien die Bodenprodukte der Insel nicht vermannigfaltigt haben. Der Oelbau hatte geradezu aufgehört, wie hieraus hervorgeht und durch die Nachricht eines arabischen Historikers bestätigt wird, daß die Bewohner der afrikanischen Küste durch ihre Oelausfuhr nach Italien reich geworden seien. Wenn wir aber auch nur bedenken, welche Culturgewächse während der tausendjährigen römisch-byzantinischen Herrschaft in Sicilien neu cultivirt sind, und sie mit denen vergleichen, welche in der muhamedanisch-normannischen Epoche hier eingeführt worden sind, dann wird uns die Unfruchtbarkeit der römischen Herrschaft auch in dieser Beziehung klar werden. Denn zu den schon früher genannten Erzeugnissen des Ackerbaues und der Baumzucht in der griechischen Periode, zu denen noch eine ganze Reihe unwichtigerer hinzuzurechnen sind, wie Mohn,

Hanf, Flachs, Lupine, Bohne, Erbse, Wicke, weiße Rübe, Lattich, Kapern, Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kastanien, Mandeln, Manna (?), Süßholz (Glycyrrhiza glabra) u. s. w., kommen in der römischen Zeit nur hinzu der Pfirsich, die Aprikose, die Kirsche und die Cedrata (Citrus medica).

Daß während der Herrschaft der byzantinischen Kaiser sich Sicilien nicht hob, wird Jedermann auch ohne historische Beweise wahrscheinlich finden. Doch sind uns hierüber auch ganz bestimmte Nachrichten übrig geblieben, die uns versichern, daß man in Constantinopel Sicilien damals so ansah, wie man jetzt in Petersburg Sibirien betrachtet. Denn nach Sicilien schickte man Majestätsverbrecher von hoher Geburt, dorthin die aufrührerischen Söldner, nachdem man ihnen auf die Stirn den Namen „Armenischer Rebell" eingeätzt hatte *). Der Handel der größeren Städte war vielfach in den Händen der Juden, die deshalb von dem allgemeinen »Odium generis humani« um so mehr zu leiden hatten. Die Insel füllte sich allmälig mit den von dem Festlande Europas und Afrikas vor den nordischen Barbaren und später vor den Muhamedanern sich flüchtenden heimath- und besitzlosen Christen an, und die Kirche erwarb immer mehr Grundbesitz, sämmtlich Umstände, die sicherlich dem Aufblühen der Insel nicht förderlich waren. Wie nach Constantin I. die Kirche in den Besitz von liegenden Gütern kam, ist bekannt. Sie fielen ihr vom Staat und durch Geschenke von Privaten zu. Bei dem

*) In Messina gab es noch im 16. Jahrhundert ein Thor, das nach den Armeniern genannt wurde.

geringen Werth des Grund und Bodens vereinigten ſich nun in dem Beſitz verſchiedener ſelbſt außerſiciliſcher Kirchen große Güter. So beſaßen die Kirchen von Ravenna und Mailand in Sicilien Latifundien. Die Einnahme, die der römiſche Biſchof gegen das Ende des achten Jahrhunderts aus Sicilien bezog, hat man auf den Werth von 1 Million Franken reducirt. Hieraus erklärt ſich denn auch hinlänglich die Aufmerkſamkeit und ſtete Rückſichtnahme, die Gregor I. in ſo vielen ſeiner zahlreichen Briefe den ſiciliſchen Verhältniſſen widmet, hieraus auch die eines chriſtlichen Biſchofs ſo unwürdige Stellung, die er in der Sclavenfrage einnahm. Es iſt, als wäre die geſammte Politik der römiſchen Curie durch Gregor I. vorgebildet, der hier, wie es der Vortheil gebot, ſo auftrat, dort aber wieder in einer anderen Geſtalt. Denn Gregor I., der von Mitleid, wie man ſagt, mit den blondgelockten Sachſen, die als Sclaven verkauft werden ſollten, ergriffen, dieſelben loskaufte und ſich bewogen fühlte, eine Miſſionsgeſandtſchaft nach England zu ſchicken, trat in Sicilien nichts weniger als der Sclaverei feindlich geſinnt auf. Er wußte zwar ganz ſchöne Worte über die Freilaſſung der den Juden gehörenden Sclaven zu machen; aber er entließ die ihm gehörigen Sclaven in Sicilien nicht nur nicht, ſondern verſchenkte ſie gelegentlich an Freunde, drohte den Flüchtigen mit furchtbaren Strafen und ließ ſie auf fremdem Grund und Boden aufhetzen. Kurz, er trat als vollkommenes Vorbild eines tüchtigen Pflanzers auf. Es iſt wahr, daß er die Abgaben aufhob, die zwei Sclaven, welche in die Ehe treten wollten, beſonders entrichten mußten, aber er verbot doch auch wieder ſeinen Colonen, ſich

mit den Töchtern der Gutshörigen eines nicht der Kirche gehörigen Latifundiums zu verheirathen, um nur die Colonen oder Sclaven der betreffenden Güter recht von einander abgeschlossen zu halten. Achtzig Jahre nach Gregor I. bestand noch der größte Theil des Reichthums des Nachfolgers Christi in Sclaven. Wollte übrigens, und dieses wäre unbillig hier zu übersehen, der römische Bischof seine Güter in Sicilien in einem einigermaßen rentablen Zustande erhalten, so durfte er, wenigstens nicht plötzlich, den Plantagenbau mit Sclaven nicht aufgeben. Denn mag es auch in Folge der immer mehr von dem christlich humanen Geiste durchdrungenen Gesetzgebung viel häufiger geworden sein, daß man die eigentlichen Sclaven zu Colonen, d. h. zu Gutshörigen werden ließ und die Kopfsteuer in eine Abgabe von den dem Colonen angewiesenen Ländereien verwandelte, dieses Verfahren war doch nur in der Nähe der Städte und an Stellen, wo der Boden besonders fruchtbar war, durchzuführen möglich. Die großen Strecken im Innern der Insel, wo die einst bedeutenden, Ackerbau treibenden Städte, nach den uns erhaltenen Itinerarien zu schließen, nunmehr größtentheils in Trümmern lagen, ließen sich doch nur durch Sclaven bearbeiten, und die großen Heerden auf den weiten Triften nach altrömischer Sitte von Sclavenvögten hüten und bewachen. Viel Land hatte man freilich auch in Emphyteuse gegeben. Aber was warf das ab? Welche Güter übrigens die Kirche damals hier besaß, erkennt man aus dem Verbot Gregors I., seine Stuterei über 400 Thiere zu vermehren, da nicht mehr ernährt werden könnten. —

Alle diese Verhältnisse wurden von Grund aus

umgestaltet, als die Muhamedaner sich auf der Insel festzusetzen begannen und sich dieselbe nach langen blutigen Kämpfen gänzlich unterwarfen, 827—901. Anfänglich wurde sie zwar von den von der afrikanischen Küste herübergekommenen arabisch-berberischen Eroberern aufs Grauenhafteste verwüstet, dann aber zu einer ebenso staunenswerthen Cultur gebracht, als sie früher von ihnen dem Verderben geweiht schien. Denn die Saracenen begnügten sich auf die Dauer nicht damit, die Küstenstrecken auszuplündern, die eroberten Städte zu berauben und dann zu verbrennen, sondern ließen sich seßhaft nieder, und wo nicht eine allzu überlegene Macht sich ihnen entgegenwarf, gründeten sie Staatswesen, deren Cultur sich wie im Fluge hoch über die der zeitgenössischen christlichen erhob, aber auch ebenso plötzlich wieder zusammenbrach, als sie sich gehoben hatte. Die europäischen Länder, die schon einmal die Einwirkungen des semitischen Volksstammes erfahren hatten, Spanien, Sicilien, Sardinien, Corsica, wurden jetzt wieder von ihnen getroffen. Jetzt aber legten die Araber nicht nur Faktoreien und befestigte Handelsplätze an den Küsten an, wie die Phönizier gethan hatten, sondern durchdrangen vielmehr die ganzen Länder und unterwarfen sie sich vollständiger. Und war deshalb früher der Einfluß der semitischen Eroberer auf die Cultur der ihnen tributpflichtigen Länder ein nur geringer gewesen, so wurde er jetzt, nachdem sich unter den Eroberern durch die Einflüsse persischer und helleniſtischer Bildung ein ihnen früher ganz unbekanntes wissenschaftliches Leben verbreitet hatte, ein um so stärkerer und folgenreicherer.

Trotzdem daß die arabisch-berberischen Colonien

Siciliens sich niemals ein Menschenalter lang innerer Ruhe erfreuten, daß die unterworfenen Christen mit einer Zähigkeit des Widerstandes, wie ihn nur Racenverschiedenheit und Religionshaß erzeugen kann, immer wieder das Joch der Ungläubigen zu brechen suchten, und die byzantinischen Kaiser, sobald sie nur in Kleinasien und an der Donau etwas Luft bekamen, und die kirchlichen Streitigkeiten ein wenig verstummten, ein Heer nach dem anderen nach Sicilien warfen, entwickelte sich hier eine neue Periode nationalen Wohlstandes. Man kann sich leicht eine Vorstellung von dem rapiden Verlauf dieser Culturentwickelung machen, wenn man sich nur vergegenwärtigt, welche Produkte die Araber der Insel neu zugeführt haben, oder eine der Beschreibungen liest, welche muhamedanische, jüdische und christliche Reisende von dem Treiben in der Hauptstadt der Insel aus diesem und den folgenden Jahrhunderten entworfen haben. Denn die Saracenen sind es gewesen, die die Seidenzucht*) und den Baumwollenbau auf der Insel eingeführt haben. Sie haben hier das erste Zuckerrohr gebaut, von wo es der Infant Heinrich von Portugal nach Madeira und den Azoren brachte. So verbreitet war sein Anbau hier, daß noch im sechszehnten Jahrhunderte die sicilianischen Parlamente sich wiederholt mit den Ausfuhrzöllen des Zuckers beschäftigten. Bei Avola, südlich von Syrakus, soll seine Cultur bis auf

*) Schon die Araber hatten die Seidenraupe in Sicilien eingeführt. Aber erst König Roger I. brachte von seinem Kriegeszuge nach Griechenland Seidenweber mit, die damals auch das deutsche Kaiserpallium webten, das man gewöhnlich auf Karl d. Gr. zurückführt.

den heutigen Tag noch nicht ganz erloschen sein. Auch die Araber haben die ersten Limonen (Citrus Limonum), Pomeranzen (Citrus Aurantium) 1002 n. Chr., Apfelsinen und Bergamotten, kurz alle Agrumen bis auf die Mandarinen angepflanzt; die Pistazien von Persien (?) hierher versetzt, den Reis cultivirt, der noch jetzt bei Millitello trefflich gedeiht, Melonen (Cucumis Melo) und Wassermelonen (Cucumis Citrullus) angebaut und höchst wahrscheinlich auch den Sumach (Rhus Coriaria) aus Syrien hierher gebracht. Wenn auch in arabischen Chroniken nichts darüber aufbewahrt ist, daß die Emire den Anbau des Oelbaums durch Prämien zu heben gesucht hätten, das Volk hat es ihnen noch nicht vergessen und nennt deshalb die uralten Bäume der Conca d'Oro Palermos Saracenenbäume. Das Einzige, was aus nahe liegenden Gründen zurückging, war der Weinbau. Denn während wir vor der muhamedanischen Epoche Wein noch als Ausfuhrartikel angegeben finden, bezog man ihn nach ihr von Neapel. Aber gänzlich vernichtet war der Weinbau doch nicht. Die christliche Bevölkerung trieb ihn fort. In den Klöstern fand die arabische Jugend hier wie in Spanien den besten Firnewein. Der größte arabisch-sicilische Dichter, Ibn-Hamdis, preist in einer seiner schönsten Khasiden, in welcher er jetzt, fern vom Vaterlande am spanischen Hofe lebend, seine Jugenderinnerungen feiert, den köstlichen Syrakusaner. Mit Jünglingen aus den edelsten arabischen Familien sei er, so erzählt er uns, des Nachts dem Duft des edeln Muskats in ein Nonnenkloster nachgegangen; eine gute Alte habe ihnen für eine Silberdrachme das flüssige Gold gereicht; dann hätten sie noch vier Krüge genommen,

die lange Jahre verpicht und begraben gelegen; ein feiner Kenner habe sie ausgesucht, der von jedem Weintropfen Herkunft und Alter und Keller anzugeben gewußt. Im hellerleuchteten Gartenhof voll schlanker Bäume hätten sie sie geleert, während schöne Mädchen die Cither und das Tamburin schlugen und unter Flötenschall die anderen im Reigentanze dahin schwebten. Erst die Strahlen der neuerwachten Sonne hätten den Jubel verscheucht. — In allem Uebrigen hob sich dagegen die Bodencultur und zwar so, daß, wie uns der Spanier Ibn-'Awwam in seinem Werk über den Feldbau berichtet, man bestimmte Methoden, Gartengewächse zu pflanzen, die sicilianischen nannte. Besonders war die Art, wie man hier die Baumwolle cultivirte, berühmt. Von Sicilien führte man neue Pflanzenarten und Pflanzenprodukte aus und wie im Alterthum vernachlässigte man die Bienenzucht nicht. Die Pferde, Maulthiere und Esel der Insel waren berühmt. Heerden von lang-gehörnten Rindern und Schafen weideten wieder auf den blumenreichen Bergen, die Wälder waren voll Wild, die Wölfe nicht ausgestorben*). Am besten bebaut war die Westhälfte der Insel, das Val di Mazara, wo sich die Araber zuerst festgesetzt hatten. Im Val di Demone, d. h. der nordöstlichen Spitze der Insel, in dem die griechisch-römische Bevölkerung sich am längsten behauptete, und das deshalb am entsetzlichsten von den Plünderungszügen der Eroberer zu leiden hatte, war das Land am

*) Auch jetzt gibt es noch Wölfe in Sicilien, auf deren Erlegung ein Preis gesetzt ist.

schlechtesten bestellt. Hier saßen die Christen auf ihren Felsburgen wie Taormina, Mola, Rametta u. s. w. dicht zusammengedrängt, bewachten ihre von allen Seiten dahin zusammengeretteten Schätze, hatten aber oft kaum zu essen und zu trinken, bis auch sie die heldenmüthigste Tapferkeit nicht vor ihrem Schicksal bewahren konnte. Mit derselben Zähigkeit, die jetzt das Kaiserreich Byzanz selbst im Osten der fremdartigen Nationalität entgegensetzte, vertheidigten sich diese Ueberreste auf einem verlorenen Posten gegen ihre immer von neuem anstürmenden Feinde. Denn Beutelust und Religionseifer ließ diese in ihren reichen Städten nimmer zur Ruhe kommen. Von Palermo aus zog fast jedes Jahr die kriegerische Jugend zu neuen Kämpfen gegen den „Bezirk der Ausharrenden" — denn das ist wahrscheinlich der Sinn der hybrid zusammengesetzten Formel Val di Demone aus Welâia *τῶν διαμενόντων* — und die Bewohner Calabriens und Apuliens. Denn Palermo wurde damals von 300,000 bis 350,000 Menschen bewohnt, wenn wir aus Angaben Ibn-Haukal's über die Größe der Metzgergilde zu Palermo Schlüsse ziehen dürfen. Mehr als dreihundert Lehrer gaben dort Jugendunterricht. Der auf die Palermitaner erboste arabische Reisende sagt freilich, es widmeten sich der Jugenderziehung nur so viele, weil sie dadurch vom Militärdienst befreit würden. Aber diese Motivirung gehört gewiß nur ebenso dem übelgelaunten Reisenden an, wie auch jetzt noch Reisende, die sich von ihren Landsleuten in Sicilien nicht mit gebührender Rücksicht empfangen glauben, gegen diese in ihren Reisebeschreibungen ausfallen. Weil Ibn-Haukal den Geruch der Zwiebeln höchst wahrscheinlich nicht

leiden konnte, schreibt er, in Palermo gebe es weder gelehrte, noch scharfsinnige, noch fromme Männer und schönwissenschaftliche Talente; denn dort esse Reich und Arm vom Morgen bis zum Abend rohe Zwiebeln.

Aber nicht nur wie jetzt in Städte zusammengedrängt wohnte damals die zahlreiche Bewohnerschaft der Insel. Edrisi u. A. nennen über 900 kleinere Ortschaften in Sicilien, während in unseren Tagen hier nur 352 selbstständige Communen existiren. Freilich sind gegenwärtig mit manchen der größeren Städte zahlreiche umliegende Ortschaften zu einem Municipium vereinigt — so gehören zu Messina gegenwärtig 42 sogenannte Casali —, allein auch diese Halbbürger mit eingerechnet erreichen die gegenwärtigen ersten sicilischen Städte lange noch nicht die Bevölkerungszahlen, die sie in der saracenischen Periode aufzuweisen hatten. Mit der jetzt vorhandenen Anzahl der Communen stimmt übrigens die Angabe eines arabischen Geographen, der berichtet, in Sicilien gäbe es 18 Städte und mehr als 320 Felsen, d. h. befestigte auf den Felsenhörnern erbaute Stadtkastelle (ἀκροπόλεις), fast ganz genau überein. Die Entstehung dieser Felsburgen reicht bei vielen hoch in das höchste Alterthum hinauf. Andere verdanken ihren Ursprung erst den Einfällen der Saracenen. Einer der vielen über Sicilien und die Sicilianer phantasirenden Reisenden meint freilich, „der Sicilianer, möcht' ich beinahe sagen, bäumt sich wie ein stolzes Roß himmelan, verachtet den Aufenthalt in der Tiefe, der ihn Beschränktheit und Unterdrückung lehret und steigt die steilen Felsen hinan, wo er freiere Luft athmen und die Ketten der Niedrigkeit im stolzen Gefühl seiner

Würde zerbrechen kann:" (!!) Aber für unser Einen, der weniger phantastisch als historisch über diese Dinge reflectirt, zerrinnen solche chimärischen Vorstellungen in Nichts und man erinnert sich, daß auch bei uns einst die steilen Felsnasen mit Burgen zu Schutz und Trutz, die jetzt nur noch zu Decorationsstücken der Gegend dienen, gekrönt waren. Die Sicilianer haben sich zwar länger als wir gegen Raubzüge vertheidigen müssen; auch führten die Feudalbarone des Mittelalters hier noch mehr der kleinen Kriege gegen einander, als unsere Herren vom Adel. Aber wenn der Sicilianer jetzt noch seinen Wohnsitz auf Bergspitzen aufgeschlagen hat, zu denen kaum ein Maulthier oder ein Esel den Wanderer hinauftragen, geschweige denn ein Wagen hinauffahren kann, so ist hiervon mehr sein lässiger, apathischer als ein titanischer, himmelwärts strebender Sinn die Veranlassung. Denn auch in den von Malariadünsten verpesteten Niederungen halten sie aus, selbst wenn ihnen eine Stadt unweit von ihren alten Sitzen auf einem Hügel erbaut wird. Karlentini, von Karl V. erbaut, hat noch immer weniger Einwohner, als das durch die Ausdünstungen der Pontana leidende Lentini. Doch findet man neuerdings Anfänge, daß sich Einwohner aus den unzugänglichen Felsnestern nach der Marine und der sie begleitenden Landstraße herunterziehen. Die Einwohner von Monte-Allegro besitzen zwei Städte. Wenn aber die Eisenbahn durch das Innere der Insel von Termini nach Catania vollendet sein wird, welche, gewiß ein unicum in einem so bevölkerten Lande wie Sicilien ist, auf einer Strecke von 120 Kilometern keine Stadt und kein Dorf unmittelbar berührt, weil dieselben

sämmtlich auf den benachbarten Berggipfeln liegen, so wird eine völlige Umgestaltung der bisherigen Wohnsitze Platz greifen müssen. —

Als eine Nachblüthe der muhamedanischen Culturperiode ist die Epoche der normannischen Eroberung und die Herrschaft der schwäbischen Kaiser, vor Allem die Friedrichs II., zu betrachten. Gewiß wurden zwar viele Städte von den rauhen nordländischen Kriegern zerstört und mancher Acker verwüstet. Ein einziges Diplom Rogers könnte uns hierüber belehren, und Kaiser Heinrich VI. führte 150 Saumthiere mit Gold und Silber, Edelgestein und seidenen Gewändern beladen aus Palermo weg, wie Arnold von Lübeck berichtet. Aber arabische Schriftsteller, der Jude Benjamin von Tudela und Ugo Falcando sind sämmtlich voll des ausschweifendsten Lobes der herrlicher Lustschlösser der normannischen Könige bei Palermo, Friedrich II. gründete hier die ersten botanischen Gärten Europas, wenn man nicht etwa die Arzneikräutergärten der Klöster, die sich z. B. auf dem bekannten St. Galler Klosterriß angegeben finden, als solche ansehen will. Noch jetzt zeigen die Dome der Insel und die Trümmer der Prachtbauten der Ziza, Cuba, des Mare dolce bei Palermo, welches Leben die normannischen Fürsten begünstigten und genossen. Ich kann mich nicht enthalten, einige Strophen aus einem arabischen Gedichte Abdurrahamans aus Trapani auf das letztgenannte Schloß nach der trefflichen Uebersetzung Schacks*) hierher zu setzen, besonders da Kaiser Friedrich II. so gern hier verweilte:

*) Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. II. S. 42.

O welche Aussicht bietest du, Favara, Schloß der Schlösser!
Du wonnevoller Aufenthalt am Rand der zwei Gewässer!
Neunfach in Bäche, welche hell durchs Grün der Bäume leuchten,
Vertheilt das Wasser sich, um Dir die Gärten zu befeuchten.
Die Liebe trinkt aus Deinen See'n ein wonniges Behagen,
An Deinem Strome hat ihr Zelt die Wollust aufgeschlagen.
Nichts schön'res als der See, an dem die beiden Palmen stehn,
Und als das Lusthaus über ihm, ward auf der Welt gesehn.
Zwei Wasserstrahlen sprüh'n empor, und gleich Juwelen blinken
Die Tropfen, wie sie wiederum ins Becken niedersinken;
Mit Lächeln neigen sich zu ihm die Bäume an den Seiten,
Als wollten sie die Fische schau'n, die durch das Wasser gleiten,
Und während unten in der Fluth die Seebewohner schwimmen,
Erschallen oben in dem Laub der Vögel munt're Stimmen.
O auf der Tafel welche Pracht! wenn die Orangen glühen,
Und aus dem Laube von Smaragd hervor gleich Flammen sprühen.
Bleich schimmert die Citrone dort gleich einem Herzbetrübten,
Wenn einsam er die Nacht durchweint, entfernt von der Geliebten.
Vergleichbar ist das Palmenpaar dort auf dem Wall, dem hohen,
Zwei Liebenden, die vor dem Feind um Schutz dorthin geflohen;
Nein Liebenden vergleich ich sie, die stolz empor sich richten,
Um jeden Argwohn und Verdacht hochsinnig zu vernichten. —

Aber mit der normannischen Eroberung war doch auch wieder der Grund zu einer socialen Umgestaltung aller Verhältnisse auf der Insel gelegt, die ebenso entsetzliche Früchte getragen hat, als die Verpflanzung der Plantagenwirthschaft von Afrika hierher. Denn wenn Jemand die culturhistorischen Folgen des Feudalstaates in ihrer größten Reinheit und Folgerichtigkeit studiren will, so muß er die Geschichte Siciliens von jenem Jahrzehnte an durchlaufen, wo die Normannen gleichzeitig die größte und schönste Insel Europas eroberten und damit die Völkerwanderung schlossen.

Es giebt kaum zwei Länder Europas, die jetzt

politisch und social so verschieden gestaltet sind, als seine beiden wichtigsten Inseln, als England und Sicilien. Und doch haben sie viel Gemeinsames in ihrer Entwickelung aufzuweisen und beide sind von der Natur nicht stiefmütterlich bedacht. Fruchtbar sind die Felder Englands und Siciliens. Was dort die Steinkohle ist, ist hier der Schwefel. Nehmen wir die Saracenen aus, so sind die Völker, die für die Geschichte des Einen bedeutend geworden sind, auch an dem Anderen nicht spurlos vorübergegangen. Phönizier und Griechen kannten die Zinninseln und die äußerste Thule. Die Römer herrschten in Britanien und Sicilien. Gleichzeitig trafen Beide die Wellen des germanischen Völkersturmes; die Vandalen landeten 445 in Sicilien, die Angeln und Sachsen 449 in England. Auf beide Inseln war gleichzeitig die Sorgfalt Gregors I. in besonderer Weise gerichtet. Von dem römischen Bischofe nahm Robert Guiscard Sicilien zu Lehn, und Wilhelm der Eroberer ging mit dem Segen Alexanders II. und dem Bannstrahle der Kirche vor sich her nach England. Als die Engländer zur Zeit der höchsten Machtentwickelung der römischen Kirche die Grundlage ihrer Freiheit legten (Magna charta 1215), vollendete Friedrich II. seine Gesetzgebung für sein unteritalisches Reich (1231), in dem zum ersten Male der Gedanke, welcher die moderne Staatsverfassung von der antiken scheidet, der Gedanke der Vertretung der gesammten Volksgemeinde durch eine, wenn hier auch nur mit sehr geringen Machtattributen ausgestattete Repräsentantenversammlung zu Tage tritt. Denn Friedrich II. ließ an den Parlamenten Vertreter der Städte theilnehmen. Gegen England sowohl als

Sicilien ſandte dann das Papſtthum den älteſten Sohn der Kirche, der ſich ihr immer treu erwieſen hat, wo ihm andere Völker zu berauben aufgetragen war, ſonſt aber der Kirche die tückiſcheſten Stöße verſetzt hat. Philipp II. Auguſt mußte aber bald auf England verzichten, und das Haus Anjou behauptete ſich in Sicilien nur wenige Jahre. Aber ſeine Regierung genügte, um die Feudalherrſchaft in Sicilien für Jahrhunderte unvertilgbar zu machen. Denn nun mußten ſeine Nachfolger mit den Baronen unterhandeln, wie die Kaiſer in Deutſchland mit ihren Wahlfürſten, die hier wie dort bei allen Rebellionen an dem heiligen Stuhle die beſte Stütze fanden. Von dem dreizehnten Jahrhundert geht dann aber die Geſchichte Englands und Siciliens ganz auseinander. Hier lebte keine deutſche Bevölkerung, aus der in England von Wat Tyler bis auf William Cobett alle großen Socialreformer hervorgegangen ſind. Ein merkwürdiger Zug der Geſchichte iſt es dann wieder, daß endlich in dieſem Jahrhundert durch die directe Einmiſchung Englands das Feudalweſen in Sicilien gebrochen wurde.

Es iſt hier nicht der Ort, eine Geſchichte des ſicilianiſchen Feudalſtaates zu geben. Die Entwickelung deſſelben kann nur angedeutet, die jetzt vorliegenden Reſultate deſſelben können nur kurz beſchrieben werden. Die erobernden normanniſchen Fürſten hatten für ſich und ihre Familien den größten Theil der Inſel als Krongut behalten; ein anderes Drittel erhielt die Kirche und das letzte die tapferen Begleiter als Lehn*) Von

*) Dieſe Drittel ſind natürlich nicht als gleich groß anzuſehen und nicht ſo aufzufaſſen, wie die ſiciliſchen Barone es thaten, die ihr Drittel von der Krone ganz unabhängig haben wollten.

Anfang an suchten nun die Barone ihre Macht gegen die Lehnsherren zu erweitern. König Roger I., der größte Normannenfürst hielt sie jedoch im Zaum und Heinrichs VI. blutige Strenge wissen pfäffische und adlige Chronisten nicht stark genug anzuklagen. Kaiser Friedrichs II. Gesetzgebung griff zwar das Feudalwesen an seiner Wurzel an und suchte eine geregelte, absolutisch-büreaukratische Verfassung einzuführen, wie sie erst volle vier Jahrhunderte später in Europa zur Herrschaft kam. Aber als zu frühzeitige Geburt fristete sie nur so lange ihr Dasein, als ihr Urheber selbst lebte. Seine Nachfolger mußten sich ihre Herrschaft dadurch erkaufen, daß sie einen Stein nach dem anderen aus seinem Bau ausbrechen ließen, bis daß Nichts als traurige Ruinen von ihm übrig blieben, um die sich die stets proceßsüchtigen Insulaner stritten. Die Erblichkeit der Lehne in weiblicher Linie wurde immermehr erweitert; einer der Nachfolger Friedrichs gab sie bis auf den sechsten Grad in der Seitenlinie zu; König Friedrich II. von Aragon mußte sogar die Veräußerlichung derselben verleihen. Schnell waren nun auch die Barone mit einer Theorie bei der Hand. Ihre Vorfahren, sagten sie, seien Besitzer der Güter gewesen, die sie mit Robert Guiscard und Graf Roger als den Ersten unter ihres Gleichen erobert hätten. Seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war daher die Regierung der Insel ein vielköpfiges Ungeheuer. Zeitweise herrschte vollkommene Anarchie. Bürgerkriege erschöpften die durch die Kämpfe mit den Anjous schon verwüstete Insel bis zum letzten Athemzuge. Die Barone unterwarfen sich königliche Städte, aus denen die Krone sie nicht zu vertreiben vermochte;

einzelne von ihnen schlugen eigene Münzen; in ihren Burgen erbauten sie sich Thronsäle; der Papst verhandelte mit ihnen als Fürsten, denen völlige Landeshoheit zukomme, und hetzte sie je nach Bedürfniß gegen die Könige auf. Dann und wann machte er wohl auch den Versuch, die Insel als heimgefallenes Lehn für die Kirche ganz in Anspruch zu nehmen. Die völlige Machtlosigkeit der Krone zeigte sich in hundert anderen Fällen; ihre große Armuth an einem Verzeichnisse der wenigen Kleinodien, die sie in Pfand gab. Eine Handschrift von Dante's Hölle wird selbst unter ihnen aufgeführt. Die Barone übten die höchste Gerichtsbarkeit über die Unterthanen und legten ihnen nach Gutdünken Steuern auf. Sie übten, wie man es nennt, das imperium merum et mixtum, dessen Zeichen der Galgen war, den sie auf ihren Lehnsgütern aufpflanzten. Nur Messina, das wegen seiner Lage und seines Handels besonders wichtig war, erfreute sich hoher municipaler Freiheiten, die es fast zu einer Republik im Staate machten, und die ihm bis zu seinem Aufstande gegen die Spanier 1678 zu behaupten und zu vermehren gelang.

Gleichzeitig mit dem ersten Auftauchen des modernen Absolutismus in Spanien zeigte auch hier der Löwe seine Krallen. Man führte die Inquisition ein, um ein von den Baronen unabhängiges Gericht zu haben; man suchte den Adel durch Heranziehung an den Hof und Entfernung von seinen Gütern moralisch und pecuniär zu Grunde zu richten. Aber in Sicilien fand sich kein Torquemada und Ximenez; die Araber waren schon längst ausgerottet. Die Juden wurden sämmtlich mit unerhörter Härte von Ferdinand dem Katholischen ver-

trieben. Auch der Hof eines Vicekönigs in Palermo hatte nicht die Anziehungskraft wie der in Madrid, und dorthin ging man trotz aller Lockungen doch nicht so leicht über das weite Meer. Auch andere Mittel erreichten ihren Zweck gleichfalls nicht völlig. In Sicilien gab es bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts nur Grafen, Barone und einfache Besitzer von Lehnsgütern. Erst König Friedrich II. ernannte einen seiner Söhne zum Marchese. Ein Jahrhundert später wurden die Ventimiglia zu Markgrafen von Gerace erhoben. Erst Karl V. verlieh diesen Titel und den eines Herzogs häufiger. Philipp II. creirte den ersten Fürsten in der Person des Marchese Santapau von Licodia, der sich Principe von Butera nannte. Von da erfaßte die übrigen Barone ein wahrer Hunger nach Herzogs- und Fürsten- und ähnlichen Titeln. Diese ließ sich die Krone wohl bezahlen. Doch das drückte den Adel wenig. Denn das gemeine Volk mußte Alles mit seinem Schweiße verdienen. Kein Wunder deßhalb, daß dieses entsetzlich zu leiden hatte und die Volkszahl Gesammtsiciliens unter die herunterging, die einst nicht die erste, sondern die zweite Stadt der Insel gehabt hatte. Denn die erste Volkszählung Siciliens im Jahre 1505 ergab für die ganze Insel mit Ausnahme der Städte Palermo und Messina, die sich noch länger der „Schmach" einer allgemeinen Volkszählung erwehrten, nur 448,500 Seelen. Rechnet man beide Städte hinzu, so ergiebt sich kaum eine Volksmenge von 510,000 Köpfen, also noch nicht 1000 auf die Quadratmeile, während jetzt 4500 hier wohnen *).

*) Im Jahre 1501 zählte Messina 31385 und Palermo 25000

Bis zum Jahre 1615 wuchs die Bevölkerung um 300,000 Köpfe und blieb wieder bis zum achtzehnten Jahrhundert in gleicher Höhe stehen. (Im Jahre 1853: 2,231,020 und 1862: 2,391,802 Seelen.) Im Jahre 1703 berechnete man die Einnahme der gesammten Einwohner der Insel auf 5,898,750 Thaler, von denen auf den Adel als Inhaber von Feudalgütern 1,670,500, auf die Geistlichkeit 208,000, auf die auf der Insel ansässigen Ausländer 120,250 und auf die übrigen Einwohner, Städter, Besitzer von Allodialgütern u. s. w. 3,900,000 Thaler fallen. Gegen das Ende des Jahrhunderts schätzte man dagegen die Einnahmen der Adelsbank im Parlament von deren Feudalgütern auf 2,229,500 Thalern, die Einnahmen von den Allodialgütern, dem königlichen Domainenland und der Städtebank auf 5,200,000 Thaler, die der Kirchengüter auf 276,250 und die der Fremden auf 169,000 Thaler. Man kann versichert sein, daß der Adel noch viel größere Revenuen von seinen Lehen hatte, da diese Zusammenstellungen vom Parlament ausgingen, in dem der Adel fast unbedingt Ton angebend war. Auch die Einkünfte der Kirche werden viel höher gewesen sein. Die Geistlichkeit ließ hierüber immer ein großes Dunkel walten, dessen Schleier die Regierung nur dann etwas heben konnte, wenn sie die Einnahmen der vacanten Bischofssitze an sich nahm. Sie war es auch, welche gegen die Regierungs-Vorlagen im Betreff der Abgaben auf den Parlamenten

---

Einwohner, Angaben die viel zu niedrig gegriffen sind. — Die Insel ist nach den neuesten, ganz genauen Messungen 59240 Quadrat-Kilometer groß.

die meisten Schwierigkeiten machte. Ich weiß nicht, ob die wissenschaftliche Statistik Sicilien schon einige Aufmerksamkeit geschenkt hat. Schon aus diesen wenigen Zahlenangaben läßt sich aber erkennen, ein wie interessantes Feld für jeden Statistiker die Culturgeschichte Siciliens ist.

Eine Folge des Feudalwesens war denn auch für Sicilien, wie für alle von ihm ausgesogenen Länder, die verkehrteste Handelspolitik. Man verbot die Getreideausfuhr, um den die Insel nichtsdestoweniger in furchtbarem Grade heimsuchenden Theuerungen zu steuern. Nur aus fünf Häfen durfte bis ins vorige Jahrhundert Getreide, das in den dort befindlichen königlichen Magazinen gegen ein billiges Lagergeld aufgespeichert wurde, gegen hohen Ausfuhrzoll ausgeschifft werden. Nur drei Barone hatten noch ein beschränktes Getreideausfuhrsrecht. Dadurch daß man in Theuerungsjahren den Ausfuhrzoll steigerte, zogen sich die Käufer weg, sodaß man schon im 16. Jahrhundert nur noch den für die Insel nothwendige Bedarf, den man auf 800,000 Salm Waizen (à 425—450 Zollpfund) anschlug, baute. Trat nun aber eine Mißernte ein, so war eine Hungersnoth unausbleiblich, namentlich da der Transport des Getreides aus dem Innern zu beschwerlich war. Denn Straßen baute man nicht; trotzdem daß am Ende des vorigen Jahrhunderts eine allgemeine Kopfsteuer für den Straßenbau erhoben worden war, wußte der Adel den Plan der Regierung zu hintertreiben. Er fürchtete seine Allmacht zu verlieren, wenn seine Untergebenen leichter reisen könnten, und ließ lieber das Getreide im Innern verkommen, als es an die Küste schaffen

und die Bauern reich werden. Es gab im Innern der Insel Ortschaften genug, die nichts ausführen konnten, weil die Maulthiere, ehe sie mit ihrer Last an die Küste kamen, dieselbe aufgezehrt hatten. Jetzt sind seit der englischen Verwaltung der Insel und der Regierung Ferdinands II. viele Straßen gebaut. Vorher gab es aber keine einzige nur einigermaßen fahrbare Straße als von Palermo nach dem benachbarten Monreale, die ein Geistlicher auf seine Kosten hatte anlegen lassen, und der Weg nach dem gleichfalls von Palermo nicht weit entfernten Termini. Das früher für den Straßenbau eingezogene Geld verwendete man größtentheils zur Verschönerung Palermos, das die Regierung, um den Adel hierher zu locken und zu corrumpiren, in demselben Maaße zärtlich und vorsorglich pflegte als sie die ganze übrige Insel stiefmütterlich behandelte. Fehlte in Palermo es an frischem Fleisch, so wurde es den Insulanern verboten, ihre Schlachtvieh selbst zu schlachten und zu verzehren; man mußte es nach Palermo führen. Hier concentrirte man alle Verwaltungs- und Justizbehörden, so daß noch die jetzige Regierung die Folgen hiervon zu verspüren hat. Denn man berechnet, daß gegenwärtig (1861) noch in Palermo die Advocaten, Patrocinatori, Winkelconsulenten u. s. w., die jetzt weniger als früher zu thun haben und deßhalb unzufrieden sind, mit Weibern und Kindern eine Armee von 15,000 Mann, also 6 Procent der Bevölkerung bilden. Dem Adel in Palermo sicherte man seine ihn auszeichnende Kleidung, sowohl was den Stoff als den Schnitt derselben betraf, von anderen Vorrechten ganz abgesehen. Wie der Erstgeborene der adligen Familie auf Kosten aller Nach-

geborenen begünstigt war, so wurde auch die Hauptstadt zum Nachtheil aller Städte des ganzen Landes bevorzugt.

Die Wirkungen, die diese Zustände auf die Bodenbewirthschaftung der Insel ausgeübt haben, dauern jetzt noch im Wesentlichen fort. Denn in diesem Jahre ist erst ein halbes Jahrhundert verstrichen, daß denselben die Axt an die Wurzel gelegt ist. — Verläßt man eine der größeren Städte der Insel, so sieht der Reisende, wie der Boden rings um sie her sorgfältigst bebaut ist. Weinberge, Gemüsegärten, Pflanzungen von Handelsgewächsen bedecken die Hügel und Thalebenen. Wo Wasser vorhanden ist, sind Orangen- und Citronenpflanzungen angelegt, welche die höchsten Erträge liefern. Von den Oelbäumen ist alles dürre Holz geschnitten. Um ihre Stämme sind Graben aufgeworfen, die den Winterregen festhalten sollen. An den steilsten Abhängen, auf Lavafelsen, an den Wegen und Straßen stehen die ungeschlachten Stämme der indischen Feige (Opuntia ficus indica). Diese Kaktusart mit ihren vielen eßbaren Früchten ist für Sicilien geworden, was für Nordeuropa die Kartoffel; ja in mancher Beziehung noch mehr. Denn sie hat nicht nur die Physiognomie der Landschaft geändert, seitdem sie, von Südamerika hierher verpflanzt, hohe Berge mit ihrem in's Bleifahle schimmernden Blattgrün bedeckt hat, sondern auch große unbebaute Strecken des Landes der Cultur wiedergegeben. Wo nur soviel Erdboden vorhanden ist, daß das in ihn gesteckte Blatt haften kann, wuchert sie schnell fort und bildet fußstarke Stämme. Allmälig sammelt sich um sie Erdreich, die zu Boden fallenden Blätter bilden Humus und so befördert sie nach und nach die

Fruchtbarmachung des sterilsten Bodens. Am Fuße des Monte Pellegrino bei Palermo sind ganze Felsplateaus nach der Favorita hin mit ihr cultivirt worden. Ihre jungen Blätter dienen dem Vieh zur Nahrung, die saftigen Früchte werden im Nachsommer und Herbst von Arm und Reich in großen Quantitäten vertilgt. Eine andere Pflanze, mit der Amerika Sicilien beschenkt hat, ist die Agave (Agave americana), hier fälschlich Aloe genannt, die seit 1561 am Mittelmeer auftritt. Ihre oft 20 Fuß hohen Blüthenstengel habe ich im Innern der Insel wohl mit den Stangen der Telegraphenzüge verwechselt. Auch der Mais ist ja erst seit den letzten Jahrhunderten hier angebaut. Aber erst seit einigen Jahrzehnten zieht man hier die Mandarinen, eine feine Apfelsinenart, deren erster von China hierher verpflanzter Stamm noch jetzt im botanischen Garten von Palermo gezeigt wird, und die schnell wachsende, reichlich tragende Wollmispel (Mespilus japonica). Auch Tabak und Kartoffeln werden gebaut. Die letzteren kommen jedoch nicht überall fort und sind noch so wenig cultivirt, daß immer noch Quantitäten vom Norden gelegentlich eingeführt werden.

Alle diese Gewächse, mit den schon früher genannten bunt vermischt, bemerkt der Reisende in den Gärten der größeren Städte, sei es als eigentliche Culturgewächse oder zu deren Begrenzung. Eine sehr mannigfaltige, üppige Vegetation sieht man also hier in den nicht übergroßen Anpflanzungen. Das unentbehrliche Wasser wird denselben öfters durch Pumpbrunnen, die ein im Kreise gehender Stier oder Esel in Bewegung setzt, zugeführt, den meisten jedoch kommt es aus langen, ge-

deckten Wasserleitungen von den Bergen zu, welche das Eigenthum von Privatleuten, Klöstern oder Adligen sind. Diese verkaufen den Bach an die Inhaber der Gärten je nach Bedürfniß oder altem Herkommen in der Weise, daß man das Wasser, welches durch eine Federspule laufen kann, als Maaßeinheit annimmt. Bei Catania, wo verhältnißmäßig ziemlich viel Wasser ist — ein dort dem Fürsten Carcaci gehöriger Bach treibt Mühlen —, kostet eine solche Penna Wasser durchschnittlich 8 Thaler jährlich. Da man in keinem Garten, namentlich in keiner Agrumenpflanzung die Bewässerung ganz entbehren kann, so läßt sich schon hieraus erkennen, daß die Culturkosten hier nicht unbedeutend sein werden. Doch dafür lohnt auch der Boden um so reichlicher. Sommer und Winter kommt er nicht zur Ruhe.

In allen Ländern der Welt, und zwar nicht erst jetzt, sondern schon im Alterthum, werden die Umgebungen der größeren Städte am besten cultivirt sein, und man hat ja bekanntlich schon Gesetze darüber aufgestellt, nach welchen sich die verschiedenen Culturgewächse, je nach dem Klima verschieden, in immer breiter werdenden Zonen um die Städte herumlegen. Aber nicht allein die gesteigerte Absatzfähigkeit der Bodenprodukte in der Nähe der Städte hat dazu geholfen, den Boden in der Umgebung der Städte im Gegensatz zu dem Lande viel cultivirter zu machen, als es sonst wo der Fall ist, sondern wesentlich haben dabei die eigenthümlichen historischen Verhältnisse mitgewirkt; die Felder in der Nähe der Städte konnte man viel sicherer bebauen, als das flache Land. Was in Deutschland die Folge des dreißigjährigen Krieges war, daß die Dörfer verheert und ver-

wüstet und deren Fluren in Wildnisse umgewandelt wurden, das ist hier das Produkt sich durch Jahrhunderte hinziehender Nothstände. Dort erholte sich das flache Land wieder und die Dörfer wurden wieder aufgebaut. Hier konnte das nicht geschehen. Auch die Bauern wohnen hier in größeren Massen zusammengedrängt. Es giebt Landstädte von 20 bis 30,000 Einwohnern, deren Aecker meilenweit von den Ortschaften liegen. Dazu kommt, daß hier der Grund und Boden im Besitz des Adels und der Klöster blieb, und die Bauern, wie in Irland, nicht Eigenthümer, sondern nur Pächter und Afterpächter der Ländereien wurden. Nur am Aetna giebt es auf etwa 18 Quadratmeilen verhältnißmäßig viele kleine Grundbesitzer, die auch in Dörfern wohnen. Hier ist das Land am Besten bebaut und es herrscht hier die größte Sicherheit und wenig Armuth, trotzdem daß 14,000 Menschen auf der Quadratmeile wohnen. Nur noch 70 Quadratmeilen von dem ganzen Flächenraum der Insel mögen sich einer so hohen Bodencultur erfreuen als die Aetnagegend. Da nun aber so die Natur mit unabweisbarer Nothwendigkeit darauf hindrängt, Kleinfelderwirthschaft auch anderwärts einzuführen, so konnte dieselbe bisher bei der sonstigen Lage der Dinge nur in der Nähe der Städte eingeführt werden; fern den Städten mußte die Bodencultur ganz andere Wege gehen. Dieser Gegensatz drückt sich auch in der Verschiedenheit der Verpachtungsarten aus, die von den unsrigen wesentlich abweichen. Denn streng genommen sind in der Nähe der Städte selbst nur die Gemüsefelder für eine fixirte Summe verpachtet. Stehen in denselben Bäume, so sind dieselben nicht mit einge-

schlossen, wenn nicht das Stück auf Erbpacht ausgethan ist. In diesem Falle pflanzt natürlich der Bauer so viel Bäume, als das Grundstück tragen kann. Ist es aber nur auf eine Reihe von Jahren verpachtet, so findet sich unter den Bedingungen häufig auch die, daß jährlich so und soviel Stämme neu gesetzt werden müssen. In den meisten Fällen siedelt aber der Proprietair auf sein Grundstück verschiedene Bauern an, denen er die Bebauung des Landes überträgt und Procentsätze von dem Ertrage desselben bestimmt. Hat ein solcher Metatiere*) einen Weinberg zu bebauen, so erhält er die Hälfte des Weins; ist ihm eine Olivenpflanzung anvertraut, so wird vor der Ernte der Ertrag der Bäume von einem officiellen Taxator abgeschätzt und es fallen ihm $^2/_5$ der Früchte zu. Andere Bodenerzeugnisse werden gleichfalls vor der Ernte taxirt. Je nach Befund muß dann der Bauer dem Besitzer eine Summe Geldes zahlen, die auch bestehen bleibt, wenn die Ernte noch später verdorben werden sollte. Die Blätter der Maulbeerbäume werden sackweise bezahlt, oder der Bauer verpflichtet sich, von einer bestimmten Anzahl Bäume eine Quantität Rohseide abzuliefern, mögen nun die Raupen gedeihen oder nicht. Je nach dem Preise der Seide und der Nachfrage nach Blättern richtet sich deren Werth. Nur die Agrumenpflanzungen läßt der Besitzer durch Tagelöhner in Stand halten und nimmt den Gewinn ganz

*) So genannt, weil er durchschnittlich die Hälfte des Bodenertrages für seine Arbeit erhält. Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß diese Pachtverhältnisse ihrem Princip nach noch ganz dieselben sind, wie die der römischen Kaiserzeit. Die Metatieri sind an die Stelle der coloni getreten.

an sich. Denn sie rentiren am besten .Von allen liegenden Gütern hat derselbe übrigens die Grundsteuer an den Staat zu bezahlen, die durchschnittlich 17 Procent des Ertrages beträgt (1862). Wie bei uns sind die Felder nach ihrer Ertragsfähigkeit abgeschätzt. Aber hierzu kommt in Sicilien noch, daß es durchaus nicht einerlei ist, mit welchen Früchten das Grundstück bebaut wird. Daraus ergeben sich mancherlei Hemmnisse einer fortschreitenden Bodenverbesserung. Denn um nur nicht höhere Grundsteuer bezahlen zu müssen, bewirthschaften manche Besitzer ihre Güter ohne Wechsel fort, während dieselben, auf andere Weise bestellt, viel höhere Erträge abwerfen würden. So läßt man z. B. Olivenpflanzungen an Orten bestehen, wo Wein sehr gut fortkommen würde. Hoffentlich schafft die neue Regierung bald mancherlei, geradezu verkehrte Gesetzbestimmungen ab. Im Ganzen haben es die Pächter der Klostergüter am besten, da diese nicht leicht von den Eigenthümern vertrieben werden. Doch sollen die Mönche häufig für sich Vorrechte im Stillen stipuliren, gegen die das s. g. jus primae noctis eine Bagatelle ist. Doch sie haben sich ja derselben schon nicht mehr zu erfreuen.

Ganz verschieden von der Bebauung des Feldes in der Nähe der Städte ist, wie schon bemerkt, die, welche man bemerkt, sobald man sich nur etwas von der Küste entfernt, oder nicht mehr in der Nähe der großen Handelsstädte durch die Fluren der Südküste reist. Da giebt es keine Orangengärten mehr; selbst der Oelbaum verschwindet auf weite Strecken gänzlich. An die Stelle des Gemüsebaues und der Baumzucht tritt der großartigste Feldbau, im engeren Sinne des Wortes, und

die ausgedehnteste Hutewirthschaft. Doch finden sich auch, namentlich in der Südostspitze, zwischen Syrakus und Terranuova auf beiden Seiten des hier vorgeschobenen Kalkplateaus, und an der Westspitze der Insel, weite, große Weinpflanzungen. Die Weingärten von Riposto am Aetna, von Noto und Vittoria sind an der Ost- und Südküste die bedeutendsten, während an der Westküste die besten Weine bei Castelvetrano und Marsala wachsen. Die Weincultur hebt sich von Jahr zu Jahr immer mehr, seitdem die Traubenkrankheit im übrigen Europa so große Verheerungen angerichtet hat, hier aber noch nicht allzugefährlich aufgetreten ist. Man bezahlt in den Städten jetzt soviel Eingangssteuer für ein Faß von 80—100 Flaschen, als man vor 40—50 Jahren für den Wein selbst zahlte, 1—1½ Pr. Thaler. In den letzten Jahren hat man auch viel mehr Baumwolle gepflanzt als sonst. Die beste kommt von Biancavilla aus der Ebene von Catania. Auch bei Terranuova und Sciacca sieht man größere Felder mit ihr bestellt. Viel Leinsamen wird in der fruchtbarsten aller fruchtbaren Ebenen Siciliens, in der Piana von Catania gezogen; Sumachfelder sieht man besonders in der Conca d'oro von Palermo und dessen entfernteren Umgebungen.

Lassen Sie mich die Darstellung dieser Feldwirthschaft an eine mir angenehme Reiseerinnerung anknüpfen.

Als ich die Ebene von Terranuova — die campi Geloi Virgils — durchritten hatte, hörte der Pfad für die Maulthiere endlich ganz auf. Führte doch noch 1865 gar keine fahrbare Straße nach dieser für den Schwefelexport Siciliens höchst wichtigen Seestadt! Wir

mußten längs der Meeresküste in den von der mäßig bewegten See feucht und dadurch ziemlich fest zusammengehaltenen Sanddünen reiten. Der Gischt der Wellen schlug unseren Thieren um die Füße. Zuweilen erlaubten sich die harten Mäuler, sehr gegen unseren Willen, auch kleine Excursionen in das Wasser selbst, sodaß auch unsere Füße benetzt wurden. Längs der in weiten Bogen streichenden Küste erheben sich steile, fast ganz kahle Hügel. An den wenigen Büschen, darunter Salsola tragus, aus deren Asche man hier Soda und Kali gewinnt, hingen so unzählige Schneckenhäuschen, daß sich die Zweige bogen. Die Maisonne meinte es schon ganz gut, die angestrengte Aufmerksamkeit, die wir auf die schwer lenkbaren Thiere zu richten hatten, ermüdete noch mehr. Aber vor uns, schon meilenweit in der durchsichtigsten Atmosphäre scharf erkennbar, schimmerte uns ein Schloß entgegen, auf jähem, wenn auch nur mäßig hohen, unmittelbar aus der See aufsteigendem Felsen erbaut. Hier, ungefähr in der Mitte zwischen Terranuova und Licata, dachten wir ein wenig zu rasten. Denn keine andere menschliche Wohnung, das wußten wir schon, würden wir auf dieser Tour von vier guten deutschen Meilen finden. Je näher wir dem Schlosse kamen, destomehr steigerte sich unsere Erwartung. Alles an ihm schien im besten Zustande zu sein. Rings um dasselbe her lief an der Meeresseite ein bedeckter Säulengang; auf den Dächern glänzten goldene Fahnen. Eine Hecke von riesigen Agavestauden entlang ritten wir endlich von der Spiaggia den Hügel hinauf, dessen in das Meer fallende Spitze das Schloß trägt. Auf der Höhe angelangt, bemerkten wir zunächst rechts eine

Reihe verfallener Häuschen und Ställe. Ein gepflasterter Weg führte von ihnen zum Schloßthor. Schon drangen aber überall zwischen den Steinen die kleinen Fächerpalmenbüsche (Chamaerops humilis) hervor, die uns auf der ganzen Südküste begleitet hatten. Kein menschliches Wesen zeigte sich. Alles war lautlos still. Jenseits des kleinen Bergrückens, den wir erstiegen, breitete sich eine weite, gewellte und sanft nach den Bergen aufsteigende Ebene aus. Sie war mit Waizenfeldern bedeckt. Ueber ihr jubelten Lerchen. Im Hintergrunde, strack vor uns, erkannten wir den Bergzug, auf dem einst Phalaris seine Opfer in den glühenden Stier geschoben und die Karthager eine ihrer bedeutendsten Festen, den Eknomus, erbaut hatten, durch die große Seeschlacht, die Regulus unter ihr gewann, in den weitesten Kreisen bekannt. Hoch zur Rechten, durch eine Thalspalte sichtbar, ragte Schloß und Stadt Butera über das Land. Hier hatten einst die Christen tapferen Widerstand gegen die Saracenen geleistet und dafür hatten sich diese hier am längsten gegen die Normannen behauptet.

Ich sprang vom Maulthier und suchte den Zauber, der auf diesem Schlosse zu ruhen schien, durch kräftiges Klopfen an dem alten Thore zu lösen. Da bellten die Hunde gar laut. Neugierig lugte auch bald ein dunkles Auge durch eine breite Spalte des Thores und ein kleines Pförtchen that sich auf. Die Erlaubniß einzutreten, wurde bereitwillig gegeben, und so standen wir schnell auf dem Schloßhofe der Burg Falconara. Rechts erhoben sich feste Thürme mit hohen Zinnen. Die crenelirte Umfassungsmauer war aber nicht mehr bewehrt. In den hallenden Gewölben war alles leer. Nur der

Brunnen spendete uns noch kühles Wasser. Wein war nicht zu bekommen. Ueber den Schloßplatz hinweg stiegen wir dann zum Wohnhaus unmittelbar über dem Meere etwas hinunter. Zuerst besuchten wir den Balcon. An den Säulen, die rings herum das schimmernde Dach trugen, standen auf den inneren Seiten Marmorbüsten. Die Köpfe römischer Kaiser und griechischer Philosophen waren ziemlich mittelmäßig ausgehauen. Die Büste eines Modernen mit wohlgezogenem Schnurrbarte eröffnete die Reihe. Dicht geschlossene, bis auf den Fußboden herabreichende grüne Fensterjalousieen verbargen uns die Einsicht in die Zimmer. Ziemlich willenlos und stumm waren wir bis jetzt unserem Führer gefolgt. Doch hier hatte die Neugierde auch ihr Recht. Die Fensterjalousieen wurden auf unser Verlangen geöffnet und wir traten in einen ziemlich großen Saal. Da sah es nun weniger zauberhaft als unordentlich aus. Sophas und Longchaisen standen an den mit altmodigen Kupferstichen gezierten Wänden. Auf dem großen Tisch in der Mitte lagen Lampen und Stearinlichter, Flaschen und Gläser bunt durcheinander. In den Nebengemächern standen sicilianische Betten, die Matratzen nach dem Kopfende aufgerollt. An den Wänden hingen alte holländische Landkarten. Nur ein ziemlich neuer Kupferstich, — mehrere blonde schöne Mädchen darstellend, die eine Dame von aristokratischer Haltung und Schönheit, die Mutter, umschlingen — offenbar ein Porträt, reizte unsere Aufmerksamkeit einige Augenblicke. Ich war einige Schritte hinter meinem Begleiter geblieben. Da rief er mich lachend und mit dem Ausdrucke des Staunens herbei. In zwei alten Glasschränken war die Bibliothek

des Besitzers entdeckt. Und siehe, da standen: Mösers Patriotische Phantasien, Schillers Werke, Makeldeys Römisches Recht, Krynitz' Encyklopädie, der praktische Branntweinbrenner, Gervinus Literaturgeschichte u. s. w. Ich gestehe, wir waren maßlos verblüfft; vor lauter Staunen kam mein bibliothekarischer Ordnungssinn gegen dieses Durcheinander gar nicht in Aufregung. Hier auf der Burg eines sicilianischen Dynasten am afrikanischen Meere eine vorzugsweise deutsche Bibliothek, die Phantasien des trefflich wackeren Sohnes der Nordseegestade! Mein Auge hat lange nicht so an einem Büchertitel gehangen, als an Mösers Patriotischen Phantasien und meines Landsmannes Römischem Rechte. — Nun mußte unser Cicerone gründliche Rede stehen und was er nicht wußte, will ich jetzt erzählen. Die Burg, auf der wir waren, war das Eigenthum des Fürsten Radali gewesen. Einst besaßen sie die Fürsten Butera, deren Schloß wir gesehen. So weit unser Auge reichte, gehörte der Grund und Boden dieser mächtigen Familie. Ursprünglich war es die Besitzung der Familie Alagona, Barone von Santapau in Catalonien, gewesen. Als diese 1590 in männlicher Linie ausstarb, kam sie an die Branciforte. Von dieser weit verzweigten Adelsfamilie, der in Frankreich die Herzöge von Crequi angehören, war im Anfang des 14. Jahrhunderts ein Glied des Piacentiner Zweiges nach Sicilien gekommen und hatte hier die mächtige Sippe gegründet. Sie kam zur höchsten Blüthe als Francesco Branciforte im Jahre 1593 Giovanna d'Austria, die Tochter des Siegers von Lepanto, heirathete und zum Fürsten von Butera erhoben wurde. Er wurde der erste Pair des Reichs und das Haupt der Adelsbank

(des braccio militare) im Parlament. Allmälig ſchmolz aber die Familie zuſammen. Als das Parlament von 1812 die bisherige Verfaſſung aufhob, gab es nur noch Eine Erbtochter, jetzt die Beſitzerin von neunzehn (?) alten großen Feudalherrſchaften. Gleich als ſollten mit der Vernichtung des Feudalſtaates aber auch alle die Anſchauungen zu Grabe getragen werden, die die Grundlagen deſſelben bildeten: die letzte Erbin des Hauſes Butera, die ihren Stammbaum bis auf die Zeit Karls des Großen hinaufführte, deſſen Fahnenträger ihr Ahne geweſen ſein ſoll, in deren Adern das Blut des Kaiſers rollte, in deſſen Reich die Sonne nicht unterging, heirathete den Sohn eines mit Kindern geſegneten, nicht adligen Offiziers aus dem Hannöverſchen. Dieſer diente damals als ſchmucker Lieutenant bei den ſchwarzen Oels'ſchen Huſaren, welche in Spanien zuſammengehauen ſich in Sicilien erholen ſollten. Aber die Ehe war keine glückliche. Sie wurde wieder aufgelöſt. Doch hatte der vorſorgliche Deutſche ſich während derſelben ſoviel zu erwerben gewußt, daß er als Fürſt Radali es an Aufwand den neapolitaniſchen Granden gleich thun konnte und als Botſchafter Neapels der Krönung Nikolaus I. von Rußland beiwohnte. Als er ſtarb, hinterließ er ſeine Reichthümer und darunter Schloß Falconara ſeinem Bruder, der wahrſcheinlich Möſer und Gervinus hierher verpflanzte. Doch dieſem und ſeinen Kindern ſcheint es „draußen" auf die Dauer beſſer zu gefallen als auf dem einſamen Schloſſe am Meere. Er hat ſein Gut verkauft. Am Morgen deſſelben Tages, als wir ankamen, war der neue Beſitzer von einem Beſuche ſeines Beſitzthums wieder nach Palermo abgereiſt.

Alles ſtand und lag aber noch ſo, wie es der frühere Inhaber vor Jahren verlaſſen hatte. Denn es iſt in Sicilien nicht Sitte, daß der Adlige den größten Theil des Jahres auf ſeinen Gütern zubringt. In den meiſten Fällen würde dieſes auch geradezu unmöglich ſein, da auf den wenigſten Gütern Scheunen und Ställe, geſchweige denn herrſchaftliche Wohngebäude ſind. Im Frühjahr und Herbſt gehen auch die Adligen zwar gern in die Campagne, aber dann behelfen ſie ſich mit geringen Ausnahmen mit den beſchränkteſten Räumlichkeiten. Den größten Theil des Jahres wohnen die großen Grundbeſitzer in ihren Palläſten in den Landſtädten, oder in den Hauptſtädten. Ein Adelscaſino iſt ihr gemeinſchaftlicher Zuſammenkunftsort. Die Mehrzahl verbringt ihre Zeit mit nobeln Paſſionen, zu denen hier noch das Corſofahren kommt. Im vorigen Jahrhundert gab es jedoch auch eine ziemlich bedeutende Anzahl um die Geſchichte und die Alterthümer Siciliens wohl verdienter Männer unter ihnen. Die Torremuzza, Biscari, Landolina, Aſtuto, Ventimiglia, Gioeni ꝛc. findet man in jeder Reiſebeſchreibung mit Ehren erwähnt. Ganz ausgeſtorben ſind dieſe Männer noch nicht. Der erſt kürzlich verſtorbene Herzog von Serradifalco hat ſich die größten Verdienſte um die Conſervirung und Beſchreibung der ſicilianiſchen Alterthümer erworben; eine Geſellſchaft unterſtützte den berühmten Geſchichtsſchreiber des mittelalterlichen Siciliens, Michele Amari, mit Geld, ſo daß er ſeine Studien zur Storia dei Musulmani di Sicilia vollenden konnte. Doch die deutſche Morgenländiſche Geſellſchaft ermöglichte erſt den Druck des Urkundenbuches zu ihr. Ich glaube aber, daß gelehrte Kenntniſſe unter dem heutigen Adel weniger

anzutreffen sind, als unter dem des vorigen Jahrhunderts. Denn auch bei ihm hat sich mehrfach der Umschwung vollzogen, den wir an unserem Adel bemerken, daß er nämlich jetzt vorzugsweise auf die Vermehrung seines Vermögens bedacht ist. Einzelne von ihm haben Fabriken angelegt. Mehrere dagegen, namentlich solche, auf deren Gütern sich Schwefelminen finden, sind Kaufleute und Speculanten geworden. Andere haben sich auch zu wirklichen Landwirthen umgebildet, die sich nicht allein auf ihre Gutsverwalter verlassen, sondern selbst ihre Güter bewirthschaften, und zur Hebung der Landwirthschaft durch Versuchsstationen und Musterwirthschaften thätig sind. Doch besteht im Wesentlichen noch das alte Bewirthschaftungssystem fort. Hat ein Nobile oder ein Kloster ein großes Latifundium, und es gibt deren von sehr bedeutender Größe, auf denen man Meilen lang reiten kann, so verpachtet er dieses an Pachtunternehmer, die oft in ganz verschiedenen Städten wohnen. Diese, Massari, bebauen die ihnen zugefallenen Theile nun nicht selbst, sondern verafterpachten dieselben wieder in kleinen Parzellen an die Bauern der Städte, die Borgesi. Der Pachtunternehmer behält vielleicht einen Theil des Grundstückes für sich, den er nicht gut an den Mann bringen kann, oder reservirt sich das Huterecht auf den brachliegenden Ländern, vielleicht auch gar nichts. Denn die kleinen Pächter sind die eigentlichen Landbesteller, die je nach Bedürfniß und Vermögen von $8^1/_3$ Morgen, einer Salma, an pachten.

Ist es nun Zeit das Pachtstück zu bebauen, so ziehen diese kleinen Leute mit ihrem Esel oder Maulthier aus den Städten auf das vielleicht Meilen weit

abgelegene Feld. Des Montags frühe rücken sie aus, des Sonnabends oder am Vorabend der vielen Festtage kehren sie zu Weib und Kind zurück. Dann ist es lebendig auf den Straßen in der Nähe der Landstädte. Kaum kann man zwischen den schwer bepackten Thieren seinen Wagen hindurchbringen. Die Woche über schlafen die Leute auf dem Felde in improvisirten Rohrhütten, oder größeren Strohschuppen. Tagelöhner werden im Allgemeinen nicht viel angewendet. Doch ziehen jedes Jahr ganze Schaaren von Calabresen nach der Ebene von Catania, um ausstellen und ernten zu helfen. Seltener als bei uns habe ich zu den Feldarbeiten Frauen verwendet gesehen. Sie bleiben in den Städten bei den Kindern, drehen den Faden auf der alterthümlichen Spindel und hocken bei einander, während die Männer und Burschen den Acker pflügen oder mit der großen, schief zum Stiel gestellten Karsthacke, der Zappa, umhacken, wenn Bäume oder Rebpflanzungen das Pflügen verhindern. Dreimal jährlich wird in der Regel das Land umgepflügt. Die Egge ist fast ganz ungebräuchlich, der Pflug noch so urthümlich, daß jener nicht viel einfacher gewesen sein kann, mit dem der verschlagene Odysseus handthierte, als die Gesandten der Argiver den Telemachos ihm in die Furche legten. An einem Pflugbalken sitzt ein spitzig zulaufendes, etwas gebogenes Holz, das in einem spitzen Winkel zum Balken steht. Es ist am Ende mit Eisen beschlagen und bildet die Pflugschaar. Ueber ihm, auf dem Pflugbalken, stehen zwei auseinandergehende Hölzer, an denen das Instrument regiert wird. An das entgegengesetzte Ende des Balkens bindet man dann ein Querholz fest,

das den Thieren als Joch auf den Nacken gelegt und nicht an den Hörnern, sondern mit einem Strick um den Hals befestigt wird. Es bildet sich allmälig eine harte Schwiele auf dem Nacken der Thiere, mit der sie den Querbalken vorwärts schieben. Man sieht, das Instrument ist einfach und leicht, genau so wie es schon auf griechischen Münzen abgebildet ist. Ein Maulthier trägt zwei solcher Pflüge, den Pflüger selbst und noch ein Bund Futter obendrein. Ebenso uranfänglich sind auch noch die durchgehends zweirädrigen massiven Karren, auf denen man aber doch große Lasten z. B. Baumstämme fortzuschaffen weiß. In Calabrien sah ich sie noch mit Rädern versehen, die aus einer Holzscheibe bestanden, welche man von einem Baumstamm geschnitten und im Centrum durchbohrt hatte. Zum Antreiben des Viehes dient wie im Alterthum ein starkes mehr oder weniger langes Holz, bald mit bald ohne Stachel (κέντρον). Auch besorgen noch die Ochsen das Dreschen des Getreides auf der Tenne im Felde. Manches Korn geht dadurch verloren und das Stroh wird nach unseren Begriffen unbrauchbar zu Blätterstroh zertreten.

Daß bei einem solchen Bewirthschaftungssysteme der Ackerbau in Sicilien sich nicht heben kann, liegt auf der flachen Hand. Denn einmal haben die armen Pächter keine Veranlassung, den Boden, welchen sie in der Regel nur für drei Jahre gepachtet haben, zu melioriren, und wenn sie es wollten, so könnten sie es wegen ihrer Armuth nicht. Sie müssen ziemlich hohes Pachtgeld bezahlen; häufig haben sie keine Samenfrucht. Dann streckt ihnen diese der Massaro, von denen die meisten Wucherer sind, unter der Bedingung vor, daß

ihm dieſelbe bei der Ernte in natura zurückgegeben werde. Fällt dieſe dann ſchlecht aus, ſo hat der arme Pächter das Jahr über umſonſt gearbeitet. Wäre hier die Vegetationskraft nicht wirklich unerſchöpflich, ſo würde das Innere der Inſel ſchon längſt eine große Wüſte ſein. Allein ſo wiegt der Ceres Gabe jedes Jahr von Neuem ihre bärtigen Aehren und auf der Londoner Induſtrie-Ausſtellung übertraf der ſicilianiſche Waizen alle ausgeſtellten Proben bis auf den von Neuſeeland. In ununterbrochenem Wechſel folgt Waizen auf Gerſte und Gerſte auf Waizen. Das dritte Jahr bleibt der Boden brach liegen. Nur auf den fruchtbarſten Stellen wird er auch dann mit Lupinen oder Bohnen bepflanzt, deren Stauden als Dünger zurückbleiben. In weniger fruchtbaren Lagen zieht man ein Jahr Gerſte und dann zwei Jahre Grünfutter und Lupinen. Im vierten folgen Linſen oder Erbſen. Jetzt wird als Futterkraut ſehr viel Sulla (Hedysarum coronarium) gebaut. Bei Catania wird nach Sartorius von Waltershauſen häufig auch ein Jahr Waizen geſäet, dann folgt Brache, dann Flachs, Hanf und Senf und wieder ein Jahr Brache, bis der Wechſel ſo von Neuem wieder beginnt. Roggen wird nur in einer Höhe von über 3500′ gebaut. Man hält das aus ihm gebackene Brod für Schwindel erregend. Im Brachjahre weiden die Heerden auf dem Felde. Dieſe gehören aber nicht dem Grundeigenthümer, auch nicht immer dem Pachtunternehmer, ſondern Heerdenbeſitzern oder Geſellſchaften, die, da ſie keine Stallungen für ihr Vieh brauchen, daſſelbe bald hierhin bald dorthin ziehen laſſen. Für zehn Stück der grobwolligen, faſt immer ſchwarzen Schaafe oder ein Stück Hornvieh

rechnet man ungefähr acht Morgen Huteland für das Jahr. Berittene Hirten führen die Heerden, die Knechte bereiten die Schaafkäse (Caccio di Cavallo), um deſſenwillen man beſonders die Schaafheerden hält.

Aus alle dem wird jeder Leſer von ſelbſt ſchließen können, wie ungleich hier der Beſitz vertheilt iſt. Doch war es früher in dieſer Beziehung gewiß noch ſchlimmer beſtellt, als die Barone alle freien Grundeigenthümer ſich unterworfen hatten, die Güter an die Majorate gebunden waren, und der Handel ganz darnieder lag. Seitdem der Lehnsverband aufgehoben, die Güter alſo theilbar geworden ſind, ſeitdem die gemiſchten Beſitzungen — 1838 — zerlegt, die Bannrechte abgeſchafft worden ſind, der Export der Südfrüchte, des Weines ſich gehoben und die Schwefelminen nie geahnte Erträge (durchſchnittlich im Jahre gegen 3,000,000 Centner, à $2^1/_2$ Thaler) abgeworfen haben, iſt das Land im Allgemeinen viel reicher geworden. Der Werth des Grund und Bodens iſt ſehr bedeutend geſtiegen, und bei der Sucht der Sicilianer, ihre Capitalien, wenn auch weniger rentabel, doch vor Allem ſicher anzulegen, ſogar unverhältnißmäßig geſtiegen. Dadurch aber ſind dem Adel die Verluſte, die er durch Abſchaffung ſo vieler Vorrechte erlitten und 1812 in einem viel großartigerem Style freiwillig gebracht hat, als unſere Junker je fähig geweſen wären, wieder hinlänglich entſchädigt worden. Mögen auch manche Spieler und Verſchwender ihre Familiengüter haben verbringen können, andere ſind durch die freie Bewegung wieder um ſo leichter in die Höhe gekommen. Ein Uebelſtand beginnt es für das Land aber zu werden, daß ſeit den letzten fünfzehn Jahren

verschiedene der angesehensten und reichsten Adelsfamilien sich aus ganz entgegengesetzten Gründen von der Insel zurückgezogen haben. Schon früher wurden die Einkünfte mancher großen Güter im Auslande verzehrt; die Erben des Siegers von Abukir und des Freundes der Lady Hamilton ziehen die Renten des Herzogthums Bronte nach England, die Albas, Monteleones ꝛc. leben in Spanien und Neapel. Viele sicilianische Nobilis geben sich jetzt Stelldicheins am Lungarno und zahlreiche Palläste bleiben Jahr aus Jahr ein geschlossen. Nicht einmal für einen der herrlichsten Gärten der Welt, dem von einem Deutschen, dem als Superintendenten in der preußischen Provinz Sachsen verstorbenen Herrn Jacob, angelegten Parke der Villa Butera, ließ sich ein Käufer finden, so daß sich endlich ein Häuserspeculant seiner bemächtigte und alle die herrlichen Palmen und Tulpenbäume u. s. w. umhauen ließ. Daß aber die Abwesenheit des Adels namentlich für Sicilien, wo nur durch erhöhte Betheiligung der Grundeigenthümer an der Bodenbewirthschaftung der Ackerbau sich zu heben im Stande ist, ein großer Schaden ist, braucht nicht versichert zu werden. Die Zustände würden den irländischen immer ähnlicher werden, wenn nicht hier das Volk viel bedürfnißloser wäre, und der Boden das sonst nicht Mögliche leistete. Gewiß wären auch sonst schon sociale Revolutionen im Gefolge der politischen ausgebrochen. So ist aber bisher Sicilien von diesen beinahe gänzlich verschont geblieben. Denn wenige Fusiladen, die Bixio 1860 in Bronte vornehmen ließ, genügten, die Partei der „Mützen" wieder in das alte Verhältniß zu den „Hüten" zu bringen. So bezeichnet man nämlich hier

die Menge des niederen Volkes nach seiner Kopfbedeckung, graue oder weiße Zipfelmützen, im Gegensatz zu dem Hüte tragenden Geschlecht der Pachtunternehmer, Advocaten, Aerzte, Kaufleute u. s. w. in den kleineren Städten. Aber auf die Dauer, wenn namentlich mehr geistiges Leben nnd damit erhöhtere Bedürfnisse unter die geringeren Leute kommt, ein Fortschritt, der bei der gegenwärtigen Regierungsform nicht ausbleiben kann, werden diese Zustände nicht vorhalten können. Denn wenn auch hier die Unterschiede in den Bevölkerungsklassen lange nicht so scharf sind als im Norden, wenn Adlige und Nichtadlige, Gebildete und Ungebildete, Herr und Diener hier bei Weitem nicht durch eine so tiefe Kluft von einander geschieden sind als bei uns, — die wirklich horrende Ungleichheit in der Vertheilung des Besitzes, die nicht, wie in England durch eine großartige Mildthätigkeit der besitzenden Klassen, wenn auch nur nothdürftig, überbrückt wird, verlangt eine fortschreitende Ausgleichung dieser Gegensätze. Ein Blick in die Wohnungen verschiedener, nicht einmal sich diametral entgegenstehender Bevölkerungsklassen macht das jedem Reisenden unwidersprechlich klar.

Die Wohnungen der Bauern in den Landstädten gleichen einander völlig. Ein kleiner viereckiger Raum voll Ungeziefer dient Menschen und Vieh zum Aufenthalt. Auf dem schwarzen Erdboden rutscht das fette schwarze Schwein, steht der Esel und sucht das Hühnervolk nach Nahrung. Ein Bett, bei schon besseren Verhältnissen auf einer Art Söller angebracht, dient der gesammten Familie zur Ruhe. Wie im Mittelalter bei uns, so legt sich jetzt noch hier Alles nackt zu Bette. Der sehr

elementare Kochheerd, wenige Kochgeräthschaften, vielleicht ein altes Weinfaß, ein Paar wackelige Stühle und ein uralter schwerer Tisch bilden das einzige Mobiliar. Messer und Gabeln, Gläser und Flaschen sind Luxusartikel. Der Hausvater erfreut sich höchstens des Besitzes eines Taschenmessers. Die Finger ersetzen hier noch manches Instrument, die flache Hand den Löffel. Solcher Wohnungen, ganz zum Verwechseln ähnlich stehen z. B. in Cómiso Hunderte neben einander. Wie die Zelte eines Lagers hat man sie in geraden Linien, die von parallel laufenden Quergassen durchbrochen sind, aufgebaut.

Kommt man dagegen in das Haus eines Proprietairs, der ein freies Gut hat, oder durch seine Weinberge oder Schwefelminen reich geworden ist, dann sieht es ganz anders aus. Es findet sich da auf den langen Gängen in den Winkeln zwar auch mancher Schmutzhaufen, hier und da läßt wohl ein Großvater seinen Enkel auf einem kleinen Esel durch die Zimmer traben. Aber es giebt doch auch einige Paradestuben, die sogenannten Gallerien. Da sind die Mahagonimeubles mit rothem Sammt ausgeschlagen, Kronleuchter hängen von den Decken. In Cómiso tönte uns der Klang eines guten, nur schauerlich verstimmten Flügels entgegen. Fein gestickte Fenstervorhänge dämpfen das Licht. Aus dem Nebenzimmer glänzt das polirte messingene Bettgestell hervor. In den blendend weißen leinenen Bettüberwurf haben fleißige Appenzellerinnen Arabesken, sich schnäbelnde Täubchen ꝛc. gestickt. Auf den Toilettentischen stehen unzählige Fläschchen und Dosen mit Pariser Parfumerien. Ist der Reisende zu einer unglücklichen Stunde eingetreten, dann bekommt

er von den Damen des Hauses wenig zu sehen. Ein aufgelöstes Zopfende, ein zerrissener Kleidersaum, herunter getretene Schlappschuhe verschwinden mit staunenswerther Schnelligkeit zwischen Thür und Angel vor dem von ungefähr Eintretenden. Denn selten, wenigstens nicht vor Tisch, läßt sich eine Sicilianerin in einem reinlichen, einfachen Hauskleide im Innern des Hauses antreffen. Ist aber ein glücklicher Moment erhascht, dann präsentiren sich die meist etwas umfangreichen Damen in größter Gala. Sie haben vielleicht gerade ausfahren, oder vom Balcon eine Procession beschauen und sich dabei bewundern lassen wollen. Die schwersten seidenen Kleider oder fein gestickte weiße Mousseline sieht man in Nestern, in die kaum eine fahrbare Straße führt. Die Arme sind mit goldenen Ringen überladen, massive Brochen fehlen nicht. Catanéser, changeant schimmernder Bernstein wird in starkgliedrigen Ketten getragen, oder je nach der Mode bald blaßrothe bald blutrothe Korallenbänder. In seinem durch Bergklettern oder Reiten auf sehr primitiven Maulthiersätteln vielleicht etwas defect gewordenen Reiseanzuge kommt sich in solchen Umgebungen der Reisende anfänglich ein wenig gedrückt vor. Der angeborene Schick, den die Leute haben, die stolze und doch dabei gnädig-vertrauliche und verbindliche Weise des Verkehrs imponirt. Da frägt man sich unwillkürlich: Kann wohl die Dame vor dir in dem prächtig gebundenen Meßbuche, das dort auf der Etagère liegt, einen Buchstaben lesen, oder wird sie das Buch verkehrt in die Hand nehmen? Um diesen boshaften, wenn auch durch Erfahrung begründeten Zweifel wenigstens für den Augenblick zu verscheuchen, schaut man unwillkürlich

in einer anderen Richtung. Da fallen die Blicke auf die Bilder, die die „Gallerie" zieren. In breiten Goldrahmen finden sich aber nur scheußliche, kirchweihbunt colorirte Holzschnitte à la Oemigke aus Neu-Ruppin. Der Vorwurf der Bilder ist meistens das Martyrium einer schönen, halbnackten Heiligen. Doch sah ich auch in Terranuova Lüderitz'sche Kupferstiche. Da fliegt die Thür auf. Entsetzlich heulend und schreiend springt ein ungefähr dreijähriges, total nacktes Mädchen herein. Vor Wuth kollert es sich auf dem Boden herum, denn man hat ihm das Zuckerwerk, von dem es sich nährt, einmal nicht geben wollen. In solchen Augenblicken kehrt Unsereinem das Bewußtsein der Ueberlegenheit völlig wieder. Kommt man dann in das Wirthshaus zurück, in das beste aller wüsten Zimmer, schließt seine Reisetasche auf, um die mitgebrachte Bettwäsche über die harten Matratzen zu breiten, so will sich der gute Reisehumor nicht immer auf gleicher Höhe behaupten. Doch die freundliche Vorsorge des Gastfreundes hebt ihn wieder. Er hat dem ersten Koch des Städtchens, dem professore della cucina anbefohlen, besonders gut zu kochen, die Tafel selbst mit gutem Wein aus seinem Keller versehen. Denn zuvorkommend sind die Sicilianer gegen alle Reisenden, die ihnen empfohlen sind, wie kaum ein anderes Volk. Hat man Creditbriefe, so drängen sie Einem das Geld wohl geradezu auf und werden nicht müde, für das sichere und beste Fortkommen ihrer Schützlinge zu sorgen. Wieviel dabei aus Rücksicht auf den recommandirenden Geschäftsfreund geschieht, in wieweit man mit den selten erscheinenden Fremden seinen Landsleuten gegenüber Figur machen will, weiß

ich freilich nicht. Doch giebt es auch Sicilianer, bei denen ſolche Rückſichten nicht den Ausſchlag geben. Sie bedauern den armen Reiſenden, der, um ihr Land zu ſehen, ſich viele Entbehrungen auferlegt. Niemals würden ſie ſich denſelben unterziehen. Sie lächeln wohl pfiffig, wenn ſie den Reiſezweck ausgekundſchaftet haben. Doch ſtehen ſie gern zu Dienſten, beſehen vielleicht zum erſten Male in ihrem Leben um des Fremden willen Dinge, für die ſie kein Verſtändniß haben und laden ihn zu ſich ein. Ein Gutsbeſitzer auf einem der wenigen einzeln liegenden Güter in der Nähe von Vittoria hatte im Frühjahr mehrere Tage lang über zwanzig Gäſte, Landsleute und Fremde, bei ſich über Nacht, und bei Tiſche nahm das Probiren der Weinſorten kein Ende. —

In mehrfacher Beziehung liegt es nahe, jetzt hier an dieſe Zeichnungen ſocialer Zuſtände Siciliens eine Schilderung der Rückwirkungen derſelben auf das politiſche und moraliſche Leben der Geſammtbevölkerung anzuknüpfen, und es läßt ſich wohl vorausſetzen, daß bei der Theilnahme, mit welcher man allgemein der Entwickelung der hieſigen politiſchen Verhältniſſe folgt, derartige Mittheilungen manchen Leſern dieſer Blätter willkommener ſein würden, als die bisher gebotenen Skizzen. Trotzdem muß ich aber jetzt hierauf verzichten. Denn es wird ſich leicht begreifen laſſen, wie ausgedehnt eine jede Darſtellung jener Verhältniſſe werden, wie hier das religiöſe Leben des Volkes nicht minder als die frühere Pflege der Juſtiz und Verwaltung mit in Betracht gezogen werden müßte, um ein nur einigermaßen lichtvolles Bild zu entwerfen. Deshalb mag es jetzt lieber unterlaſſen als verzeichnet werden. Ich eile daher zum

Schlusse, und wenn dieser auch kein angenehmes Bild vor den Augen des Lesers entrollen kann, so möge man sich mit mir damit trösten, daß wir auch in dieser Beziehung hoffentlich an dem Anfange einer neuen Entwickelung stehen. Denn unmöglich ist es, daß eine nicht nur auf die nächsten Interessen und Bedürfnisse ihres Landes bedachte Regierung einer solchen Verringerung des Nationalwohlstandes länger zuschauen kann, wie sie der hiesige Betrieb der Waldwirthschaft unwidersprechlich zur Folge haben muß.

Ganz allmälig ist Sicilien ein waldarmes Land geworden. Amari meint, die Saracenen seien zu gute Ackerbauer gewesen, um nicht zu wissen, daß die Ausrottung der Wälder für die Fruchtbarkeit des Bodens von den übelsten Folgen begleitet sein müsse. Aber es scheint, daß den gelehrten Mann seine allzu große Vorliebe für das von ihm geschilderte Volk zu einem zu weit gehenden Urtheil verleitet hat. Denn wenn nicht alle Zeichen trügen, waren schon in der saracenischen Epoche nur an den Stellen noch größere Waldungen, wo sich dieselben jetzt noch, wenigstens in Ueberresten, erhalten haben. Auf den Bergen der Nordküste, wo die Saracenen ihr Schiffsbauholz schlugen, finden sich auch jetzt noch Waldungen, die der Reichthum ihrer Besitzer, der Herzöge von Monteleone, vor dem Untergang gerettet hat. Noch vor wenigen Jahren hieben die Engländer in den Madonien, zwischen Cefalù und Termini uralte Eichen zu Schiffsbauholz um. Südlich von Messina sind noch die Wälder in den Thälern des Fiume di Nisi, in denen Heinrich VI. jagte und sich hierbei die Krankheit zuzog, die seinem jungen, thatenreichen

Leben ein Ende machte. Nur der Aetna war damals noch viel beſſer bewaldet als jetzt. Der Cardinal Bembo ſchildert die prächtigen Platanenhaine, welche den Nordabhang des Aetna bis zur Thalſohle des Kantara bedeckten. Die Spanier, die überall, wo ſie hingekommen ſind, in ihrer Heimath wie in Mexiko die Wälder verwüſteten, mögen auch hier ſtark gefrevelt haben. Am Aetna haben aber ſeit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts die fleißigen Bauern beſonders aufgeräumt. Ja der Felsgrat des Monte Pellegrino, deſſen ſcharfe Linien das Entzücken aller Maler ſind, war bis zum fünfzehnten Jahrhundert wenigſtens mit Büſchen beſtanden, während jetzt kaum einige Heerden im Frühjahr hier ſpärliches Futter finden. Allzu ſkeptiſche Kritiker haben Angeſichts dieſes ſonnverbrannten Felſen der Gegenwart es in Zweifel gezogen, daß Hamilkar Barkas auf ſeiner Scheitelebene ſich Jahre lang ohne alle Zufuhr mit einem ziemlich zahlreichen Heere habe behaupten und von dem Ertrage der ſelbſtgezogenen Ernten daſſelbe habe ernähren können. Die Thatſache, daß bis in das fünfzehnte Jahrhundert hier noch Holz wuchs, dürfte dieſe Zweifel Lügen ſtrafen. Meiner Anſicht nach iſt der Anfang der Holzarmuth der Inſel in die Epoche der römiſchen Plantagenwirthſchaft hinaufzuſchieben, von der an ſich dieſelbe in ſtändigem Fortſchreiten bis auf unſere Tage immer mehr geſteigert hat. Das Austrocknen der Flüſſe, das nachweislich in immer größerer Progreſſion wächſt, hält wie überall, ſo auch hier gleichen Schritt mit jenem. Für eine durch die Waldausrottung herbeigeführte Zunahme der durchſchnittlichen Jahreswärme ſcheint noch der Umſtand zu ſprechen, daß früher

hier nur der Oelbaum gedieh, der eine durchschnittliche Jahrestemperatur von 10,5°R bedarf, während ja jetzt hier die Agrumen vortrefflich fortkommen, die doch eine Wärme von 13,5°R nöthig haben. Für die Wiederabnahme der durchschnittlichen Jahreswärme, die man seit dem Mittelalter für Deutschland, England, Frankreich beobachtet hat, lassen sich hier keine Thatsachen auffinden.

Wie es gekommen ist, daß Sicilien ein so waldarmes Land geworden ist, wird sich nun aus einer Schilderung der von mir beobachteten Waldwirthschaft am Aspromonte ergeben. Denn wie man jenseits des Canals jetzt noch gegen die durch ihre Lage geschützten Wälder vorgeht, so frevelt man auch gegen die sicilianischen Wälder. Was ich auch am Aetna gesehen, entspricht dem dortigen Verfahren vollkommen. — Verläßt man die Stadt Scylla und steigt die steilen Bergwände hinan, die hier mit Obstpflanzungen bedeckt sind, so kommt man auf eine Hochebene, die gut angebaut ist. Auf ihr setzten sich im Jahre 1809 die Engländer fest, als sie von Sicilien aus das Reich Joachim Murats beunruhigen wollten. Getreidefelder wechseln hier mit Baumpflanzungen, die wie die sogenannten Saatkämpe in unseren Wäldern angelegt und mit Umzäumungen versehen sind. Aber die in ihnen aufschießenden jungen Stämme sollen nicht dereinst in die Wälder gepflanzt werden. Haben sie binnen wenigen Jahren die Dicke eines starken Daumens erreicht, so werden sie abgeschnitten und zu Faßbändern oder Kistenbeschlägen verarbeitet, die von hier aus in großen Massen durch das Mittelmeer versendet werden. Ist man an diesen

Pflanzungen vorüber, so zeigen sich rechts und links tiefe Thaleinschnitte, in denen kleine, im Sommer austrocknende Bäche nach dem nahen Meere hinunter stürzen. Wo die Wände dieser Bergschluchten nicht geradezu aus Felsen bestehen, sind sie mit dichtem Gebüsch bewachsen. Eichenbüsche, verschiedene Arten von hohen Eriken, Ginster, Gesträuche mit schönen lorbeerartigen Blättern, hier ubbriachelli genannt, u. s. w., alles von ungeheuren Brombeerbüschen durchzogen, bilden ein undurchdringliches Dickicht, trotzdem daß es alle drei Jahre abrasirt wird. In Sicilien, wo man in demselben Zeitraume diese Buschwälder abtreibt, sind dieselben lange nicht mehr so häufig als hier. Höher den Berg hinauf breitet sich eine zweite Hochebene aus, deren Zugang von der unteren so steil ist, daß man auf dem an schwindelerregenden Abstürzen vorbeiführenden Pfade nicht bergauf, geschweige denn bergab reiten kann. Unmittelbar über dieser Hochebene, der Piana di Aspromonte, ist bekanntlich Garibaldi gefangen genommen worden. Hier werden geringere Getreidearten, z. B. Hafer, gebaut. Ein weites Kartoffelfeld, dessen Früchte die halbverhungerten Schaaren des Dictators zu verzehren sich anschickten, als sie die Bergsaglieri bemerkten, erregte einige Wochen vor dieser Katastrophe deshalb meine Aufmerksamkeit, weil die Kartoffelstauden vollständig unregelmäßig auf ihm herumstanden. Man hatte offenbar die Samenkartoffeln auf das Gerathewohl hierhin und dorthin geworfen. Fanden sich auf der unteren Ebene, der Piana di Melia, noch einzelne Häuser, und kleine Gehöfte, so sah man hiervon auf diesen Feldern nichts mehr. Backofenartige Höhlen unter Strohschobern dienten den wenigen Hirten und

Feldhütern zur Behausung. Unmittelbar an diese Ebene grenzt der schöne Buchenwald, welcher die Abhänge des eigentlichen Aspromonte, dessen langgestreckte Bergzüge und Hochflächen bedeckt. Mehrere Stunden ritten wir in seinem Schatten bergauf, bergab, um nach der höchsten Spitze dieses Bergstockes, dem Montalto, zu gelangen, von dem man den sicilischen Sund und die peloriſchen Berge bis zum Aetna nach Südwesten und zugleich die Ostküste Calabriens und den Busen von Taranto überschauen kann.

Meilenweit lag jetzt nach allen Himmelsrichtungen grüner Hochwald um uns her. Zwischen dem lichten Grün der Rothbuchen ragten dunkele Fichten hervor. Sonst fielen mir nur schöne Ulmen auf. Waren wir froh, einen Jahre lang entbehrten Anblick genießen zu können, so wurde uns doch dieser Genuß dadurch bitter vergällt, daß wir nur allzu deutlich die Spuren eines wahren Vandalismus, mit dem hier die Menschen gegen die Natur wüthen, in unseren nächsten Umgebungen erblicken mußten. Denn so und nicht anders kann man die Art und Weise bezeichnen, mit der hier die Holzfäller und Köhler gegen die Existenz des Waldes überhaupt freveln. Mehrere Fuß über der Erde haut man die schönsten Baumstämme an, um sie dürr werden zu lassen. Ist der Baumstamm zu stark, als daß ihm einige Axthiebe etwas anhaben könnten, so macht man ein Feuer um ihn herum, oder ist er hohl, in ihn hinein. Nur einzelne Stämme habe ich am Boden liegen sehen, die mehrere Fuß hoch über der Erde ganz abgehauen waren. Und wozu diese Verwüstung? Die Köhler brauchen zu ihren Kohlenhaufen nur das Oberholz der Bäume, am liebsten

natürlich Stammreis. Um nun einige Aeste eines Baumes zu haben, oder Platz zu gewinnen, auf dem statt des Hochwaldes wieder Stammreis wachsen kann, haut und brennt man die herrlichsten Buchen und Fichten um, läßt die langen, schönen Stämme allmälig vermodern und begnügt sich mit einigen abgehauenen Aesten. Die Fichten haut man auch wohl an, um das hervorquellende Harz zu Kienfackeln auszuschneiden. Oft versperren Verhacke von ineinander gestürzten Baumstämmen den Weg, mitten in einem Stück geschlossenen Hochwaldes erblickt man eine Lücke, die ein Köhler begonnen und der Sturm erweitert hat. Wo die Lichtungen etwas größer sind, und Kräuter und Klee die Berghänge bedecken, weiden große, graue Stiere ohne Hirten, ja Rudel von Pferden liefen über die Halden. Von eigentlichem Wild dagegen findet man keine Spur. Doch sollen in den Tannendickichten wilde Schweine nicht selten sein. Wölfe finden sich auch hier noch.

Es ist nicht leicht, mit wenigen Worten ein naturgetreues Bild von dieser Waldverstümmelung zu machen und den Gefühlen einen adäquaten Ausdruck zu geben, die jeden Freund der Natur nicht minder als jeden berechnenden Geschäftsmann beschleichen müssen, wenn er zum ersten Male einer solchen Verwüstung gegenübersteht. Soll man aber mehr die Gleichgültigkeit der Regierung anklagen, die eine solche Wirthschaft duldet, oder den Stumpfsinn der Stadtverwaltungen von Scylla, Reggio, Gerace u. s. w. bestaunen, die mit ihren Schätzen so wenig haushälterisch und glimpflich umzugehen gewohnt sind? Denn das ist keine Frage, würden nur an einigen Stellen, wo die Terassen aus den Ebenen aufsteigen,

Rutschbahnen angelegt und deren Endpunkte durch leicht herstellbare Fahrwege mit einander verbunden, so hätte man nicht mehr nöthig, den größten Theil des Bauholzes, der Schiffsplanken und Bretter von Triest und Dalmatien, ja von Schweden und Norwegen kommen zu lassen, wo doch auch die Baumstämme nicht alle an den Straßen, Eisenbahnen und Meeresküsten wachsen. Einen großen Theil des eigenen Bedarfs würde man allein aus den jetzt vermodernden Stämmen gewinnen können. Bei den hohen Holzpreisen dahier würde dann ein großes Kapital, das jetzt nur von den Köhlern vergeudet wird, flüssig gemacht werden und doch auch wieder vor dem allmäligen Verschwinden mehr gesichert sein als jetzt. Doch wie lange Zeit wird noch nöthig sein, ehe man so einfache Dinge begreift? Eine völlige Umgestaltung aller Verwaltungszweige, ja eine gründliche Aufbesserung der gesammten Volksbildung und aller von ihr abhängigen volkswirthschaftlichen Erkenntnisse und bürgerlichen Tugenden wird vorausgehen müssen, ehe man an eine Ausbeutung der Schätze denken kann, die hier die Natur in Feld und Wald so reichlich ausgestreut hat.

IV.

Die Luna und die Perollo.

Eine Adelsfehde in Sicilien*).

Der „Principe Umberto" hielt an. Wir waren auf der Rehde von Sciacca an der Südküste Siciliens angekommen. Schon von Weitem hatte uns die Stadt entgegengeleuchtet. Denn sie liegt unmittelbar über der See, auf einem nach der See wie nach Osten und Westen steil abfallenden Hügel. Nur nach Norden hängt derselbe, wenn auch durch eine kleine Einsattelung getrennt, mit dem Hochlande der Insel zusammen.

Kaum hatte das Schiff auf der weiten offenen Rhede Anker geworfen, so umdrängte uns eine solche Menge von Booten mit schreienden und kreischenden Schiffern, daß der Kapitän noch einmal die Schraube in Gang setzen ließ, um durch den Wogenschwall die Boote abtreiben zu lassen. Doch das half nur für ein Paar Minuten. Einige der schwarzen, sonnverbrannten Gesellen hatten es kaum bemerkt, daß einige Passagiere an Bord seien, welche ans Land gesetzt zu werden wünschten, so waren die Boote schon wieder an der Seite des Schiffes

*) Unsere Erzählung folgt der trefflichen Darstellung von Isidoro La Lumia in: La Sicilia sotto Carlo V. Imperatore. Palermo 1862.

und ehe nur die Falltreppe herabgelassen werden konnte, hatten sich schon einige an Stricken und Ketten emporgearbeitet und sprangen über die Schanzbekleidung auf Deck. Im Nu standen sie auch schon an unseren Reiseeffekten, um sich derselben zu bemächtigen und sie in die Boote hinunter zu geben. Nur mit den kräftigsten Schimpfworten vermochte ich dem Unfug so weit zu steuern, daß nicht meine und meines Reisegefährten Sachen in verschiedenen Booten verladen wurden. Bald waren wir mit ihnen am Land, nachdem wir noch auf dem Rücken von einigen dieser Strandräuber einen kurzen Ritt durch das allzuseichte Wasser gemacht hatten. Da diese Bootsleute jetzt überall in Sicilien eine feste Taxe für ihren Dienst haben, verlangte ich sofort nach der Tariffa. Aber nur mit vieler Mühe wurde endlich ein Zettel hervorgebracht, den sie mir halbzerknittert unter obligaten Verwünschungen gegen das ..... Governo reichten. Ich bezahlte den Ansatz. Aber nun ging das Betteln um ein Trinkgeld erst los, während ein Sicilianer, der gleichfalls vom Schiffe gekommen war, nur die Hälfte der Tariffa bezahlte und von Niemanden belästigt wurde. Einen der lautesten Schreier nahm ich nun als Packträger an, um das Gepäck zur Stadt hinaufzutragen. Es war Zeit sich aus dieser Umgebung zu entfernen. Denn nach und nach hatte sich auch ein Haufen Fischer um uns gesammelt, die uns für unser Nachtessen Fische aller Art und riesige Seehummer anboten.

Steil windet sich der schmale Fußsteig den Felsen hinan, auf dem die Stadt hängt. Er ist größtentheils in Treppen gelegt. Links von uns zog sich die eigentliche Straße in die Höhe. Doch auch sie ist nicht zum Fahren

eingerichtet. Alle Lasten müssen auf dem Rücken von Saumthieren emporgeschleppt werden. Und eben so wenig als die Stadt mit dem unmittelbar unter ihr wogenden Meere durch eine fahrbare Straße in Verbindung steht, ist sie mit irgend einer anderen Stadt der Insel anders als durch Reitpfade verbunden. Und doch zählt sie an 16,000 Einwohner, wird jährlich von Hunderten von Kranken besucht, welche die benachbarten Bäder benutzen, hat Gasillumination und treibt einen ziemlich bedeutenden Exporthandel mit Getreide und Baumwolle.

Der einzige Gasthof der Stadt war bald erreicht. In dem Schlafzimmer standen aber gegen sechs Betten, so daß wir erst mit der Wirthshausverweserin einen Akkord abmachen mußten, durch welchen wir von unangenehmen Stubengenossen befreit wurden. Auf unsere Anfrage nach einem Nachtessen wurde uns bedeutet, wenn wir etwas essen wollten, sollten wir erst auf den Markt gehen und uns Maccaroni, Fische, Fleisch u. s. w. kaufen, zubereiten wolle man es uns. Ich entgegnete, das verstände ich nicht, sie solle nur hingehen und uns für ein Essen von drei Schüsseln das Nöthige einkaufen. „Dann gieb mir erst Geld mein Sohn", sagte die Frau, „ich habe keinen Gran." So war es auch. Die Wirthsfrau war eine ganz arme Person, die von einem Kaufmann, dem englischen Vicekonsul, in Dienst genommen war, um die Locanda, die er eingerichtet hatte, zu verwalten. An jedem Morgen mußte sie das Schafgeld ihrer Gäste dem Besitzer abliefern; sie hatte mit ihrem etwas stumpfsinnigen Vetter nur freie Wohnung in dem „Hôtel" und ihre Baareinnahme bestand nur in den

spärlichen Trinkgeldern ihrer Gäste. Als ich der Armen versprach, sie solle mit uns essen, wenn sie uns ganz reines Bettzeug aus dem Hause des Gasthofbesitzers verschaffe, wußte sie mich nicht genug zu rühmen und ihre Dienstbarkeit war wirklich grenzenlos. Eine ganze Gesellschaft von dienstbaren Geistern sammelte sich allmälig in der Küche an, die dann nach unendlichen Fragen, wie wir die Maccaroni und die Fische u. s. w. zubereitet wünschten, auch ein ganz leidliches Abendessen zu Stande brachten.

Doch noch ehe dasselbe servirt wurde, hatte ich schon einen Gang durch die Stadt gemacht. An mehreren Häusern, deren mittelalterlicher Charakter noch völlig erhalten war, waren wir schon vorübergekommen, als wir in die Stadt eingezogen waren. Ich suchte nach anderen Ueberresten aus der mittelalterlichen Zeit, doch fand ich zunächst nur ein schönes Palais des Marchese von San Giacomo mit einem herrlichen, wohlgepflegten Garten, in dem die verschiedensten Palmenarten cultivirt wurden. Aber wenige Schritte weiter, so stand ich vor den Ruinen der Burgen der Luna und der Perollo an der Ostseite der Stadt. Steil senkte sich hier der Abhang in das „Stechpalmenthal" (delle Giummare), das im fettesten Frühlingsgrün prangte. Zwei Bürger der Stadt, die sich mir freundlichst auf meiner Wanderung angeschlossen hatten, wußten seine Fruchtbarkeit nicht genug zu rühmen. Gerade jenseits desselben erhebt sich der San Calogero, mit dem Klostergebäude, das Einsiedler bewohnen, die zugleich die Badediener und Aerzte der Dampfbäder (le stufe) abgeben. Mandelbäume und Oliven bedecken die Abhänge des vulkanischen

Kegels, aus deſſen Innern heiße Schwefeldämpfe hervorbrechen. So eigenthümlich und ſchön auch der Anblick des tiefen Thales und des hohen Kegels war, meine Augen wurden doch mehr von den Trümmern gefeſſelt, welche hier die Grenze der Stadtmauer von Sciacca ſelbſt bilden. Doch, um nicht falſche Vorſtellungen zu erwecken, beeile ich mich ſogleich hinzuzufügen, ſchön waren dieſe Trümmer nicht. Ein jeder meiner Leſer hat vielleicht ſchon kühner gelegene Burgen geſehen, deren Thürme auf ſchwindelnder Höhe erbaut jedem Sturme erliegen zu müſſen ſcheinen. Freilich ſtand auch hier noch vor wenigen Jahren ein rechter Luginsland und er muß als der Mittelpunkt der Hauptfeſte den Ruinen einen maleriſcheren Charakter gegeben haben, als ſie jetzt an ſich tragen, nachdem man ihn aus Furcht, er möge einmal einen Theil der Stadt unter ſeinen Trümmern begraben, abgetragen hat. Aber wirklich großartig, weit ausgedehnt ſind die Trümmer der Burgen der Luna und der Perollo, wie ich kaum andere kenne. Große, weite Höfe in ihnen ſtehen ganz leer, in anderen Räumen hat ſich eine Kolonie von armen Leuten angeſiedelt. Ganze Straßen ziehen ſich zwiſchen den Gebäuden hin, welche Pertinenzien der Burgen bildeten und zu Marſtällen und Dienerwohnungen verwendet waren. In einem von dieſen Gebäuden war jetzt die Buchdruckerei „Guttemberg" angebracht, in der ich mir ein 400 Seiten ſtarkes Werk über die Bäder des San Calogero kaufte. Jetzt wollte man dieſe Tipografia Guttemberg, ſo ſagten mir meine Begleiter, erweitern und eine Leſehalle mit ihr in Verbindung bringen, in der gute Zeitungen und nützliche Bücher aufgelegt werden

sollten. So erblüht hier aus den Ruinen der mittelalterlichen Burgen neues geistiges Leben und ich erfreute mich recht herzlich des Bildes des guten deutschen Mannes, der auf dem Aushängeschild der Druckerei mit den Zügen abgemalt war, welche in Italien ebenso für Guttenberg stereotyp geworden zu sein scheinen, wie für die Byzantiner das Bild der heiligen Jungfrau.

Zogen also diese Ruinen nicht durch ihre Schönheit meine Aufmerksamkeit auf sich, so interessirten sie mich um so mehr durch das Stück mittelalterlicher sicilischer Geschichte, das in ihnen abgespielt wurde und welches ich hier so kurz erzählen will, als es möglich ist, ohne den eigenthümlichen Reiz zu verwischen, den gerade Einzelheiten für die Culturgeschichte darbieten. Ich hoffe durch diese Erzählung dem Leser ein deutlicheres Bild des feudalen Siciliens zu entwerfen, als durch Bogen lange Expositionen.

Die Stadt Sciacca war im Alterthum unter dem Namen Thermae Selinuntinae weit bekannt, doch an sich unbedeutend. Erst in der Araberzeit kam sie empor und, da von hier nach Afrika die Fahrt nur kurz war, setzte sich hier eine zahlreiche arabische Colonie fest. Der Name der Stadt selbst ist arabischen Ursprungs. Beim Beginn der Normannenherrschaft verlieh sie der Graf Ruggiero seiner Tochter Giulietta, die den Dom gründete. Er schloß sie mit einer starken Mauer ein, um sie gegen Landungsversuche der Araber wehrbar zu machen. Giuletta verheirathete sich mit einem kühnen Waffengefährten ihres Vaters, dem Gilbert Perollo. So kam die Stadt an diese Familie. Doch nur bis auf König Wilhelm I., den Bruder der deutschen Kaiserin Constanze, blieb sie

im Besitz derselben. Dieser König wollte wie sein großer Neffe Kaiser Friedrich II. die Macht der Feudalbarone brechen und zog deshalb so viel als möglich adlige Lehen wieder ein. So erklärte er auch Sciacca wieder für eine königliche Stadt, aus der der Fiscus die Einkünfte bezog und in der im Namen des Königs Recht gesprochen wurde, im Gegensatz zu den adligen Städten, in welchen die Barone mit der Zeit fast souveräne Herren wurden und Civil- und Criminaljustiz unabhängig von der Krone übten. Die Perollo blieben jedoch im Besitze der Burg der Stadt und wurden mit anderen Lehen entschädigt. Da die königlichen Städte sich größerer Rechtssicherheit erfreuten als jene baronalen, so blühten sie rascher auf als jene. Sciacca war eine der bevölkertsten und wohlhabendsten Städte Siciliens bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Als nämlich nach dem Tode König Friedrichs II. 1339 (unser Kaiser Friedrich II. ist als König von Sicilien Friedrich I.) die monarchische Auctorität immer mehr zerfiel, gelang es den Feudalherren sich einer königlichen Stadt nach der anderen zu bemächtigen. So wurde Sciacca die Beute einer der gewaltthätigsten Dynastenfamilien der Insel, der Peralta. Niccolo Peralta war daher einer der eifrigsten Widersacher des jungen Königs Martin von Aragon, der die monarchische Gewalt in Sicilien am Ende des 14. Jahrhunderts einigermaßer wieder herzustellen suchte. Auf einer Rundreise durch die Insel kam Martin mit der Königin Maria, der eigentlichen Erbbesitzerin der Krone Siciliens, nach Sciacca und wurde von der Einwohnerschaft mit Jubel empfangen. Dieselbe erwartete, König Martin werde

ihre Stadt als der Krone gehörig in Anspruch nehmen und sie dadurch vor Erpressungen der Großen schützen. Dieses geschah auch. Die Stadt wurde wieder eine königliche, die Peralta übrigens sonst in ihren Besitzungen gelassen. So erfreulich in dieser Beziehung die Anwesenheit des Herrscherpaares für die Stadt war, so wurde damals (1400) doch auch der Grund zu Kämpfen gelegt, welche die Stadt über ein Jahrhundert lang in Aufregung erhalten und sie endlich fast gänzlicher Zerstörung entgegenführen sollten.

Jener Niccolo Peralta hatte Eine Tochter Margherita, der die reichen Güter ihres Vaters zufallen mußten, da er ohne männliche Erben war. Um diese Erbtochter warben damals zwei mächtige Herrn: Giovanni Perollo, Herr von Castellamare bei Palermo, ein Nachkomme jenes Gilbert Perollo und Vertreter des alten normannischen Erbadels der Insel, und Artale di Luna, ein vornehmer Aragonese, der mit Martin verwandt Repräsentant jenes neuen Adels war, den die aragonesischen Könige ins Land gebracht hatten. Artale di Luna trug den Sieg davon. König Martin selbst führte die Verlobten zum Altare.

Nur mit Mühe konnte der Perollo seinen Grimm gegen seinen glücklichen Nebenbuhler verbergen. Doch so lange als Martin I. lebte, kam es nicht zu Gewaltthätigkeiten. Aber kaum hatte derselbe in Sardinien seine Augen geschlossen, so kam es schon bei seiner Todtenfeier in dem Dom zu Sciacca zwischen den beiden Gegnern zu bedrohlichen Reibereien. Doch für dieses Mal sollte noch kein Blut vergossen werden. Aber wenige Tage darauf starb Artale di Luna unter furcht-

baren Krämpfen in den Bädern am Fuße von San Calogero. Man hielt ihn für vergiftet und bezeichnete den Perollo als den Mörder; dieser wies jedoch jede derartige Beschuldigung aufs Entschiedenste zurück. Nicht lange darauf verschied auch er, ohne daß je eine Untersuchung gegen ihn anhängig gemacht worden wäre.

Der Geist der Väter lebte aber in den Söhnen derselben mit ungeschwächter Kraft fort. Ein Proceß, den Antonio di Luna kaum erwachsen gegen Pietro Perollo um die Baronie von San Bartholomeo anstrengte, und der zu seinen Gunsten entschieden wurde, war die äußere Veranlassung, denselben zu Gewaltthaten anzustacheln. In einem Kreise von Freunden schwur Pietro Perollo, sich an dem Gegner zu rächen und ihn zu erschlagen. Antonio di Luna erhielt Kunde von diesem Schwur und wich seinem Todfeinde aus, indem er sich aus der Stadt auf seine Güter entfernte. Doch hielt er sich hier nicht nur auf der Vertheidigung. Er sandte Meuchelmörder gegen Pietro Perollo aus, denen dieser aber glücklich entging. Um jedoch auf Alles gefaßt zu sein, sammelte Perollo nach und nach eine beträchtliche bewaffnete Macht um sich. Der Graf Heinrich Ventimiglia von Gerace allein sandte ihm nach und nach an 300 Reisige.

Endlich am Feste der h. Dornen Christi, am 5. April des Jahres 1455 kam der lang genährte Haß zum Ausbruch. Nach dem Herkommen seiner Familie war Antonio di Luna an diesem Tage zur Stadt gekommen, um an der Prozession durch dieselbe theilzunehmen. Unmittelbar hinter den Geistlichen schritt der Graf. Ihm folgte eine Menge seiner Anhänger, Vasallen und Clienten,

die er zu seinem Schutze aufgeboten hatte. Als die Prozession an der Burg des Perollo vorüberzog, konnte Antonio es nicht unterlassen sich stolz zu brüsten und seinen Gegner zu verhöhnen, der hinter den geschlossenen Jalousien den Zug beobachtete und Alles vorbereitet hatte, jede Insulte augenblicklich zu rächen. Auf den Befehl Perollos stürzten die Bewaffneten aus den Thoren des Pallastes über die Prozession her. Diese setzte sich zur Wehr und es entspann sich ein blutiges Handgemenge. Endlich stießen die beiden Todfeinde auf einander, es fiel Schlag auf Schlag, bis Antonio di Luna aus mehreren Wunden blutend zu Boden sank. Nun floh sein ganzer Anhang auseinander; die Reisigen Perollos stürzten über den Leichnam des Grafen fort zur Wohnung desselben, um auch diese zugleich mit ihrem Herrn dem Untergang zu weihen. Sie wurde geplündert und ausgebrannt. Das vorgefundene Geld und die Schmucksachen nahm Pietro Perollo mit eigner Hand an sich. Doch ließ er die Wittwe des Erschlagenen mit ihrem Sohne sicher nach Partanna, einer der Städte der Luna, geleiten.

Jetzt war der Haß des Ritters befriedigt. Um der Strafe zu entgehen, sammelte er seine Reisigen und zog noch in derselben Nacht mit ihnen zu seinem Verwandten und Bundesgenossen, dem Grafen von Gerace.

Dieser plötzliche Abzug rettete dem Luna das Leben. Unter dem Dunkel der Nacht waren einige seiner Freunde zurückgekehrt, um den Leichnam aufzusuchen und ehrlich zu bestatten. Sie fanden denselben noch zuckend, hoben ihn sorgfältig auf, wuschen seine zahllosen Wunden und brachten ihn nach Caltabelotta, wo er unter der Pflege

seiner Gattin bald wieder genas. Aber kaum geheilt, schnaubte er nach Rache. Er sammelte einen Zug Bewaffneter um sich und rückte nach Sciacca. Als er den Perollo nicht fand, stürmte er dessen Wohnung, verbrannte sie und machte sie dem Erdboden gleich. Alle, welche Anhänger der Perollo gewesen waren, oder die er für solche hielt, wurden erschlagen.

Diese Excesse waren doch selbst für jene Zeiten zu arg. König Alfons der Großmüthige bestrafte beide Landesfriedenbrecher mit dem Exil. Antonio di Luna begab sich nach Rom; Pietro Perollo zog zu seinen Verwandten, den Herren von Perignon, nach Frankreich. Aber nur wenige Jahre hatten die Frevler ihre milde Strafe zu tragen. Kurz vor seinem Tode begnadigte sie Alfonso und beide kehrten schon 1458 nach Sicilien zurück. Bis zu ihrem Lebensende scheinen sich die beiden Widersacher von nun an ruhig verhalten zu haben. Doch der Haß der Familien lebte noch fort und wurde durch die beiderseitigen Anhänger und Clienten immer von Neuem genährt. Fast achtzig Jahre später sollte sich derselbe nochmals in einer großen Explosion entladen und eine furchtbare Katastrophe herbeiführen, in welche auch fast die ganze Stadt hineingezogen wurde.

Das Haupt der Familie di Luna war im dritten Decennium des 16. Jahrhunderts Sigismund di Luna, Graf von Caltabelotta und Bivona, Herr von Caltavuturo und Sclafani. Zwar lebte sein Vater Giovanni noch in Palermo, nachdem er sich in den sicilischen Händeln, die der Thronbesteigung Kaiser Karl's V. vorangingen, einen Namen gemacht hatte. Aber Sigismund war nach seiner Verheirathung mit Lucrezia Salviati-Medici

aus Florenz, einer Nichte von Papst Clemens VII., das Haupt der mächtigen Familie factisch schon geworden. Bei seiner Ankunft mit seiner neuvermählten Gattin in Messina hatte man ihn mit fast fürstlichen Ehren empfangen. Die ersten Jahre der Ehe verlebte er größtentheils auf seinen Gütern, ohne häufig nach Sciacca zu kommen. Dem Charakter des Mannes scheint ein Aufenthalt unter Reisigen und rohen Vasallen in einer wilden Gegend mehr zugesagt zu haben als der Verkehr mit Seinesgleichen. Es war eine verschlossene, schweigsame Natur. Er schielte und hatte ein wenig angenehmes Aeußere.

Im ausgesprochensten Gegensatze hiermit stand das Haupt der Familie Perollo, Giacomo Perollo Baron von Pandolfina. Alle Tugenden eines vornehmen Adligen zierten ihn. Als Page an dem spanischen Hofe hatte er die feinen Sitten jener Zeit üben gelernt und hatte sich nun in der sicilianischen Landstadt als königlicher Commandant einen kleinen Hof gebildet. Er war freigebig gegen die Kirche und die Armen. Fast täglich feierte er Feste in der Burg seiner Ahnen, die er neu bewehrt und mit Thürmen befestigt hatte, und in der er eine starke Besatzung hielt. Die eigentliche städtische Verwaltung ruhte in den Händen des Adels, von dem zahlreiche Familien in der Stadt ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Aber dieselbe war doch ganz abhängig von Giacomo Perollo, der Aemter und Würden vergab und die städtischen Einnahmen nach seinem Gutdünken verwendete. Wenn auch die Majorität des Volkes sich unter diesem Regimente wohl fühlte, so war doch auch eine bedeutende Anzahl adliger Familien mit

ihrer Clientelschaft vorhanden, die auf den Glanz dieses Hauses mit Neid blickten, die sich zurückgesetzt oder gar unterdrückt fühlten. Für diese bildete der junge reiche Graf von Luna das natürliche Parteihaupt. Verwandtschaften, die alte Stammeseifersucht zwischen dem normannischen, dem sogenannten lateinischen, und dem neueren spanischen Adel zogen den Einen nach dieser, den Anderen nach jener Seite, so daß die Stadt nach und nach sich in zwei Factionen spaltete. Auf die Seite von dem Grafen di Luna traten namentlich Geromino Peralta Baron von St. Giacomo, Accursius Amatus Baron von Bordia, Gian Filippo Montaliana Baron von Nadore, Cola Vasquez, Erasmus Loria, Giuliano Marco und Ferante Lucchesi, Francesco und Gianpietro Infontanetta, Simone Maurici, Pietro Siragusa u. A. Alle diese Herren fühlten sich durch die eigenmächtige Verwaltung Giacomo's beeinträchtigt. Durch die Regierung selbst konnten sie keine Abstellung der angeblichen Ungesetzlichkeiten des königlichen Commandanten erhoffen. Denn Perollo lebte in intimer Freundschaft mit dem Vicekönige Pignatelli Herzog von Monteleone, mit dem er Page am Hofe gewesen war. Da meinten sie sich selbst Recht schaffen zu müssen und zu dürfen. Aber sie allein fühlten sich zu schwach, um es mit Giacomo und seiner Partei aufnehmen zu können. Der Graf von Luna mußte für die Sache gewonnen werden.

Als Sigismund di Luna einstmals zur Stadt kam, begaben sich die Unzufriedenen zu ihm, erinnerten ihn daran, wie sein Ahne Artale noch nicht gerächt sei, welche Schmach sein Großvater Antonio habe ertragen müssen. Sie stellten ihm ferner vor, wie jetzt Giacomo Perollo,

der Herr der Stadt, sie, seine Standesgenossen, hochmüthig behandle und sich an dem geringen Volke vergewaltige, wie er auch den Glanz der Familie Luna in Schatten gestellt zu haben glaube; an ihm sei es, solchen Uebermuth zu brechen und Sciacca von dieser Tyrannei zu befreien; er solle nur kühn vorangehen, sie würden seine treuen, muthigen Gefährten sein.

Das waren Worte, wie sie dem stolzen Grafen nicht hätten erwünschter kommen können. Ein beifälliges Lächeln erheiterte sogar vorübergehend seine finsteren Züge. „Schon lange Zeit habe er erwartet, sprach er, daß sie sich an ihn wenden würden; schon lange Zeit laste auf ihm der Stolz und der Hochmuth des Eitelen; er sei nicht feig und unwerth seines Namens und Stammes; jetzt, wo sie ihm ihre Arme anböten und seine Sache die Sache Aller werde, sollten sie und ganz Sicilien ihn nicht unthätig finden."

Sofort wurde zur Ausführung des Planes geschritten. Marco Luccheſi ging auf die Güter des Grafen nach Bivona, um die Vasallen desſelben aufzubieten. Als er mit ihnen nach Sciacca zurückkehrte, stieß er auf einen Trupp Reisige Giacomo Perollo's. Es entspann sich sofort ein Streit, der nicht ohne Blutvergießen endete und die Veranlassung von gegenseitigen Vorwürfen für die beiden Parteihäupter wurde. Doch Giacomo Perollo, gleich als hätte er eine Ahnung der heraufziehenden Ereignisse gehabt, suchte den Grafen zu besänftigen. Er sandte den ersten Geistlichen von Sciacca, Gabriello Salvo, zu ihm, um ihre Händel auszugleichen. Aber der Graf wies den Vermittler mit schnöden Worten zurück. Er meinte, es sei Giacomo

kein Ernſt mit der Ausgleichung und derſelbe lege ihm nur Fallſtricke.

Doch vielleicht hätte ſich noch Alles zum Guten gewendet, wenn nicht ein zufälliges Ereigniß den Stolz des Grafen von Neuem aufgeſtachelt hätte.

In jener Zeit machte ein berühmter Seeräuber, Sinam Paſcha, ein ehemaliger Jude, jetzt im Dienſte Haireddin Barbaroſſa's ſtehend, die Küſten ganz Siciliens unſicher und ſchleppte Menſchen und Güter fort. So hatte Sinam Paſcha im Juni 1529 in der Nähe von Trapani den Baron von Solanto mit einigen ſeiner Genoſſen von einem Gute geraubt und kam nun nach Sciacca geſegelt, zog die Parlamentärflagge auf und bot an, ſeine Gefangenen gegen ein hohes Löſegeld in Freiheit zu ſetzen.

Sofort erſchien der Graf von Luna, der ſich in der Stadt befand, an Bord und zählte dem Corſaren eine Summe Goldes auf. Dieſer aber fand dieſelbe ungenügend und die Verhandlungen zerſchlugen ſich. Schweigend empfing am Hafendamm die Volksmenge den reichen Grafen, deſſen Aufopferungsfähigkeit ſo enge Grenzen gezogen waren. Der Corſar zog die Parlamentärflagge wieder ein und ließ die Anker ſeiner Schiffe emporwinden. Da lief ein freudiges Gemurmel durch die Volksmenge. Giacomo Perollo erſchien mit einem Gefolge von Dienern, die Geld und Speiſen und Erfriſchungen trugen, beſtieg reich geſchmückte Gondeln und ruderte kühn auf das Admiralſchiff los. Der Corſar betrachtete verwundert die neuen Ankömmlinge, die ſich ihm noch nach den abgebrochenen Verhandlungen anvertrauten, und ließ die Schiffe halten. Höflich nahm

er den Verwegenen auf dem Verdeck seines Schiffes auf, der ihm die mitgebrachten Geschenke zeigte und das Geld unter die Matrosen austheilte, indem er zugleich sich und alle seine Habe als Lösegeld für die Gefangenen anbot. Solcher Edelmuth rührte selbst das Herz eines Corsaren; derselbe schlug die Geschenke des Barons aus und setzte seine Gefangenen unentgeltlich in Freiheit. Das Einzige, was er sich ausbat, war die Freundschaft Giacomo Perollo's. Als dieser von ihm schied, versprach er um seinetwillen das ganze Littorale von Sciacca nicht zu belästigen, steckte ihm einen Ring mit einem prächtigen Edelstein an den Finger und ließ die Boote des Heimkehrenden von allen Geschützen seiner Eskadre salutiren. Im Triumphe geleitete das Volk den Glücklichen von dem Meeresufer hinauf nach seiner Burg. Sigmund di Luna gehörte nicht zu der jubelnden Menge. Sein Herz verzehrte sich in Grimm über den Sieg seines Feindes. Als ihm Perollo wenige Tage nachher begegnete, indem dieser mit großem Gefolge aus einer Kirche trat, während er nur wenige Leute bei sich hatte, glaubte er sich von Perollo hochmüthig behandelt und von einem von dessen Leuten verhöhnt zu sehen. Das Gefäß war schon bis zum Ueberfließen voll.

Perollo sah ein, daß er sich auf einen nahe bevorstehenden Sturm vorbereiten müsse. Er sammelte deshalb seine Familie und seine Freunde um sich. Es erschienen Gian Paolo Perollo Baron von Salina, der sich in Frankreich durch seine Kriegsthaten ausgezeichnet hatte, Gian Filippo Perollo Baron von Gulmo, Castelazzo und Cillaro, Geronimo Perollo Baron von Ponte, Onofrio und Geronimo Grafféo, Pietro Beatrice,

Francesco Caravelli, Vincenzo Cubrici, Martino Antiochia u. A., sämmtlich den ältesten sicilianischen Familien angehörig. Ein naher Angriff des Grafen stehe ihm bevor, so redete Giacomo die Versammelten an; es gelte sich zu rüsten, nachdem sein Ausgleichungsversuch verächtlich zurückgewiesen sei, um seine und seines Hauses Ehre zu wahren; man müsse sich verständigen, sich zusammenthun und das Nothwendige vorbereiten. Auf diese Anrede stellten die Versammelten ihrem Haupte ihr Leben und alle ihre Habe zur Verfügung; ja, sie ermunterten ihn, den Feind öffentlich herauszufordern und sich nur auf sie zu verlassen. Darauf hin glaubte sich Giacomo gesichert. Er trat mit um so größerem Pompe öffentlich auf und betrat nie die Stadt, ohne ein Gefolge von 150 Reisigen mit bei sich zu führen. Zu seiner Seite schritten immer sechs riesige Schwarze mit ungeheuren Schwertern bewaffnet.

Als er eines Tages so einherziehend dem Grafen begegnete, versagte er ihm öffentlich den Gruß. Als dieser sich durch einen Abgesandten hierüber bei ihm beschwerte, erwiderte er kurz angebunden: Er kenne den Grimm des Grafen, er kümmere ihn wenig. Ein anderes Mal, und das war das letzte Mal, begegnete Perollo mit seinem Gefolge dem Grafen, der schweigend und in Gedanken versunken, allein von Ferrante und Marco Luccheſi begleitet, daherritt. Da redeten ihm seine Anhänger zu, den rechten Augenblick zu benutzen, über den Grafen herzufallen und sich mit einem Schlage von ihm zu befreien. Er war edelmüthig genug, dieses von sich zu weisen, aber zu schwach, um den Feind nicht zu beschimpfen. Laut rief er seinen Begleitern zu: „Laßt uns

ſehen, wohin der Narr ſich wendet!" Das ſchmeichleriſche Geſindel folgte dem Grafen, ihn auspfeifend, verhöhnend und verſpottend. Sigismund di Luna, auf's Aeußerſte beleidigt, ſchrie ſeinen Verfolgern entgegen, er werde den Perollo vernichten und ſeine Nachkommen vertilgen; von ſeiner Rache werde man noch lange in Sicilien reden. Dann gab er ſeinem Pferde die Sporn und jagte in einem Sturm bis nach Caltabelotta, ſo daß ſeine Gefährten ihm kaum zu folgen vermochten. Dort angekommen verſchloß er ſich in die innerſten Gemächer der Burg und verweigerte Speiſe und Trank zu ſich zu nehmen. Er ſprach kein Wort und gönnte ſich keine Ruhe. Boten mit Briefen wurden nach allen Seiten hin ausgeſandt, um die Freunde zu bitten, mit ihrer Mannſchaft ſich bei ihm einzufinden, um die Vaſallen von den Lehnsgütern herbeizurufen. Er ſcheute weder ſein reiches Vermögen noch die Mitgift ſeiner Frau, um Söldner zu werben und zu bewaffnen. Sein greiſer Vater gab zu Allem ſeine Zuſtimmung und unterſtützte ihn von Ferne. Bald ſtellten ſich auch die Freunde ein. Von Girgenti kam Michele Impugiades, ein Verſchwägerter der Perollo, aber mit ihnen tödtlich verfeindet; von Palermo erſchien Pietro Gilibert, von Termini Francesco d'Ugo, von Salemi Francesco Sancetta mit ganzen Haufen von Söldnern. Von den großen Gütern des Grafen kam zahlreicher Zuzug. Die wildeſte und blutdürſtigſte Bande beſtand aber aus Albaneſen, die ſich ſeit der Mitte des 15. Jahrhunderts von den Türken aus ihren heimathlichen Bergen verdrängt im Innern der Inſel niedergelaſſen hatten. Sie ſtand unter der Führung von Giorgio Comito, einem tollkühnen

Soldaten. Die gesammte Mannschaft, die sich um den Grafen gesammelt hatte, belief sich auf 400 Reisige zu Fuß und 300 Reiter.

Doch selbst für 700 Krieger war es nicht leicht, eine gut bewehrte Stadt mit einem festen, wohlversorgten Castell zu nehmen. Es galt einen Angriff auf eine Stadt, die unter königlichem Schutze stand, die von einer Anzahl tapferer Krieger vertheidigt wurde, deren Bevölkerung dem Vertheidiger treu anhing. Da hoffte man mit List besser zum Ziele zu kommen, als mit Gewalt. Sigismund nahm 100 Reiter mit sich und ritt in der Nacht des 27. Juni mit ihnen von Caltabelotta nach Sciacca. In der Nähe desselben angekommen, ließ er die Reiter absitzen und schickte die Pferde nach Caltabelotta zurück. Die Thore der Stadt waren geschlossen und wohl bewacht. Man schlich sich deshalb längs der Stadtmauer bis dahin, wo das Haus des Gian Pietro Infontanetta stand. Dieses hatte ein Fenster, das durch die Stadtmauer hindurch ins Freie ging. Man ließ aus diesem eine Leiter herunter und Einer nach dem Anderen stieg so in das Haus des Mitverschworenen und damit in die Stadt. Man gedachte über Giacomo Perollo unerwartet herzufallen, wenn dieser das Castell verlassen würde. Aber diesem blieben jene Vorgänge nicht ganz verborgen. Er sprengte das Gerücht aus, er sei unwohl und ließ sich nicht öffentlich sehen. Des Tags über behielt Sigismund seine Gefährten im Hause; für die folgende Nacht konnte er es sich nicht versagen, dieselben auf die Straßen zu entlassen. Vielleicht daß ihnen ein Handstreich gegen einen der tüchtigsten Parteigänger seines Feindes gelingen

möchte! Nicht lange zogen auch Ferrante Lucchesi, Infontanetta und Amato umher, ohne auf Anhänger der Perollo zu stoßen. Das erste Opfer, das ihnen in die Hände fiel, war ein treuer Anhänger Giacomos, Antonio Margetti. Er, sein Bruder und mehrere Andere wurden erschossen, die übrigen bis zum Castell verfolgt. Den Gemordeten schnitt man die Köpfe ab und trug sie am folgenden Tage im Triumph durch die Straßen der Stadt. Für diese Heldenthat beschenkte Luna seine Spießgesellen mit einem stolzen Roß und schönen Kleinodien. Unter die niederen Soldaten theilte er Geld aus.

Die Anwesenheit des Grafen in der Stadt war jetzt kein Geheimniß mehr. Die anscheinende Ruhe im Castell, das stumme, apathische Verhalten der Bevölkerung solchen Gewaltthaten gegenüber, erfüllten denselben mit um so größerer Dreistigkeit. Er zeigte sich öffentlich mit seiner Bande in der Stadt, nahm die Glückwünsche der Feinde der Perollo an und ließ sich von den Unentschiedenen und Feiglingen die Aufwartung machen. Unter denen, welche Sigismund besuchten, befand sich aber auch ein ehrwürdiger, hochgebildeter Greis, der dem kommenden Verderben seiner Heimath gerne Einhalt geboten hätte. Reines Herzens und ruhigen Muthes redete er den Machthaber in einer Audienz an und ermahnte ihn, von seinem Wege abzulassen, so lange als es noch Zeit sei. Zwischen ihm und Giacomo Perollo, so sprach der Patriot, schwebe jetzt noch unentschieden der Streit; er solle sich nicht täuschen und dem blinden, wankelmüthigen Glücke zu viel vertrauen. Siege er und werfe er seinen Feind zu Boden, der Gegner werde ihn in seinem Falle begraben. Denn um Perollo zu rächen,

wären viele Freunde und Verwandte der Familie übrig, sei der Vicekönig und der König noch vorhanden. Und wenn es ihm gelänge, von der Insel zu entkommen und in ein Land zu fliehen, das der Krone Spaniens nicht unterworfen sei, wer werde seine Habe und Güter vor der Confiscation schützen? Diejenigen, welche ihn aufreizten und zu neuen Thaten anstachelten, betrögen ihn; es seien unkluge, ruchlose Rathgeber, die ihn in das Unglück führten, um für sich im Trüben zu fischen. Der Graf möge das Verderben und den Untergang einer ganzen Stadt, das Wehklagen und das Blut so vieler Unschuldiger bedenken und die Worte eines Greises wohl erwägen, der den letzten Rest seines Daseins gern dazu hergeben werde, um die streitenden Parteien zu einem annehmbaren Vergleich zu bringen.

Schweigend hörte Sigismund die beredte Ansprache des Greises, der sich nach ihr entfernte. Da erhob sich unter den Anhängern des Grafen ein Gemurmel: der Alte sei ein Anhänger der Perollo und nur gekommen, um die weiteren Schritte des Grafen auszuforschen, um ihn einzuschläfern, zu entwaffnen und seinem Feinde zu überliefern. Sigismund fuhr auf diese Reden hin zusammen; er glaubte ihnen. Ein böser Dämon riß ihn fort und er gab einen Wink, den Alten als Verräther und Spion zusammenzuhauen. Einige Meuchler stürzten ihm in das nächtliche Dunkel nach. Am anderen Morgen fand man auf der Straße einen bis zur Unkenntlichkeit entstellten Leichnam. Es war der des unglücklichen Greises, des Geronimo Ferraro.

Unterdessen hatte Giacomo Perollo einen Eilboten mit einer Depesche an den Vicekönig der Insel, der sich

gerade in Messina aufhielt, abgehen lassen. Als dieser die Schilderung der Zustände in Sciacca vernommen hatte, versammelte er sofort den Staatsrath und sandte am 5. Juli den Geronimo Statella Baron von Mongellino als Commandanten und Stellvertreter der Regierung mit einer Abtheilung spanischer Garnisonstruppen und einem Schwarm von Polizisten und Schreibern nach Sciacca. Dort angekommen eröffnete Statella eine große Criminaluntersuchung, befahl dem Grafen sich aus der Stadt zu entfernen und seine Truppen zu entlassen. Einigen der gravirtesten Rädelsführer, wie Infontanetta, Amato, Impuglades, befahl er sich diesen oder jenen Ort zum Aufenthalt zu wählen. Nur auf die Auslieferung von Giorgio Comito und seiner Helfershelfer und Spießgesellen bestand der königliche Vicar. Dem Grafen wurde unter der Hand versprochen, wenn er nicht säume zu gehorchen, so werde man ihm volle Straffreiheit für das bisher Geschehene erwirken. Um jedoch der Gerechtigkeit auch die schuldigen Opfer zu bringen, so hielt man sich im Geiste jener Zeiten an das niedere Volk, das nur gethan, was ihm die frei ausgehenden Herren befohlen hatten. Statella wendete sich nach Bivona, woher der Graf einen großen Theil seines Vasallenheeres hatte entbieten lassen, während er Caltabelotta, wo jene Banden sich gesammelt hatten, mied. Dort fing er eine Untersuchung an, verhängte Torturen, ließ hängen und hinrichten, bis die Bauern sich auf einen Wink des Grafen von Luna gegen ihn empörten und ihn bewogen, nach Sciacca zurückzukehren.

Dort hatte sich unterdessen Manches anders gestaltet. Dem Grafen und seinen Anhängern mußte die

einfachste Ueberlegung sagen, daß nach der Ankunft Statellas ihre Lage sich außerordentlich verschlimmert habe und daß die Aussicht auf Vollstreckung der Rache geringer geworden sei. Und doch, sollten alle diese Vorkehrungen umsonst gemacht sein? Gab es durchaus kein Mittel, wenigstens die Sache etwas hin zu halten, oder doch wenigstens einen Theil seiner Absichten zu erreichen? Man beschloß einen Mittelweg einzuschlagen. Der Graf entfernte sich mit seinen zuverlässigsten Anhängern aus Sciacca. Vereinzelt folgten ihm die übrigen nach. Auf seinem Gute Verdura trafen sie sich wieder. Dorthin waren auch die Abtheilungen beschieden, welche bisher noch in Caltabelotta gestanden hatten. Von Verdura aus schrieb er nun einen Brief an Statella, in dem er den Giacomo Perollo als den Urheber von Allem hinzustellen suchte. „Dieser habe ihm das Schwert erst in die Hand gedrückt, er habe nur den ihm zugeworfenen Handschuh aufgefangen. Die Schuld sei also eine gemeinsame, wenn bei ihm überhaupt von Schuld die Rede sein könne. Und doch solle ihn allein die Strafe treffen, das sei kein Recht und könne auch unmöglich der Wille des Kaisers sein.“ Statella antwortete, er bedauere die Fehltritte des Grafen, deren Gewicht derselbe bei seiner jugendlichen Leidenschaftlichkeit verkenne; der Graf möge seine gut gemeinten Winke und Warnungen wohl berücksichtigen. Thue er das nicht, so sei sein Handeln offene Rebellion und Hochverrath, dessen Strafen auf seinen Kopf fallen würden.

Dieses Schreiben verfehlte vollständig die beabsichtigte Wirkung. Der Graf fürchtete eine Hinterlist und die ihm drohende Strafe, wenn er jetzt gutwillig

nachgebe. Der leidenschaftliche Haß gegen seinen Erzfeind machte ihm jede ruhige Ueberlegung unmöglich. Er entließ seine Truppen, die einmal schon Blut gekostet hatten, und die die Aussicht auf Beute und Befriedigung ihres Hasses gleich ihm bis zum Aeußersten vorzugehen antrieb, nicht nur nicht, sondern ließ immer noch neue hinzuwerben. Auf die Nachricht hiervon schickte Perollo seinen erstgebornen Sohn Friedrich mit sechszig Reitern nach Messina ab, der dem Vicekönig die drohende Situation schildern und neue Hülfstruppen verlangen sollte.

Kaum hatte der Graf den Abmarsch von Friedrich Perollo in Erfahrung gebracht, als er schleunigst zur Ausführung seines Planes zu schreiten beschloß. Drohte doch bald die Herankunft neuer Hülfstruppen und war doch Perollo augenblicklich eines Theiles seiner besten Truppen beraubt. Am 19. Juli Abends ordnete Luna seine Truppen, deren Zahl jetzt achthundert überstieg. Unter den Mauern des nahen Sciacca angekommen, vertheilte er dieselben zwischen sich und Impugiades. Dieser sollte mit hundert Reitern zwischen der See und der Stadt sich nach der Ostseite des Ortes wenden, damit Niemand aus dem hier gelegenen Castell entwischen und ins Freie sich retten könne.

Der Graf selbst drang mit den Uebrigen durch das ihm verrätherischer Weise offen gehaltene Thor von Norden in die Stadt. Anfangs zogen die Truppen schweigend einher. Dann aber erweckten Schüsse, Trommelgewirbel und Siegesgeschrei die unglücklichen Stadtbewohner. Nachdem Sigismund auf dem Hauptplatz Sciacca's angekommen war, sandte er einen Theil seiner

Truppen in der Richtung nach dem Caſtell ab, damit ſie daſſelbe gegen die Stadt hin abſperren ſollten, wie dieſes Impugiades gegen die Landſeite gethan hatte. Luna ſelbſt umzingelte mit ſeinen Truppen das Haus, in welchem Statella ſein Quartier aufgeſchlagen hatte.

Die ganze Stadt war wehrlos den Gewaltthaten der Truppen des Grafen preisgegeben. Dem erſten Stadtrichter, Friedrich Perollo, einem Onkel Giacomos, dem einzigen Gliede der Familie, welches für dieſe Nacht nicht im Caſtell geblieben war, gelang es in einen Fiſchermantel gehüllt bei dem erſten Tumult glücklich ins Freie zu entkommen. Seine Gattin und ſeine Kinder entkamen gleichfalls glücklich nach Partanna, von wo aus ſie im Intereſſe ihrer Familie Hülfe und Beiſtand herbeirufen konnten. Der Magiſtrat von Sciacca verſammelte ſich freilich auch. Aber von den vier anweſenden Stadträthen waren nur zwei dafür, die Sturmglocken zu ziehen und die Landesfriedensbrecher auf den Straßen der Stadt anzugreifen. Der Baron Gian Filippo Montaliana, den wir unter den Anhängern Lunas gefunden haben, vereitelte ihren Plan. Ebenſo reſultatlos verlief eine Adelsverſammlung, die in einem anderen Hauſe zuſammengetreten war. Man blieb neutral, verkroch ſich in die Häuſer, beobachtete verſtohlen, was auf der Straße vorging und betete um Erhaltung der Stadt und ſeines armen Lebens. Durch den unerwarteten Ueberfall und die Abſperrung des Caſtells von der Stadt war die Partei der Perollo, welcher die überwiegende Mehrzahl der Bewohner Sciaccas angehörte, völlig desorganiſirt und zur Unthätigkeit verurtheilt.

Beim Grauen des Morgens leitete Sigismund di Luna in eigner Perſon den Angriff auf das Quartier der königlichen Truppen. Nach tapferer Gegenwehr können ſich die Eingeſchloſſenen nicht mehr halten, da ihnen ſchon Feuer ans Haus gelegt iſt. Statella ſpringt, nachdem er eine Zeitlang ſich die Feinde mit ſeinem Schwerte vom Leibe gehalten hat, auf den höchſten Altan des Hauſes und ruft um Hülfe: „Ihr Schöffen, Ihr Bürger von Sciacca! Zur Hülfe! In Eurer Mitte, in Eurer Gegenwart begeht man ſolchen Frevel und Ihr ſehet ruhig zu! Iſt das die Eurem Monarchen geſchworene Treue, daß Ihr ſeine Diener ſo mißhandeln laſſet? Auf! Heran! Rettet mich, Euch und Eure Stadt!" — Da erreichen ihn die Angreifer. Beamte und Soldaten fallen um ihn her, bis ihn ſelbſt Giorgio Comito, jener Albaneſenhäuptling, mit einem Degenſtich in die Bruſt todt darniederſtreckt. Die zerriſſenen, blutleeren Körper der Erſchlagenen wirft man auf die Straße, ein Futter für die Hunde.

Nach dieſem Erfolg hoffte Luna das Caſtell ebenſo ſchnell zu überwältigen. Mit den geſammelten Truppen rückt er auf daſſelbe los. Dem Amatus und dem Ferrante Lucchesi befiehlt er ein Thor zu ſtürmen. Er ſelbſt greift ein anderes an. Aber hier war man beſſer geſchützt und beſſer gerüſtet. Unter den Augen Giacomos leitete die geſammte Vertheidigung der heldenmüthige Gian Paolo Perollo. Die übrigen Glieder der zahlreichen Familie vertheilen ſich an die verſchiedenen bedrohten Punkte, um die Soldaten zu ermuthigen. Luna greift das Thor beherzt an und es gelingt ihm trotz alles Feuers daſſelbe mit Aexten und Hebebäumen zu

zertrümmern. Aber Gian Paolo macht ihm den Eingang ſtreitig und von der Gallerie über demſelben gießt man kochendes Pech herab und ſchleudert rieſige Steine. Ebenſo ſchlagen Gian Filippo und Geronimo Perollo den Angriff von Amato und Lucceſi ab. Während ſo von der Stadtſeite her der Kampf tobte, hielt Impugiades ruhig mit ſeinen Reitern vor der Stadtmauer auf der kleinen Ebene vor dem Kloſter St. Maria delle Giummare. Giacomo Perollo, der auf dieſer Seite commandirte, ließ kein Feuer auf ihn abgeben, aber überſchüttete von den Zinnen der Mauer herab den nahen Verwandten mit Vorwürfen wegen ſeines ungerechten, unnatürlichen Haſſes, der nicht einmal die Bande des Blutes achte.

Sigismund di Luna ſah ſeine Angriffe ſcheitern, er ſelbſt gab das Zeichen abzulaſſen. Aber kaum hatten ſich ſeine Mannen ein wenig erholt, als er einen neuen Angriffsplan entwarf und die Seinigen ihn auszuführen anſpornte. Niederes Volk aus Sciacca, das man herbeigeſchafft hatte, ſollte den Angriff mit Brecheiſen und Feuer unterſtützen. Drei Punkte wies er zum Stürmen an. Aber weder Eiſen noch Feuer vermochte etwas gegen die feſten Mauern und den Muth der Vertheidiger. Gian Paolo flog von einem bedrohten Punkte zum anderen. Er ſchien ſich zu verdoppeln. Die Feuer wurden ausgelöſcht. Wo Einer allzu kühn ſich emporgewagt hatte und an den Mauerzinnen emporkletterte, wurde er kopfüber in die Tiefe geſchleudert.

Die Nacht machte dem Morden ein Ende. Die Angreifer ſammelten ihre Todten und Verwundeten. Unter ihnen fand Accurſio Amato die Leiche ſeines einzigen Sohnes, eines Jünglings von ſeltener Schön-

heit. Die Fackeln und Lichter der auf den Zinnen des Caſtells ausgeſtellten Poſten erleuchteten die wilde Scene. Als der Lärm des Angriffs völlig verſtummt war, redete Giacomo die Seinen an und belobte ſie wegen ihres Eifers und ihrer Tapferkeit. „Wenn ſie ſich noch kurze Zeit hielten, ſprach er, und die flüchtigen Angriffe des Grafen bändigten, ſo ſei ihnen der Sieg ſicher. Aber alle Hoffnung der Rettung beruhe auf dem Schwert. Sie ſollten an das Loos der theueren Weſen denken, die mit ihnen in dieſen Mauern eingeſchloſſen ſeien. Wenn ſie ſich hülfen, ſo gut ſie könnten und wüßten, ſo würde ihnen auch Beiſtand der Menſchen und die troſtvolle Hülfe Gottes nicht fehlen."

Am folgenden Morgen begann der Angriff von Neuem. Dieſes Mal verfuhr man ſyſtematiſcher. Man ſuchte ſich der Gebäude um das Caſtell herum zu bemächtigen, um dann daſſelbe aus gleicher Höhe zu beſchießen. Accurſio Amato, Ferrante Lucchesi, Pietro Giliberto ſollten den Angriff an drei Punkten leiten. Der Graf ſelbſt führte die Reſerve.

Pietro Giliberto bemächtigte ſich denn auch gar bald des Pallaſtes von Giacomo Perollo, der durch ſeine Höhe den gegenüberliegenden Theil der Feſtung beherrſchte. Von ſeinen Altanen eröffneten die Angreifer ein ſo wirkſames Feuer auf einen Thurm, daß ſeine Vertheidiger ſich zurückziehen mußten und dadurch der unter ihm durchführende Eingang frei wurde.

Ebenſo bemächtigte ſich Amato bald eines Hauſes, das mit einer Seite an die Mauer des Caſtells ſtieß. Vermittelſt eines lebhaften Feuers verſuchte er hier die Feinde zu vertreiben, um durch einige Fenſter des Caſtells

einzubrechen. Während von hier aus der Hauptangriff beabsichtigt wurde, suchte Lucchesi die Aufmerksamkeit der Besatzung auf einen anderen Punkt zu lenken. Aber die Vertheidiger kannten ihre schwächste Stelle am Besten. Giacomo Perollo selbst stellt sich hier zur Wehre. Amato erhebt eine Leiter und steigt hinan. Francesco d'Ugo, Antonio Rotondo u. A., welche ihm sofort folgen, stürzen tödtlich getroffen hinunter. Sofort eilt Francesco Sancetta herbei und ergreift eine Sturmleiter und legt sie an. Aber auch ihn erreichte auf seinem schwindelnden Weg eine Kugel und er fällt kopfüber in die Tiefe. Da stürzt Sigismund di Luna hervor, um den gefährlichen Steig selbst zu versuchen. Aber mit lautem Geschrei weist ihn Amato zurück. Da nimmt diesen Giacomo Perollo aufs Korn und einen Tag nach dem Sohne war der Vater eine Leiche.

Pietro Giliberto konnte von dem eingenommenen Posten doch auch wenig ausrichten. Er stieg wieder herab, um ein anderes Thor zu stürmen. Da ließ Gian Paolo Perollo auf die zusammengezogene Truppe eine Petarde abschießen, die mehrere von ihnen tödtete und den Ueberrest in Verwirrung brachte. Diesen Augenblick benutzte Gian Paolo, sprang aus dem Thor, hieb mit eigener Hand den Anführer der Truppe nieder und zog sich schnell wieder in die Burg zurück, ehe ihm Lucchesi und Infontanetta den Rückzug verlegen konnten. Auch Giacomo erschien einen Augenblick vor der Burg, rief seinen Gegner mit Namen und forderte ihn zum Zweikampf heraus. Sigismund hörte ihn nicht.

Abermals trat eine Pause in dem verzweifelten Ringen ein. Beide Parteien schätzten und beklagten ihre Verluste.

Ohne Frage hatten die Genossen des Grafen am Meisten gelitten. Sie hatten manchen Tapferen zu beweinen; vor Allen aber einen ihrer Anführer, den Accursio Amato, den tapferen Baron von Bordia. Der Schuß Giacomo Perollos, der ihn am Kopfe verwundet hatte, war nicht augenblicklich tödtlich gewesen. Die schwere eiserne Sturmhaube hatte die Gewalt der Kugel etwas gebrochen. Aber zu retten war er doch nicht. Nach beendigtem Sturm trugen ihn seine Getreuen auf ihren Armen von dem Kampfplatze. Er befahl ihnen zu Sigismund zu gehen. Als er ihn sah, ergriff er seine Rechte und dann die seiner Freunde und ließ sie Blutrache schwören. Nachdem er das Versprechen empfangen, daß sein Tod mit dem Blute seiner Feinde gesühnt werden solle, lachte er finster auf und verschied.

Luna sah ein, daß er auf die bisher befolgte Weise seines Feindes nicht Meister werden werde. Er beschloß daher, die Kanonen der städtischen Festungswerke als Belagerungsstücke zu verwenden, da er den Widerstand des Magistrats und des Volkes nicht mehr zu fürchten hatte. Wirklich schleppten die Belagerer acht große Bombarden herbei, durch welche der Hauptthurm der Citadelle beschossen werden sollte; vier andere wurden gegen den „Quittenthurm" (torre del Cotogno) gerichtet, in dem Gian Paolo Perollo befehligte.

Trotz des lebhaftesten Gegenfeuers — die Belagerten erschossen viele Leute von der Bemannung der Geschütze und demontirten zwei derselben gänzlich, — sahen die Vertheidiger bald ein, daß sie solchen Angriffen nicht gewachsen seien. Der Hauptthurm stammte noch aus der Normannenzeit und war gegen Geschütze also nicht

gebaut. Dazu kam noch, daß man in den unteren Geſchoſſen deſſelben die Frauen und Kinder der Vertheidiger untergebracht hatte, weil ſie hier, ſo lange der Kampf ſich noch um die Außenwerke bewegte, am ſicherſten waren. Jetzt hieraus vertrieben, erhöhten ſie durch ihr Wehklagen nicht den Muth ihrer Männer, deren Nerven allmälig durch Kampf und Nachtwachen auch ſchon abgeſpannt waren. Da von keiner Seite ſich Hülfe zeigte, fing auch Giacomo Perollo endlich an, an dem glücklichen Ausgang des Kampfes zu zweifeln. Da trat zu ihm ſein Weib. Sie war einer der vornehmſten ſpaniſchen Adelsfamilien der Inſel, den Moncada, entſproſſen und hatte ihrer Abkunft und Stellung gemäß bisher Allen Muth und Tapferkeit einzuflößen gewußt. Jetzt ſprach ſie zu ihrem Manne: „Der Ehre ſei Genüge geſchehen. Da der Sieg unmöglich ſei, ſo ſei nachzugeben keine Schande; er ſolle ſich jetzt aus ſeiner Burg entfernen und ſich ſeinem Vaterlande und ſeinen Kindern erhalten; er werde ſeinen Sohn Friedrich bald finden und dann um ſo ſtärker zurückkehren. Wenn das aber ihm widerſtrebe, ſo ſolle er wenigſtens verſuchen, einen Waffenſtillſtand oder einen Vergleich mit dem Grafen abzuſchließen. Vielleicht trete unterdeſſen eine glückliche Wendung ihrer Angelegenheiten ein. Sein Leben ſei ihr theuer, aber noch theurer ſein guter Name; ſie würde ihn gewiß nicht ermahnt haben, das Eine in Sicherheit zu bringen, wenn das Andere darunter Schaden leiden könnte."

Dieſe Worte blieben nicht ohne Einfluß auf Giacomo. Er verſammelte ſeine treuen Genoſſen um ſich, ſprach aus, was ſie ja auch ſelbſt ſahen und verlangte

frei und offen sich zu äußern. Einstimmig trat man der Meinung der Herrin bei, Frieden zu suchen. Man zog die Parlamentärflagge auf und Giacomo bat sich Bartolomeo Tagliavia und Michele Impugiades zu einer Unterredung aus. Beide erschienen auch bald. Umgeben von den Gliedern seiner Familie empfing sie Giacomo. Traurigen, aber festen Herzens sprach er sie an: „Ob Feigheit und niederer Sinn in die Herzen der Perollo eingedrungen ist, davon seid Ihr selbst Zeugen. Unvorbereitet hat uns Sigismund di Luna angegriffen; drei ganze Tage haben wir gekämpft und bis jetzt männlichen Widerstand geleistet. Jetzt zerbrechen uns die Waffen in den Händen. Aber noch fehlt uns nicht die Ausdauer. Wir würden den Tod jedem Vergleich vorziehen, wenn nicht zugleich mit uns so viel theuere und vielgeliebte Wesen erliegen müßten. — Sigismund und nicht ich hat den Streit unserer Ahnen wieder angefacht; von mir gingen keineswegs die ersten Angriffe aus. Als er eines Tages ungerüstet und waffenlos einherritt, hing sein Leben nur von Einem Wink von mir ab; aber ich wollte nicht darin einwilligen, ihn zu tödten. Im Namen unserer Frauen und Kinder bitte ich jetzt Euch, seinen Sinn zu erweichen. Von Euch selbst möge Sicilien erfahren, daß sich Giacomo Perollo nicht um seinetwillen erniedrigte, sondern daß er nur um der Seinigen willen um Frieden bat." Beide Gesandten versprachen ihre guten Dienste. Impugiades war wirklich ergriffen von dem Unglück seines Verwandten und Feindes. Tagliavia dagegen weidete sich an der Demüthigung des stolzen Giacomo.

Als beide mit ihrer Botschaft zum Grafen kamen,

erhellte sich sein finsteres Gesicht und übermüthig rief er aus: „Er mag kommen, sich zu meinen Füßen werfen; der Stolze mag mich um Verzeihung bitten, er soll sie haben.“ Diese Antwort weigerte sich Impugiades seinem Auftraggeber zu überbringen. Tagliavia stattete sie mit ähnlichen und noch schlimmeren Ausdrücken ab.

Da wallte das Normannenblut in Giacomos Herzen wild auf. Kaum konnte er sich enthalten, dem tückischen, hämischen Boten sein Schwert in die Seite zu bohren. Die Rechte zog es schon unwillkürlich aus der Scheide. „Du elender Schuft, schrie er ihn an, sag dem, der Dich schickt, daß noch kein Wölkchen von Schande den Glanz dieses Hauses verdunkelt hat; morden kann er mich wohl, aber nicht entehren. Besser ist der Untergang Aller, als die Schamröthe auf dem Antlitz. Und Dir, verwegner Bursche, wird der Untergang Giacomo Perollo's nicht zum Heile dienen.“ Kaum hatte ihm Giacomo den Rücken zugewendet, als Lakaien und Bewaffnete auf Tagliavia losbrachen, um die Wette auf ihn einschlugen, und ihn blutig und übel zugerichtet hinausjagten. Die hereinbrechende Nacht verhinderte Sigismund di Luna sofort Rache hierfür zu nehmen. Doch ihm allein hatten die wenigen Stunden genützt. Denn während derselben hatten seine Truppen mit den niederen Soldaten Perollo's allerlei Verhandlungen angeknüpft, die sie den Befehlen ihres Gebieters weniger willfährig machten.

Mit dem Aufgang der Sonne begann das Stürmen von Neuem. Anfänglich erwehrten sich die Vertheidiger ihrer Angreifer durch einen Hagel von Steinen, Pfeilen und Kugeln. Aber immer höher schwoll die Woge von Außen. Die Vertheidigung ermattete in demselben Ver-

hältnisse. Gian Pietro Infontanetta warf an der Spitze der albanesischen Horden ein Thor nieder, Ferrante Luccheſi stürmte in eine Breſche ein, welche in eine Mauer gelegt war. Darauf drangen beide in das Caſtell. Die Scene wurde immer furchtbarer bei der sich steigernden Julihitze. Durch die langen Corridore der Burghöfe liefen die Frauen, mit den Kindern an der Bruſt, heulend und wehklagend. Schwarze Dampfwolken von ausgebrochenem Feuer verfolgten sie. Aber noch schlimmer als die entfeſſelten Naturkräfte wütheten die Menschen. Ferrante Luccheſi schwang von einer hohen Mauer herab die Fahne der Luna und rief seinen Albaneſen zu, Alles niederzuſtoßen, was ihnen begegne, kein Alter, kein Geſchlecht zu schonen. Ueber die Leichen von Freund und Feind drangen dieſelben immer mehr nach dem Mittelpunkte der Burg zu. Hier hielt sich noch Giacomo Perollo mit den meisten Gliedern seiner Familie, den Frauen und Kindern, die in einem großen Saale zuſammengedrängt waren. Nur Gian Paolo Perollo vertheidigte noch seinen schon fast ganz zuſammengeſchoſſenen Thurm. Als er aber einen Gefährten neben dem andern fallen sah und bemerkte, wie der Kampf sich immer mehr um die Zufluchtsſtätte Giacomo's zuſammenzog, machte er sich mit dem Schwerte Platz durch seine Feinde und es gelang ihm glücklich sich mit seinen Theueren zu vereinen. Aber schon drang ein Haufe von Feinden an die Thür des Saales vor. Da ſpringen Giacomo und Gian Paolo hervor, geben eine Salve ab und zwingen die Angreifer, sich wieder aus dem Gange zurückzuziehen und ihn frei zu laſſen. Dieſer Augenblick schien Gian Paolo zu günſtig, um ihn ungenutzt vorübergehen zu

lassen, namentlich da er bemerkt hattte, wie ein Stück des äußeren Wallgrabens von Feinden ganz entblößt sei. Er fällt dem Haupte seiner Familie zu Füßen und beschwört ihn zu fliehen. Seinen Bitten schließt sich die Gemahlin desselben an. „Als Ihr mich zum ersten Male batet zu entweichen, sprach Giacomo, da weigerte ich mich zu gehorchen, da ich nicht glaubte, daß das Geschick mich so erniedrigen werde. Jetzt lasse ich Euch, da Ihr von Neuem bittet. Nur nach meinem Blute gierig, wird der Graf in Euch das Blut der Moncada, das seiner Verwandten, ehren." Unterdessen hatte Gian Paolo einen Strick an eine vorspringende Zinne gebunden und ließ Giacomo in den Graben hinabsteigen. Ihm folgten in aller Eile unter Anderen Marco, Geronimo, Gian Filippo Perollo. Gian Paolo, gebeten, sich ihnen anzuschließen, entgegnete: „Ich bleibe bei der Frau und den Söhnen Giacomos; bei so viel edlen Damen ziemt es sich, daß ein Mann verbleibe; Rache zu nehmen seid Ihr allein genug."

Sigismund di Luna weigerte sich, durch die Bresche in das Schloß seines Todfeindes seinen Einzug zu halten. Das Hauptthor wurde mit Gewalt erbrochen und nun zog er unter Evvivas und Freudenschüssen der Seinigen mit Pomp in das Castell ein. Um die Burgherrin und ihre Gefährtinnen den Dolchen der Soldateska zu entziehen, machte Gian Paolo Perollo ein Zeichen, sich dem Grafen persönlich zu ergeben. Langsam schritt der Graf auf den Saal los, in dem die Gefangenen weilten, sicher dort den Gegenstand seines Hasses zu finden und ihn mit eigner Hand niederzustoßen. Als er die Thür des Saales geöffnet hatte und kaum wenige Schritte in

denselben getreten war, übermannte der furchtbare Schmerz das Herz der stolzen Burgherrin. Unter strömenden Thränen warf sie sich dem Grafen zu Füßen und bat um Verzeihung für ihren Gemahl. Da zuckte der finstere Mann zusammen. Aber mehr als wahres, menschliches Mitgefühl war es das ritterliche Anstandsgefühl, das ihn einer so vornehmen Dame gegenüber überwältigte. Er beugte sich nach der ihm zu Füßen liegenden Frau nieder und sprach stammelnd: „Stehet doch auf, o Frau! Ihr traget ja keine Mitschuld an dem Vergehen Giacomo's; Euch kommt es nicht zu, zu bitten und Euch so zu demüthigen. . . O, warum beleidigte mich Perollo? Weshalb machte er mich vor den Augen einer ganzen Stadt verächtlich?" Unter Seufzen und Weinen entgegnete das verzweifelnde Weib: „Nicht er wollte Euch kränken und herausfordern. Nein, der Haß Treuloser und das unglückliche Vermächtniß der Väter hat zwischen Euch diese Schranke aufgerichtet. O verzeihet ihm, verzeihet seinen Kindern!" Die anderen Frauen, Mütter, Bräute, Schwestern, umfaßten gleichfalls die Kniee des Siegers und forschten in seinem finsteren Auge, ob nicht bald seinen Lippen das Wort der Verzeihung entfliehen werde. Er aber stieß seinen Degen wieder in seine Scheide, nahm den Helm von seinem Haupte, reichte der Frau Giacomo Perollo's seinen Arm und führte sie und ihre Begleiterinnen in das nahe liegende Kloster „der Fächerpalmen".

Als der Graf in den Saal getreten war, hatte sich Gian Paolo Perollo mit dem zweiten Sohne Giacomos zu verstecken gesucht. Als er jetzt die Frauen in Sicherheit wußte, kam er mit seinem Schützling hervor und

durchschritt eilends die Gänge des Schlosses. In der allgemeinen Verwirrung wird er von den Plünderern nicht erkannt. Da begegnet ihm auf dem großen Vorhof der Burg Ferrante Luccheſi. Aber er ſtreckt ihm die Rechte entgegen und läßt ihn ſeinen Weg fortſetzen. War es ein Aufglimmen der Erinnerung alter Liebe, oder unwillkührliche Anerkennung der Tapferkeit des Helden, oder kluge Berechnung ſich Jemanden in der Familie für die Zukunft zu verpflichten, die dieſen Wütherich jenen Wackeren jetzt ziehen hieß? Draußen angekommen, ſchwangen ſich die zwei Flüchtlinge in den Sattel und jagten nach Partanna davon. Unterdeſſen war der Graf aus dem Kloſter zurückgekommen, um Giacomo zu ſuchen. Alle Zimmer, Keller und Schlupfwinkel durchſtöberte er. Als Alles vergeblich blieb, ſtieß er die furchtbarſten Verwünſchungen aus und ſchimpfte gegen alle ſeine Genoſſen. „Nichts, gar nichts haben wir gewonnen, rief er aus, ſo lange noch der Perollo lebt.“

Dieſer war unterdeſſen, von einem einzigen Diener begleitet, durch die kleinen, menſchenleeren Gäßchen der Stadt geflohen. Da kam ihm Luca Pariſi, ein Artillerieſoldat der Stadt Sciacca, entgegen. Derſelbe hatte früher viele Wohlthaten von ihm empfangen und ſo bat er ihn jetzt um ein Aſyl. Derſelbe führte ihn dann auch in ſein Haus, welches nahe an der Baſtion von St. Elmo lag. Als er eintrat, erkannte ihn ein gewiſſer Antonello Palermo, der ihm zurief: „Gott ſei Dank, daß Ihr endlich in Sicherheit gekommen ſeid.“ Perollo warf ihm eine Hand voll Goldſtücke zu und ſprach: „Wenn Du ſchweigſt, ſo wirſt Du ſehen, wie ich es Dir vergelten werde.“ Antonello ging weg und

als ihn der treue Bediente Giacomos mit seinem Dolche niederstoßen wollte, faßte ihn Perollo am Arme und verhinderte es.

Nichts desto weniger lief Antonello sofort zum Grafen und verkaufte ihm sein Geheimniß. Vor Freude trunken befahl dieser sofort dem Erasmo Loria, mit hundert Mann abzuziehen und den Baron zu fangen. Bald hatten sie das Haus umstellt und erbrochen und da hier keine Flucht mehr möglich war, kam Giacomo aus seinem Schlupfwinkel hervor. Sein Diener wollte sein Geschick nicht von dem seines Herrn trennen. Aber ihm wehrte der Gebieter mit den Worten: „Mich suchen sie und nicht Dich, bleibe!" Als Giacomo Perollo den Führer der Truppen sah, schritt er unerschrocken auf ihn ein und ergab sich ihm freiwillig. Darauf hing er demselben ein mit Edelsteinen besetztes Collier um den Hals und bat ihn, ihn lebendig dahin zu führen, wo der Graf sich befinde. Dieser versprach es und so setzten sie sich in Bewegung. Da näherte sich dem Gefangenen ein gewisser Giovanni Lipari und überschüttete ihn mit gemeinen Schmähungen. Keines Blickes würdigte ihn Giacomo und Loria trieb den Frechen weg. Da sah dieser Onofrio Imbegna, Calogero Calandrini und andere Todfeinde der Perollo stehen, erzählte ihnen das Vorgefallene und ließ absichtlich mit einfließen, wie Giacomo das Verlangen ausgesprochen habe, vor den Grafen geführt zu werden. Da sie nun fürchteten, dieser könne bei dem Anblicke des Gefangenen auf versöhnlichere Gedanken kommen, stürmten sie hinter dem Zuge her, und erreichten denselben, als gerade Giacomo in das Haus des Gian Pietro Infontanetta eintreten wollte,

in dem sich der Graf augenblicklich befand. Sofort stürzten sie über den Gefangenen her und durchbohrten ihn mit unzähligen Stichen. Dann warfen sie sich auf den Entseelten, schlürften sein warmes Blut ein und zerrissen sein Fleisch mit ihren Zähnen. Erasmo Loria that nicht nur Nichts, diesem Frevel zu wehren, sondern gesellte sich noch zu den Mördern und half ihnen.

Durch den hierdurch herbeigeführten Tumult aufmerksam gemacht, trat Sigismund di Luna ans Fenster, weidete eine Weile sein Auge an dem furchtbaren Schauspiele und rief: „Tod unseren Feinden, es lebe der Kaiser!" Dann befahl er den Leichnam seines Feindes an den Schweif eines starken Pferdes zu binden und ihn durch die Straßen Sciaccas zu schleifen. Er selbst bestieg ein anderes Pferd, und den ganzen Körper bis auf den Kopf mit einer glänzenden Rüstung bedeckt ritt er hinter der Leiche her. Viele vornehme Ritter folgten ihm ebenso gerüstet. Daran schlossen sich die Miethstruppen, Viktoria schießend. Aber dies Mal vermochte der Schrecken nicht mehr die wahren Gefühle der Einwohnerschaft Sciaccas zu unterdrücken. Wohin der scheußliche Zug kam, erhob sich kummervolles, ängstliches Weinen.

Allmälig stieg die Nacht hernieder und hüllte die grauenvolle Scene in ihr diesmal menschenfreundliches Dunkel. Aber die entfesselte Bestialität kam noch nicht zur Ruhe. Auf das menschenmörderische Fest folgte eine Nacht voll neuen Mordes und Brandes, voll von Gewaltthätigkeiten und wüsten Gelagen.

All den Todten hätte man kein Grab in der kühlen Erde bereitet, wenn nicht einige Bettelmönche hierzu

die Erlaubniß mit genauer Noth vom Grafen erhalten hätten. Zuerst flehten sie ihn an, Statella und seine Gefährten beerdigen zu dürfen. Das wurde ihnen eingeräumt. Durch dieses Zugeständniß kühner gemacht, wagten sie auch für Giacomos Leiche zu bitten. Da schaute sie der Graf finster an und schlug es ihnen ab. Sie blieben standhaft und er verweigerte es ihnen noch einmal. Jetzt warfen sie sich ihm zu Füßen. Da gab er seine Einwilligung, jedoch allein unter der Bedingung, daß man keine Feierlichkeiten veranstalte und ihn nicht in der Gruft seiner Ahnen bestatte. Als am 25. Juli kaum der Tag graute, öffneten sich die Pforten des Klosters St. Maria delle Giummare. Ein kleiner Zug leidtragender Frauen schritt aus ihnen hervor und blieb nicht weit davon auf der Straße stehen. Da lag der Leichnam des Ermordeten. Eine der Frauen neigte sich über die verstümmelte Masse, umarmte sie und fiel ohnmächtig nieder. Es war die Wittwe Giacomo Perollos, die ihrem Gatten das letzte Lebewohl gesagt hatte. Dann legten die Bettelmönche die Leiche auf eine Bahre und trugen sie hin in das nächste Kirchlein.

Gian Paolo Perollo war unterdessen mit dem geretteten zweiten Sohne Giacomos in der Nähe des Gehölzes von Castelvetrano auf den geflüchteten Justitiarius von Sciacca, Friedrich Perollo, gestoßen, der mit Onofrio Grasseo dreihundert Büchsenschützen kommandirte, die ihm die Herren von Partanna gestellt hatten. Gian Paolo wendete sofort sein Pferd, um sich dem Ersatzcorps anzuschließen. Unterwegs stießen noch Benedetto und Pietro Perollo mit dreißig Reisigen zu ihnen. Die Hoffnung und das Verlangen, das Haupt ihrer Familie

zu retten, beschleunigte ihre Schritte. Aber schon auf halbem Wege, bei Menfici, kamen ihnen Gian Filippo und Geronimo Perollo entgegen und erzählten ihnen das unglückliche Ende Giacomos. Da sie sich für zu schwach hielten, dem Grafen allein die Spitze zu bieten und jetzt mit dem Verzug keine Gefahr mehr verbunden war, beschlossen sie, dem jungen Friedrich Perollo, nun Baron von Pandolfina, entgegen zu ziehen. Sie wußten denselben mit den kaiserlichen Hülfstruppen schon auf dem Anmarsche. Der Graf von Gerace hatte ihm außerdem hundertundzwanzig Reiter gestellt, sein Onkel Moncada, Graf von Adernò, hatte vierzig geschickt. Zwischen Caltanisetta und Polizzi stieß nun Gian Paolo Perollo auf seinen Neffen, welcher zweihundert Mann spanische Infanterie und eben soviel Cavallerie, reguläre Truppen, mit sich führte. Gian Paolo war der erste, der den jungen Baron von Pandolfina in seine Arme schloß. Dieser erkundigte sich sofort nach seinem Vater, jener sprach nur davon, ihn zu rächen. In der Aufregung des Schmerzes und des ersten Hasses rief der junge Friedrich aus, er selbst wolle dem Grafen das Herz aus der Brust reißen und seine Asche den Winden preisgeben. Ohne Aufenthalt marschirte man auf Sciacca los. Hier hatten die Truppen des Grafen unterdessen sieben ganze Tage geplündert und noch mancher Anhänger der Perollos war erschlagen worden. Endlich beschloß der Graf sich nach seiner Feste Caltabelotta zurückzuziehen, nachdem er das Herannahen seiner Feinde vernommen hatte. Caltabelotta schien ihm für die Vertheidigung gegen ein zahlreiches Heer geeigneter zu sein; dort konnte er seine etwas zusammengeschmolzenen Truppen

durch neue Mannschaft ergänzen. In der That suchte er Caltabelotta mit seinem von Giovanni Doria erbauten Schlosse in aller Eile in den besten Vertheidigungszustand zu setzen.

Am 2. August drangen endlich die Perollo wieder in Sciacca ein und nun begann ein neues Blutbad. Wer je nur ein Feind derselben gewesen war, mochte er sich an den letzten Ereignissen betheiligt haben oder nicht, fiel sofort als ein Opfer des gereizten Hasses. Einer der Mörder Giacomos, Calandrini, hatte die Stadt etwas zu spät verlassen. Gian Paolo Perollo setzte ihm mit 50 Reitern nach, holte ihn ein und durchbohrte ihn mit seinem eigenen Dolche. Dem verruchten Verräther Antonello Palermo wurde zuerst die Zunge ausgeschnitten und er dann in Stücke gerissen. Auch schon hoben sich die Schwerter gegen Ferrante Lucchesi. Da gedachte Gian Paolo seiner Rettung durch ihn und ließ ihn unversehrt nach Caltabelotta entrinnen. Erst nachdem der Haß befriedigt war, gedachte man der Frauen und einer würdigen Bestattung Giacomos.

Da der Vicekönig Pignatelli, Herzog von Monteleone, den Grafen von Luna in seiner offenen Empörung gegen alle Regierungsgewalt beharren sah, versammelte er den Staatsrath (il Sacro Consiglio) um sich, sprach die Acht über die Frevler aus und befahl ihre Güter zu confisciren. Dann sandte er aufs Neue eine Truppenabtheilung von tausend Mann ungefähr gegen die Rebellen aus und gab den Richtern des Hofgerichts (Magna Curia) Reganati und Pollastra unbeschränkte Vollmacht gegen sie. Die bisherige Unterstützung, die der Vicekönig dem Perollo hatte zu Theil werden lassen, er-

scheint hiernach fast nur als eine rein persönliche betrachtet werden zu müssen. Erwägt man, wie man den Perollo die Selbsthülfe nachsah, wie man ihnen erlaubte, ihre Freunde unter die Waffen zu rufen, dann gegen ihre Gegner rücksichtslos vorzugehen und dieselben, ohne nur den Schein einer gesetzlichen Form zu wahren, abzuschlachten und hinzurichten, wie jene königlichen Truppen unter dem Oberbefehl eines erklärten Parteihauptes standen, und sich an jenen formlosen Proceduren, ohne von königlichen Beamten beordert zu werden, betheiligten, so wird man, wenn auch kein schönes, aber doch ein das ganze spanische Regierungssystem der Insel charakterisirendes Beispiel an diesem einzelnen Falle haben.

In den ersten Scharmützeln zwischen den Truppen der Perollo und denen des Grafen waren die letzteren glücklich. In einem Hinterhalte blieben vor Bivona dreißig Todte auf Seiten der Perollos, die Uebrigen wurden zurückgedrängt. Die Gräflichen feierten ihren Sieg mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" Doch allmälig sank ihnen der Muth, als sie von dem Anmarsche immer neuer Truppen unterrichtet wurden. Der Graf war auch durchaus nicht der Mann, den Muth der Seinigen zu heben oder wachzuhalten. Still, in sich gekehrt, gegen Niemand sich aussprechend, ging er langsam einher. Sein Gewissen drückte ihn, da er noch nicht gebeichtet hatte. Die Unruhe, die Muthlosigkeit seiner Anhänger beugte ihn vollends nieder. Seine Rache war ja gestillt Mit dem Tode Giacomos waren seine Wünsche befriedigt. Als ihm daher sein alter Vater von Palermo den Rath geben ließ, auf einem ihm gesandten Schiffe zu entweichen, war er entschlossen,

denſelben zu befolgen. Aber nur ganz Wenigen und den Allergetreuſten eröffnete er ſein Vorhaben. Er rieth ihnen, ſich gleichfalls in Sicherheit zu bringen. Er ſelbſt ritt unter dem Schutze der Nacht mit ſeinem Weibe, ſeinen drei Söhnen und Ferrante Lucchesi von Caltabelotta nach Verdura, von wo aus er den Zug gegen Sciacca angetreten hatte, ſtieg zur Marina hinab und ſetzte ſich in ein bereit liegendes Boot.

In derſelben Nacht rückten die Kaiſerlichen von Sciacca aus nach Bivona vor. Von den Hügeln der Küſte aus ſahen ſie am frühen Morgen ein weißes Segel über das azurblaue Meer dahingleiten. Das Schiff ſteuerte nach Norden. Sie ahnten nicht, daß es den Grafen trage und Alles was ihm geblieben war.

Als Gian Paolo Perollo mit ſeinen Truppen vor Bivona angekommen war, ſchien es ihm räthlich nur mit der äußerſten Vorſicht vorzugehen. Er hatte die jüngſt erlittene Schlappe noch in friſcher Erinnerung. Aber es zeigte ſich nirgends ein Feind. Langſam zog er mit der Vorhut voran; ein Spanier commandirte das Gros des Zuges. Bei der Reſerve waren die Hofrichter. Aber ſchon war Perollo in der Stadt, und er ſah keinen Menſchen als ſeine Leute und hörte keinen Laut als den Hufſchlag ſeiner Pferde. Endlich gelingt es einiger Perſonen habhaft zu werden. Sie berichten die Flucht des Grafen und wie ſich, als die Kunde hiervon zu ihnen gedrungen ſei, alle Bewaffneten und alle Einwohner mit ihrer Habe und ihren Kindern hierhin und dorthin fliehend zerſtreut hätten.

Nun wurde die Stadt geplündert und ihre Feldflur rings umher verwüſtet, die Burg bis auf die Fundamente

zerstört. Von den wenigen zurückgebliebenen Einwohnern wurden die meisten ein Opfer der Tortur und der spanischen Justiz. Dann kehrte die Executionsmannschaft nach einigen Tagen nach Sciacca zurück, um ihre Thätigkeit hier von Neuem recht gründlich aufzunehmen. Michele Impugiades, Bartolomeo Tagliavia, Geronimo Peralta wurden in ein dunkeles Gefängniß geworfen, um später die Todesstrafe zu erleiden. Dann zog man den Magistrat der Stadt vor sein Forum. Zwei der Schöffen (Giurati) wurden als Anhänger der Luna mit dem Tode bestraft und öffentlich in Sciacca enthauptet. Die zwei anderen wurden wegen Vernachlässigung ihrer Dienstpflichten in das Castell Matagrifone in Messina geworfen, in dem sie elend umkamen. Die ganze Stadt wurde wegen ihrer passiven Assistenz bei den Freveln der Luna gebrandschatzt, als wäre sie noch nicht genug bestraft. Dann ging es an die Jagd gegen die durch die ganze Insel zerstreuten Flüchtlinge. Kaiserliche Beamte zogen mit kleinen Militärabtheilungen von Ort zu Ort, ergriffen die Schuldigen und Verdächtigen in den Städten, auf den Feldern und in den Einöden der Insel. Ueberall zeigten die Leichname Erhängter auf den Plätzen der Städte oder an den Bäumen der Einöden die Thätigkeit der Justiz an. Andere fielen in den Gefechten mit den Truppen und ihre Leichname wurden ein Futter der wilden Thiere. Ganze Haufen trieb man auf die Galeeren. Konnte man der Schuldigen selbst nicht habhaft werden, so hielt man sich an deren Angehörige, Verwandte und Freunde. Alle, welche der Familie Luccheſi angehörten, wurden mit einem Schlage von der Insel vertrieben. Der alte Graf Giovanni di

Luna, der einst Präsident des Königreichs gewesen war, wurde seiner Güter beraubt und ins Gefängniß geworfen. Angesichts solcher Greuel der Justiz mußten sich die Sicilianer fragen, ob der Landfriedensbruch selbst oder dessen Ahndung größeres Unglück über ihr Land gebracht habe. Nachdem die königlichen Truppen entlassen und die Hilfsvölker der Perollo auseinandergegangen waren, blieb Sciacca immer noch entvölkert und in Ruinen stehen. Seit drei Jahrhunderten hat es sich noch nicht wieder zur alten Blüthe zu erheben vermocht. Meine Begleiter auf dem abendlichen Spaziergange versicherten mir, noch jetzt lebten im Adel der Stadt die alten Parteiungen fort, wenn auch auf ein geringes Maß beschränkt. Und doch sind die männlichen Nachkommen Giacomo Perollos schon längst ausgestorben und mit den Söhnen Sigismund's di Luna erlosch auch diese Familie. Nur die Familie Tagliavia blüht noch in Sciacca. Ihr gehört der Pallast und Garten, von dem ich oben sprach. —

Sigismund di Luna landete mit den Seinigen glücklich an den Ufern des Kirchenstaates. In Rom warf er sich mit seiner Frau und seinen Kindern dem Papste Clemens VII. zu Füßen. Von dem Statthalter Christi auf Erden hoffte er Entlastung seines schuldbeladenen Gewissens, von dem Onkel seiner Frau — Clemens VII. war bekanntlich ein Medici — Fürsprache beim Kaiser. Als der Papst im Begriff stand, Kaiser Karl V. im Dom zu Bologna am 24. Februar 1530 die kaiserliche Krone aufzusetzen, soll er denselben um Gnade für den Verbannten angefleht haben. Aber Karl V. verweigerte sie ihm. Kurz nachher bat er von

Neuem. Da ließ der Kaiser den alten Grafen in Freiheit setzen und die Güter und die Titel der Familie den Söhnen Sigismunds wieder zuerkennen. Sigismund selbst aber stürzte sich darauf verzweiflungsvoll in die Tiber und ertrank.

Das ist die kurze Erzählung der in der Geschichte Siciliens so berühmten »Tre casi di Sciacca«, nicht novellistisch ausgeschmückt, sondern so wiedergegeben, wie sie uns gleichzeitige Aufzeichnungen aus Sciacca aufbewahrt haben.

V.

Die Revolution von Meſſina 1672—78.

So günſtig die Lage Meſſinas mit ſeinem ſicheren, tiefen und geräumigen Hafen an dem ſiciliſchen Sunde iſt, ſo wenig hat ſonſt die Natur Etwas für das Erblühen einer großen Handelsſtadt an dieſer Stelle gethan. Die hohen und ſteilen peloriſchen Berge ſenden ihre Ausläufer bis in die Stadt, die an ihnen amphitheatraliſch emporſteigt. Nur ein ſchmales Küſtenland, das die Bergſtröme allmälig abgelagert haben, trennt an der Oſtküſte Siciliens von Meſſina bis an den Aetnaſtock das Gebirge von der See. An manchen Stellen fallen die Felsberge unmittelbar in die See ſteil ab, ſodaß hier Engpäſſe entſtehen, die Wenige gegen Viele abſperren können. So ſüdlich von Meſſina der Paß von Scaletta, dann der von Capo d'Aleſſio und endlich der von Taormina. In dieſer ſchmalen Küſtenebene und den noch engeren Thälern der aus dem Gebirge herunterſtürzenden Bäche iſt nur wenig Getreidebau möglich. Die Stadt iſt für die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe daher auf den Import zur See aus Calabrien angewieſen oder muß von Catania her oder aus den

fruchtbaren Gefilden jenseits der peloriſchen Berge, der Ebene von Melazzo, in der Homer die Rinderheerden des Helios weiden läßt, Korn und Fleiſch beziehen. Nur Weingelände, Oliven- und Maulbeerbäume bedecken die niedrigen Berghänge, in die Thäler ziehen ſich Citronen- und Orangengärten hinein, die höheren Berggrate ſind kahl oder nur mit niedrigem Buſchwerke und verkümmerten Pinien bewachſen.

Gebirge machen aber eine Gegend nicht allein unfruchtbar, ſondern auch unwegſam. Daher war Meſſina auf der ſchmalen Nordoſtſpitze Siciliens auch von dem Verkehr mit dem Innern ziemlich abgeſchloſſen. Noch im Anfang dieſes Jahrhunderts gab es keine fahrbare Straße, die es mit einer der Städte der Inſel verbunden hätte. War es trotzdem zu allen Zeiten eine bedeutende Handelsſtadt, ſo hatte es dieſes im Mittelalter nicht ſowohl der Menge der hier ein- und ausgeladenen Waaren zu verdanken, ſondern vielmehr dem Umſtande, daß faſt alle die Schiffe, welche aus dem öſtlichen in das weſtliche Mittelmeerbecken ſteuerten, hier ihrer Bedürfniſſe wegen vor Anker gingen. Meſſina war weniger ein Emporium, in dem ein Land ſeine Produkte verwerthete und ſeine Bedürfniſſe einkaufte, als ein Stapelplatz für den Tranſithandel. Zu allen Zeiten wiederholt es ſich daher: je lebhafter der Verkehr zwiſchen den Staaten des weſtlichen Mittelmeerbeckens und dem Orient iſt, deſto raſcher und kräftiger blüht Meſſina auf und umgekehrt. Im Mittelalter hebt ſich die Stadt vor Allem zu den Zeiten der Kreuzzüge. Als im 16. Jahrhundert hier der Sammelplatz der Flotten der Chriſtenheit gegen die Türken war, erlebte es eine Nachblüthe.

Eine Menge Fremde aus allen Ländern siedelten sich deshalb auch in Messina an. Unter den edelsten Familien seiner Kaufmannsaristokratie finden wir die Namen der berühmtesten Geschlechter von Genua, Pisa, Florenz, Barcelona und Venedig. Ich nenne nur die Spinola, Caffaro, Porco, Opizinga, Aldighieri, Donato und Villadicane. Noch aus den Zeiten der Byzantiner mögen wohl die Familien der Alisia, Crisafi, Graffeo und andere griechische Namen stammen. Einen Patricius Crisafi erwähnen arabische Schriftsteller aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts; ein Marulo war 1062 Katapan. Als König Richard Löwenherz, auf seinem Kreuzzuge begriffen, einen Winter in Messina verbrachte, bestand der größte Theil der Einwohner noch aus Griechen und Arabern, die allen Reichthum besaßen [1]).

War aber Messina so durch seine Lage von der Insel abgesperrt und dennoch wiederum an dem engen Sunde für jeden vom Festlande hervordringenden Eroberer der Schlüssel derselben, hatte es durch seine Bedeutung als große internationale Handelsstadt wesentlich andere Interessen als das vorzugsweise Ackerbau treibende Binnenland, lebten in seinen Mauern viele einflußreiche Familien, welche anderswoher eingewandert wenig sicilischen Patriotismus haben konnten, so mußte auch die politische Stellung, welche Messina der übrigen Insel gegenüber einnahm, eine eigenthümliche sein. Der ausgebildetste, eigensüchtigste Localpatriotismus oder Municipalismus, wie man jetzt in Italien sagt, der die mittelalterlichen Städte überhaupt, die Italiens aber ganz besonders kennzeichnet, ist wohl in keiner Stadt auf Kosten des gemeinsamen Vaterlandes so zur Herr-

schaft gekommen, als in Messina. Denn hatten die Freistaaten Oberitaliens keine patrictischen Pflichten zu erfüllen, als nur die gegen ihre eigenen mehr oder weniger kleinen Gemeinwesen, in denen noch wie im Alterthum die Bürgerschaften der Städte die Staaten bildeten, so gehörte ja Messina einem Königreiche an, seine Vertreter saßen mit denen der anderen sicilischen Städte auf der Städtebank im Parlamente, es hatte Rechte wie Pflichten mit vielen gemeinsam. Aber Nichts von Beiden wollte es mit den übrigen theilen. Von den Pflichten wollte es frei sein und noch dazu mehr Recht haben als alle anderen. Ueberblickt man die Geschichte dieser Stadt von der Zeit an, wo Kaiser Friedrich II. sie sich dem allgemeinen Gesetze zu unterwerfen zwang, bis zu dem Augenblick, wo der spanische Absolutismus alle Privilegien bis auf die vernichtete, welche ihr die Natur geschenkt hatte, so muß man staunen über die Energie und Consequenz und Rastlosigkeit, mit der ihre Bürgerschaft jene selbstsüchtigen Pläne zu verwirklichen jeden Augenblick bestrebt war. Tapferer Muth und Vertheidigung schon erworbener Vorrechte zeichnet sie nicht minder aus als rücksichtsloses Streben, dieselben immer mehr zu erweitern. Glaubte die herrschende Kaufmannsaristokratie durch Dienste, die sie dem gesammten Vaterlande leistete, der Stadt Vergünstigungen erwerben zu können: Niemand war bereiter als sie, Hab und Gut und das Leben der Bürger zu opfern. Hoffte dieselbe durch Unterstützung der Herrscher Siciliens gegen das allgemeine Landesinteresse dieselben sich besonders zu verpflichten, es war ihr völlig gleichgültig, daß man sie daran erinnerte, daß sie schon

einmal die Genossin der Diebereien und Schandthaten des Verres genannt worden sei[2]).

Während der Herrschaft der Castilischen Könige im 15. und der Habsburger im 16. und 17. Jahrhundert benutzte die begüterte Kaufmannschaft deren fortdauernde Geldverlegenheit, um sich ein Privileg nach dem anderen zu kaufen. Aber nicht nur auf rechtliche Weise suchte man sich Vorrechte zu erwerben. Das Ziel, welches man erstrebte, sollte schon längst in der Vergangenheit verwirklicht gewesen sein. Man verlangte daher gleichsam nur Wiedereinsetzung in den früheren Zustand und klagte, daß man trotz aller Verdienste, die man sich erworben, noch immer hinter der Vergangenheit zurück sei. Um aber Rechte zu beweisen, die niemals bestanden hatten, erlaubte man sich bald mehr bald weniger gut angelegter Fälschungen heiliger und profaner Urkunden.

Wie die Städte des Alterthums ihre besonderen Schutzgottheiten hatten, so erwählten sich auch die italienischen Freistaaten des Mittelalters ihre besonderen Patrone aus dem christlichen Olymp. Wie im Alterthum die Athene oder Aphrodite bald in dieser bald in jener Eigenschaft in verschiedenen Städten besonders verehrt worden war, so betete man auch die Jungfrau Maria in den mittelalterlichen Städten wegen dieser oder jener speciellen Gunsterweisungen oder Wunder besonders an und machte sie zu einer Art Localgöttin, der auch die im Ausland sich aufhaltenden Bürger in eigenen, ihrem Dienst gewidmeten Capellen ihre Verehrung darbringen mußten. So eng war göttliches und menschliches Recht mit einander verwachsen, daß man alle weltlichen Vor-

rechte, deren man sich erfreute, gleichsam nur als Ausströmungen der besonderen himmlischen Begnadigungen ansah.

So wurde in Messina die Jungfrau Maria vor Allem als Madonna della lettera wegen eines Briefes verehrt, den die Himmelskönigin, „die glorreiche Amazone des Paradieses", wie sie officiell genannt zu werden pflegte, durch Vermittelung des Apostels Paulus von Jerusalem aus an die Stadt Messina geschrieben hatte und in dem sie dieselbe ihrer besonderen Gunst versicherte. Obwohl die Existenz dieses Briefes vor dem Ende des 15. Jahrhunderts nicht nachweisbar ist und die Zeichen seiner Unächtheit selbst für das blödeste Auge ganz schlagend sind, hat man Folianten zum Beweise seiner Aechtheit geschrieben, griechische Inschriften gefälscht, dieselben vergraben und wieder aufgefunden und sich an den Patriarchen der Maroniten nach Beyrut gewendet (1659), um eine Tradition dieses Briefes im Morgenlande aufzuspüren. Der bekannte Humanist Constantin Laskaris, der ihn nur aus dem Griechischen in's Lateinische übersetzt haben sollte, hat den Brief höchst wahrscheinlich ganz erfunden. Aber nicht genug damit! Im zwölften Jahrhundert hatten die Benediktiner zu Montecasino zwei Legenden geschmiedet, um nachzuweisen, daß halb Sicilien vor den Zeiten der Saracenen ihnen gehört habe und sie hier ältere Ansprüche hätten, von den normannischen Eroberern mit Gütern bedacht zu werden, als die mit ihnen hier rivalisirenden Basilianer. Der Fortsetzer des Leo Ostiensis, Petrus Diakonus, hat eine von ihnen verfaßt[3]). Nach dieser Legende sollen spanische Araber — ihre Anführer werden

Abdallah und Mamuca genannt — ein Jahrhundert vor Mohamed (541) den heiligen Placidus mit dreißig Brüdern und Schwestern des Benediktinerklosters zu Messina erschlagen haben. Das Andenken dieser Märtyrer glaubte man im 16. Jahrhundert zu Ehren der gesammten Kirche und der Stadt Messina ins Besondere auffrischen zu müssen und so fand man denn auch bald ihre Gebeine (1583). Sixtus V. erkannte sie als ächt an und am Hofe zu Madrid nahm man einen Knochen von ihnen mit den größten Ehrenbezeigungen als ein werthvolles Geschenk der Stadt Messina in Empfang [*]).

Nicht minder schlecht als mit der Aechtheit dieser heiligen Gebeine und Urkunden ist es mit einer Menge Diplome bestellt, durch die der römische Senat und Kaiser und Könige die „edle und allzeit getreue Stadt" Messina ausgezeichnet haben sollen. Zwei römische Senatusconsulte sind so albern gefälscht, daß man kaum begreift, wie ernste Männer sich Jahrhunderte lang auf sie berufen und die spanische Regierung sie gelten lassen konnten. Das eine ist beispielsweise unterschrieben: Post Urb. condit. Ann. 443. Remp. primo bello Punico conturbante. Um eine untergeschobene Urkunde des Kaisers Arkadius wahrscheinlich zu machen, verfaßte man ein Werk, das wie fast alle diese Fälschungen aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt sein soll, und nannte es Acta imperatorum. König Konrad IV. soll es 1236 haben übersetzen lassen, während es erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts entstanden ist und höchst wahrscheinlich gleichfalls von jenem Constantin Laskaris gefälscht ist. In ihm wird erzählt, Arkadius sei allein durch die Hülfe der Messinesen von einer Belagerung der Bulgaren in

Theſſalonice im Jahre 407 befreit worden. Es bedarf keiner Erwähnung, daß kein anderer Hiſtoriker dieſe unmöglichen Thaten der Meſſineſen kannte. Aber auch jüngere Urkunden Meſſinas ſind unächt. Das große Diplom König Rogers von 1129, zu deſſen Erläuterung man die bekannte Historia liberationis Messanae dichtete, iſt in der Geſtalt, wie es uns jetzt vorliegt, jedenfalls unächt. Nicht geringerem Bedenken unterliegen die Privilegien von Wilhelm dem Böſen (1160), Wilhelm dem Guten, Kaiſer Heinrich VI. (1194) und König Manfred. Sie alle haben gewiſſe, unhiſtoriſche Angaben mit den Privilegien des römiſchen Senats gemein, das Document von 1160 zählt Vergünſtigungen auf, welche notoriſch erſt 1252 den Meſſineſen »de gratia« von König Konrad IV. verliehen wurden. Und neben dieſen gefälſchten Stadtprivilegien laufen gleichzeitig noch andere her, durch welche Kaiſer und Könige die erſten Familien der Stadt auszeichnen. So wird anerkannt, daß die bekannte Genueſer Familie Porco, der der rebelliſche Admiral Kaiſer Friedrich's II. angehörte, von der römiſchen Familie der Porcier abſtamme, von der ein Glied zur Zeit Attilas nach Meſſina geflüchtet ſei. Wir haben guten Grund anzunehmen, daß dieſe Urkunden ſowohl als jene Stadtprivilegien in der Form, in der ſie uns jetzt vorliegen, erſt gegen das Ende des 15. Jahrhunderts entſtanden ſind, nachdem die Originale derſelben, welche viel geringere Vergünſtigungen enthielten, längſt verloren gegangen waren, oder abſichtlich in Vergeſſenheit gelaſſen waren. Denn merkwürdig iſt es in der That, daß die Annaliſten der Stadt, welchen die jetzt nicht mehr exiſtirenden Archive des Senats zu Gebote ſtanden,

Urkunden ganz außer Acht lassen, welche wirklich der Stadt zugestellt waren, aber später den gesteigerten Ansprüchen derselben nicht mehr genügten. Erst mit den Zeiten des Verfalls der königlichen Gewalt in Sicilien erringt sich die Stadt wirklich Rechte, welche sie fast zu einem Staat im Staate machten. Sie datiren besonders aus der Zeit der ersten aragonesischen Könige und bei dem Aussterben des aragonischen Herrscherhauses (1410) tritt sie schon auf dem Parlamente von Taormina mit großem Nachdrucke und einem nationalen Programme auf. Als sie dasselbe nicht durchzusetzen vermag, macht sie nur ihre Sonderinteressen zum Maßstabe ihres Handelns. Aber ihre goldenen Tage beginnen erst unter den castilischen Herrschern, von denen namentlich Alfons der Großmüthige ihr ein Privileg nach dem anderen käuflich überläßt. Wenn der Geschichtsschreiber von Messina sagt, seit der Zeit des Königs Alfons datire die Bestreitung der Vorrechte der Stadt durch ihre Feinde und Neider, so bestätigt er damit nur die geschichtliche Auffassung der Entwickelung der Verfassung seiner Vaterstadt, während seine dogmatische allerdings ganz anders lauten muß[5]). So stark war aber in jenen Tagen die Entwickelung des municipalen Selbstgefühls, daß man schon von der Mitte des 15. Jahrhunderts an (1449, 1459 und 1478), der Stadt Palermo den ersten Sitz auf der Städtebank des Parlaments ernstlich bestritt und Messina als die Hauptstadt der Insel auszugeben begann. Man wird es den Palermitanern nicht verübeln dürfen, daß sie solchen dreisten Behauptungen und Geschichtsfälschungen gegenüber, die bei dem überlegenen Reichthum und der zahlreichen Bevölkerung Messinas

zu mehr als zu bloßen Etikettenstreitigkeiten zu führen drohten, sich auf ihre wohlerworbenen Rechte steiften und auf alle Weise die Messineser an Erreichung ihrer Pläne hinderten [6]). Neue Erfolge errangen die Einwohner der Stadt, als sie sich von der allgemeinen Rebellion gegen den Vicekönig Hugo Moncada (1509) ausgeschlossen hatten. Nicht genug damit, daß die Stadt das Recht hatte, in jeder Stadt Siciliens Consuln zu ernennen, welche die dort wohnenden Messineser Bürger richteten, und in allen Hafenplätzen des Mittelmeeres die Consuln für alle Sicilianer zu erwählen, so suchte man von jetzt an das Recht der Ausfuhr der Seide von der ganzen Insel für den eigenen Hafen zu monopolisiren. Denn nachdem die spanische Handelspolitik durch allzu hohe Ausfuhrzölle den sicilischen Ackerbau gänzlich ruinirt hatte, war die Seidenzucht der einträglichste Erwerbszweig in Sicilien. Der Schaden, den die Aetnaeruption von 1537 allein an den Maulbeerbäumen angerichtet hatte, wurde auf 200,000 Scudi geschätzt und nach einer Berechnung von 1630 gewann man in diesem Jahre außer der fraudulent ausgeführten Menge 441,200 Pfund [7]). In der That erlangte die Stadt 1591 für eine Summe von 500,000 Scudi von König Philipp II. die Abschaffung gewisser, gegen die Steuerfreiheit der Stadt verstoßender, ihr vom Parlament aber so gut als allen übrigen Städten auferlegten Abgaben, und um diese Summe aufbringen zu können das Recht, eine Steuer von der Seide zu erheben, welche von Termini an der Nordküste der Insel bis nach Messina und von Syrakus an der Ostküste bis eben dahin, d. h. aus dem ganzen Bezirke Siciliens, in dem Seide producirt wird, allein

hier ausgeführt werden dürfe. Gleichzeitig mit diesem Vorrechte erhielt sie die Bestätigung älterer Rechte: daß durch Niemanden die völlige Abgabenfreiheit aller Messineser Bürger alterirt werden könne, selbst wenn das Parlament erklärt hätte, daß bei der Umlage der Steuern Niemand ausgeschlossen bleiben solle. Ferner, daß das Recht bestehen bleibe, ein Eulogium abzugeben, d. h. gegen eine jede von irgend einer Seite an die Stadt oder deren einzelne Bewohner gestellte Zumuthung, welche mit deren Privilegien in Widerspruch zu stehen schien, eine Entscheidung ihres ersten Gerichtshofes — Corte straticoziale — zu provociren, durch die jene Anforderung als Contra privilegium, d. h. gegen die Privilegien verstoßend, und darum vorläufig für null und nichtig erklärt wurde. Dieser Rechtsschutz, welchen die Stadt sich 1432 von König Alfons gegen die Eingriffe der Vicekönige und Parlamente erwirkt hatte, wurde derselben von Neuem mit der Bedingung bestätigt, daß sie die Akten über das Verfahren innerhalb Eines Jahres an den König und die Abtheilung des Ministeriums für Italien (Supremo Consiglio d'Italia) einzusenden und bestätigen oder reformiren zu lassen habe, wenn es sich hierbei um einen Streit zwischen der Stadt und dem Staate handele. Dem Vicekönige mußte hiervon Anzeige gemacht werden und für die Kosten der Gesandtschaften an den spanischen Hof werden jährlich 800 Unzen (2750 Thaler Preußisch) in der Stadtkasse reservirt. Aber noch nicht genug damit! Die Stadt verlangte, daß der Vicekönig die Hälfte seiner dreijährigen Verwaltungszeit mit gesammtem Beamtenpersonale in Messina residiren solle. Der Adel wollte sich im Glanze eines

Vicekönigliche Hofes sonnen und die Bürgerschaft verlangte ihre am obersten Gerichtshofe des Landes schwebenden Processe in der Heimath entschieden zu sehen. Darum hatten die Messinesen schon seit 1440 gebeten, daß der Vicekönig alle Jahr einmal ihre Stadt mit seinem Gerichtshofe besuche und sich an Ort und Stelle von der Rechtspflege überzeuge und Appellationen annehme. Im Jahre 1463 hatte die Stadt in Verbindung mit Catania eine ähnliche Anforderung an den Vicekönig Bernardo Requesens gestellt und wirklich, wenn auch nicht damals so doch später, von den Königen zustimmende Erklärungen erhalten. Aber die stets wiederholten Klagen wegen Nichtbeobachtung dieser Befehle beweisen, daß die höchsten Gerichte fortwährend in Palermo residirten. Jetzt erbitterte man durch das Privileg, daß der Vicekönig mit den höchsten Gerichten achtzehn Monate in Messina zubringen solle, nicht nur die Stadt Palermo und das übrige Reich, sondern machte sich auch das gesammte spanische Beamtenpersonal, das seinen Wohnort in Palermo aufgeschlagen hatte, zu Feinden. Es war in der That ein fast undurchführbares Verlangen, daß alle achtzehn Monate sämmtliche Canzleien mit ihren Hilfsarbeitern und Aktenstößen von Palermo nach Messina und umgekehrt übersiedeln sollten. Zu welchen Unzuträglichkeiten dieses führte, beweist das Eine Factum, daß 1607 das Schiff „die Arche Noah", auf dem bei einem solchen Umzuge man das Archiv des höchsten Gerichtshofes der Insel verladen hatte, noch in dem Canal von Messina auf einem Felsen auflief und ein großer Theil der Akten versank, weil sich Matrosen und Passagiere allzuviel mit den gleichfalls umziehenden

öffentlichen Dirnen zu schaffen gemacht hatten. Darum konnte auch die Stadt niemals die völlige Ausführung dieses königlichen Decrets dauernd erwirken und man beschloß darum, seit 1636, den Versuch zu machen, durch Bezahlung einer großen Geldsumme an den König, die Theilung der Insel in zwei Provinzen mit ganz getrennten Gewalten zu erwirken. Hiergegen erklärte sich aber das Parlament auf das allerfeierlichste und der Hof mochte nicht auf den Plan eingehen. Aber trotzdem, daß man gegen neue große Geldsummen die Residenz des Vicekönigs in Messina wiederholt garantirt erhalten hatte — man berechnet, daß Messina für dieses Privileg und das Recht der Seidenausfuhr in fünfzig Jahren ungefähr 2,000,000 Scudi an den spanischen Hof verschenkt habe, — ja, daß sich die Stadt verpflichtete, jedes Jahr, nachdem der Vicekönig die gesetzliche Zeit in Messina zugebracht habe, 60,000 Scudi an die Krone zu bezahlen, konnte man seine Absicht nur vorübergehend erreichen.

Unendliche Klagen gegen die widerspenstigen Vicekönige richteten in Madrid nicht immer Etwas aus. Nur wenn die Stadt einen besonders geschickten Agenten am Hofe hatte, oder eins der einflußreichen Mitglieder des italienischen Ministeriums für ihr Interesse gewonnen war, erreichte sie wohl dann und wann die Rückberufung der den königlichen Befehlen nicht gehorchenden Statthalter. Aber damit war nichts gewonnen. Denn der Nachfolger war häufig noch schlimmer als der Vorgänger. Waren die in spanischem Absolutismus aufgewachsenen, mit den Landesverhältnissen nur ganz oberflächlich bekannten Diplomaten oder Militärs, die man zu Vice-

königen ernannte, schon im Allgemeinen nicht geneigt, die Privilegien und Freiheiten ihrer Untergebenen zu achten, so waren sie um so weniger willig, Vorrechte einer Stadt anzuerkennen, welche ihnen persönlich unbequem waren und die sie mit dem vollsten Rechte als dem allgemeinen Landeswohl schädlich hinstellen konnten. Doch giebt schon der wie Wenige in das geheime Getriebe der spanischen Regierungskunst eingeweihte Scipio de Castro seinem Schüler, dem aus der Lepantoschlacht wohlbekannnten Marco Antonio Colonna, vor dessen Antritt des sicilianischen Vicekönigthums (1577) den wohlgemeinten Rath, sich nicht mit den Messinesen zu überwerfen. Messina sei, so meint der Diplomat Karls V. und Philipps II., wegen seiner Lage, seinem bequemen Hafen und den Verhältnissen seiner Einwohner immer der Schlüssel des Reichs gewesen und von allen Herrschern der Insel hochgeschätzt worden. Wegen der vielen Dienste, die die Stadt denselben geleistet habe, hätte sie von den Zeiten der Römer an so große Privilegien erhalten, daß es keine einem König unterworfene Stadt der Welt gebe, welche so große und wichtige Vorrechte genieße als diese. Dazu komme noch die außerordentliche Verwegenheit ihrer Bewohner, diese Privilegien auf alle Weise aufrecht zu erhalten, so daß man stets besser thue darauf gefaßt zu sein, daß dieselben bei einem Streite es bis zum Aeußersten treiben würden, als mit ihnen zu experimentiren. Daher seien für viele Vicekönige die größten Unannehmlichkeiten aus der Nichtbeobachtung jener Privilegien entsprungen, sei es daß Revolutionen in Messina gegen sie ausgebrochen wären, sei es daß man sich mit vielen Klagen an den Hof ge-

wendet habe. Da aber habe man durch reichliche Geldspenden sich die Mitglieder des italienischen Ministeriums geneigt zu erhalten gewußt. Mit ihren Beschwerden habe die Stadt schon gar manchem Vicekönige Dornen auf das Lager gestreut, die anfänglich ihnen nur den Schlaf, zuletzt aber auch das ganze Ansehen und den guten Ruf genommen hätten [8]).

Aber die Residenzstadt des Vicekönigs sollte nun auch zu einer Universitätsstadt erhoben werden. Beanspruchte man selbst fortwährend ausschließliche Rechte der ganzen Insel gegenüber zu besitzen, so z. B. auch das Münzrecht, so wollte man keiner anderen Stadt der Insel ihre Vorrechte ungeschmälert lassen. Catania hatte durch Alfons den Großmüthigen 1445 eine Universität, die erste in Sicilien, erhalten. Aber kaum waren (1548) die Jesuiten nach Messina berufen, die hier ihr erstes größeres Erziehungsinstitut gründeten, als die Stadt unter ihrer Leitung auch für die bisher hier bestandene Akademie die Rechte einer Universität beanspruchte. Catania machte hiergegen seine Privilegien geltend. Aber am Hofe (1591) sowohl als in Rom (1596) wußten es die Gesandten Messinas durchzusetzen, daß der Messineser Schule alle Rechte einer Universität eingeräumt wurden. Anfänglich war der Erzbischof Kanzler derselben, später beanspruchte der Senat der Stadt dieses Recht.

Alle diese Erfolge zu erringen, würde einer einzelnen Stadt unmöglich gewesen sein, wenn nicht dieselbe sich einer großen Unabhängigkeit in ihrer Verwaltung erfreut hätte und die Leitung und Regierung derselben nicht in den Händen einer wohlhabenden, kriegerischen und

regierungsfähigen Aristokratie gewesen wären. Aber die großen und edeln Kaufmannsfamilien von Messina standen an bürgerlichen und kriegerischen Tugenden den Geschlechtern von Venedig, Genua und Florenz in Nichts nach. Die Handelsherren waren eben so kühn und unternehmend auf ihren Comptoiren als in den Gefechten zu Wasser und zu Lande. Die Piratennoth ließ sie nicht verweichlichen [9]). Nachdem der Johanniterorden nach Malta übergesiedelt war, dienten in ihm nicht wenige der nachgeborenen Söhne der zahlreichen Adelsfamilien. Ja man beschloß in der Stadt selbst eine Art Ritterorden von 100 Gliedern zum Kampf gegen die Ungläubigen zu stiften (1595). Der Orden, zu dessen Aufnahmebedingungen dieselbe Ahnenprobe gehörte, welche bei dem Johanniterorden vorgeschrieben war, nannte sich Academia dei Cavalieri della Stella. Neben den kriegerischen Künsten wurden auch die des Friedens nicht vernachlässigt. Es bestanden neben der Universität, an der Männer wie der Verfasser der ersten griechischen Grammatik, Constantin Laskaris († 1501), der gelehrte Mathematiker und Geschichtsschreiber Francesco Maurolyco († 1575) und der bekannte Physiker Borelli (um 1670) lehrten, verschiedene gelehrte Gesellschaften zur Pflege der schönen Künste. So die Akademien degli Abbarbi und della Fucina. Unter den Frauen der adligen Familien waren manche wegen ihrer theologischen, philosophischen und sprachwissenschaftlichen Kenntnisse berühmt. So die gelehrte, sprachenkundige Leonore la Rocca (geboren um 1570), die scharfsinnige Maria Bardi-Spadafora und Camilla Buonfiglio-Ventimiglia, die ein Werk »Difesa delle Donne contro la tirranide

degli uomini« schrieb. Auch durch seine Künstler zeichnet sich Messina vor vielen Städten Unteritaliens aus. Seitdem Antonello da Messina die Kunst des Oelmalens nach Italien verpflanzte, haben hier viele nicht unbedeutende Maler und Bildhauer kein unergiebiges Feld für ihre Thätigkeit gefunden. —

Um das Bestehen einer solchen reichen und fast selbstständigen Handelsstadt im spanischen Unteritalien zu erklären, müssen wir ein wenig weiter ausholen.

Die Städte Siciliens zerfielen bis in den Anfang dieses Jahrhunderts in Kronstädte (Città demaniali) oder adlige Städte (Città baronali), je nachdem die Gerichtsbarkeit im Namen des Königs oder eines adligen Grundherren ausgeübt wurde. Messina war eine der Kronstädte. Der König ließ Recht in ihr sprechen und seine gesammten Interessen vertreten durch den anfänglich auf ein Jahr, später auf zwei Jahre ernannten Stratigò [10]). Der Name dieses Beamten stammt noch aus den byzantinischen Zeiten der Insel, in denen die Stratigoten Gouverneure der Provinzen, z. B. Siciliens waren. Als während der arabischen Eroberung der Insel sich das Gebiet des byzantinischen Kaiserthums immer mehr einengte, mögen die Stratigoten zu Localbeamten herabgesunken sein. Als solche treten sie in verschiedenen Städten des normannischen Siciliens auf, wo sie Ortsrichter, bajuli, waren. Nur den Stratigoten von Messina, Salerno und Neapel blieb unter der fridericianischen Gesetzgebung die Gerichtsbarkeit in Criminalsachen. Als aber einstmals der Stratigò von Messina eine Appellation an den Justitiarius verweigerte, wies ihn Friedrich eben so streng zurecht, als er ihm

Vorwürfe machte, da er eine der Stadt auferlegte Geldbuße für sich in Anspruch nahm [11]).

Nachdem die fridericianische Gesetzgebung immer mehr bei Seite geschoben war, machte auch der Stratigò von Messina ganz parallel mit dem Emporkommen der Stadt überhaupt alte Rechte wieder geltend und vermehrte dieselben durch neue, so daß endlich während der spanischen Epoche das Amt eines Stratigò von Messina als die fünft-höchste Würde im ganzen spanischen Italien galt. Nur der Gouverneur von Mailand, die Vicekönige von Neapel und Sicilien und der Gesandte in Rom gingen ihm voran. Hatte er sonst keinen Titel, so war ihm während seiner Amtsführung der Rang eines Marchese verliehen. Er wurde direct vom König ernannt. Nicht einmal einen Interimsstratigò durfte der Vicekönig ernennen, sondern das Amt versah dann einer der Richter des Corte Stratigoziale, welche jährlich vom Vicekönig ernannt wurden. Mit diesem seinem Gerichtshofe, der aus drei Richtern und einer Menge anderer Beamten bestand [12]), übte der Stratigò Civil- und Criminaljustiz über die Einwohner der Stadt und die beiden Costretti, d. h. über 47 südlich und nördlich von derselben gelegene, der Stadt gehörige Dörfer aus. Für den Distretto von Messina, d. h. die Nordostspitze der Insel, welche eine Linie von der Mündung des Kantara unterhalb Taorminas bis nach Furnari in der Ebene von Melazzo abschneidet, bildet seit 1302 der Gerichtshof des Stratigò, der diesen District jährlich einmal bereisen mußte, die zweite Instanz. Der Stratigò war schon seit 1302 völlig von der Gerichtsbarkeit des Justitiars in Val di Demone eximirt und von seinen Urtheilen

gab es nur in Civilsachen eine Appellation an einen Gerichtshof in Messina selbst, den die aragonesischen Könige für besonders privilegirte Städte gegründet hatten, den Giudice delle prime appellazioni; die dritte Instanz bildete der oberste Gerichtshof des Reiches, die Gran Corte [13]). Dem Gerichtshofe des Stratigò waren aber nicht nur die in Messina selbst anwesenden Messinesen unterworfen, sondern auch die irgendwo in der Fremde sich aufhaltenden Bürger der Stadt, die allein bei ihm belangt werden konnten, soweit nicht die Consuln der Stadt selbst an Ort und Stelle über sie die Gerichtsbarkeit ausübten.

Um die von dem Gerichtshofe gefällten Urtheile zu vollstrecken, hatte der Stratigò eine bedeutende Militärmacht zur Verfügung. Außer zahlreichen Hellebardirern, 12 Constablern, hatte er gegen 200 Bedienstete und eine Truppe von 565 Stadtsoldaten, welche aus den Dörfern des Stadtbezirks (costretto) ausgehoben wurden. Die spanische Besatzung in den vier größten Forts der Stadt, Matagrifone (der Burg: Griechenzwang, von Richard Löwenherz erbaut), Castellaccio und Gonzaga und San Salvatore stand auch unter seinen Befehlen. Da das Amt von keinem Einheimischen begleitet werden durfte, war der größte Theil der Stratigoten im 16. und 17. Jahrhundert Spanier [14]).

Aber trotz aller dieser Machtmittel unterlagen die Stratigoten gar häufig den Angriffen der Stadt. Nicht genug damit, daß sie nach Ablauf ihres Amtes noch einen Monat in Messina verweilen mußten, um sich einer Syndicatur zu unterwerfen: es gab noch eine volksthümlichere Art gegen sie vorzugehen. Hatten sie sich der Stadt irgendwie verhaßt gemacht, durch Nicht-

beachtung ihrer Privilegien oder Parteinahme für die Gegner der Stadt oder Gewaltthätigkeiten in der Justizverwaltung, so berief der Stadtsyndicus eine Versammlung sämmtlicher Doctoren des Gerichtshofes des Stratigò und stellte den Antrag, den Stratigò für der Stadt „verhaßt (esoso) und untauglich, ein öffentliches Amt in ihr zu verwalten" zu erklären. Geschah dieses, so legte der Stratigò in der Regel sein Amt nieder und verließ die Stadt. Noch häufiger wurde dieses Auskunftsmittel gegen mißliebige Unterbeamte angewendet.

Dem Stratigò und seinen Untergebenen, als Vertreter der königlichen Autorität, traten die Beamten der Stadt mit nicht geringer Macht und nicht geringem Ansehen ausgestattet gegenüber. An ihrer Spitze stand der Senat. Derselbe ging in der ersten Zeit, nachdem die entgegenstehenden fridericianischen Gesetze außer Geltung gekommen waren, durch freie Wahlen aus der Bürgerschaft, dann ausschließlich aus der Nobilität hervor. Doch gegen Mitte des 15. Jahrhunderts erhielt nicht ohne viele blutige Kämpfe auch die Bürgerschaft wieder actives und passives Wahlrecht. Eine Vorstellung des Parlaments bei dem König Alfons hiergegen, damit motivirt, daß durch dieses Recht das niedere Volk der Insel zu unbotmäßig werde, hatte keinen Erfolg. Doch der Streit der Nobilität und der Bürgerschaft in Messina war damit nicht geschlossen. Die Nobilität selbst gab es nicht auf, die verlorenen Rechte wieder zu erwerben; die spanischen Beamten hetzten das Volk wiederholt gegen den Senat, den Vertheidiger der Selbstständigkeit der Stadt, auf; wiederholt ausbrechende Hungersnoth führte zu Aufständen der ärmeren Klassen gegen die re-

gierenden. Doch wußte der Adel den größten Theil der Herrschaft in seinem Besitz zu erhalten.

In den Zeiten, mit denen wir uns hier zu beschäftigen haben, bestand der Senat aus 6 Mitgliedern, von denen vier dem Adel und zwei der Bürgerschaft angehörten. Wöchentlich wechselte der Vorsitz in demselben. War ein Bürgerlicher zum Senator gewählt, so wurde er dadurch in den Stand der Nobiltät erhoben. Manche Adlige ließen sich aber auch in eine Gilde der Bürger aufnehmen, um sicherer zu Senatoren gewählt zu werden. Die Wahlen fanden jährlich seit 1536 am 22. und 23. April in Anwesenheit eines Königlichen Commissars in folgender Weise statt. Vor der Volksversammlung wurden aus einer Büchse (bussolo) die Namen von 36 Wahlmännern (aggiunti) aus der Nobiltät ausgelooſt; ebenso 36 Wähler aus der Bürgerschaft. Nachdem ihre Namen öffentlich ausgerufen waren, traten diese Männer in den königlichen Pallast und wählten, nach geleistetem Eidschwur, daß sie die Besten küren würden, die Adligen acht, die Bürger dagegen nur vier über 25 Jahre alte Männer. Die Namen derselben wurden notirt und zwei Tage später wurden daraus durch das Loos vier adlige Senatoren und zwei bürgerliche gewählt. Die sechs übrigen „in der Büchse gebliebenen" dienten als Ersatzmänner, wenn etwa einer der Senatoren binnen Jahresfrist mit Tode abgehen sollte. Der Amtsantritt fand am ersten Mai statt. Niemand durfte bei einer Strafe von 1000 Gulden die auf ihn gefallene Wahl ausschlagen, doch konnte die Wiederwahl der schon einmal im Amte gewesenen Senatoren nur nach einem dreijährigen Zwischenraume erfolgen.

Dieser so gewählte Magistrat befand sich im Besitze großer Rechte. Er konnte Gesandte an die Krone abordnen, welche mit demselben Ceremoniell wie die Botschafter fremder Mächte von ihrem Könige empfangen wurden. Hatte irgend ein Staat oder eine Stadt oder ein einzelner Fremder sich an Eigenthum der Stadt oder deren Bürger vergriffen und die Rechte derselben verletzt, so stand dem Senat das Wiedervergeltungsrecht (jus represagliae) zu üben zu, indem er von den Landsleuten des Angreifers soviel Hab und Gut mit Beschlag belegte als der zugefügte Schaden betrug. Vergebens suchte Palermo im 16. Jahrhundert dieses Recht von Kaiser Karl V. zu erhalten, welches Messina schon seit 1451 gesetzlich ausübte. Gegen Piraten und deren Helfershelfer durfte die Stadt Kaperschiffe ausrüsten und deren Beute für sich in Anspruch nehmen. Damit die Rechte der Stadt bei den höchsten Landesgerichten gewahrt würden, ernannte der Senat aus der Anzahl der Messineser Juristen ein Mitglied für den Oberappellhof (Tribunale della Gran Corte), für die königliche Oberfinanzkammer (Magna curia della razioni oder Tribunale del Real patrimonio) und die höchste Instanz in allen Civilsachen, welche die Entscheidungen dieser beiden Gerichtshöfe revidiren konnte, das Tribunale del concistoro. Dieses hatte sich aus der Einrichtung des Richters „des königlichen Gewissens" (Giudice della sacra regia coscienza) herausgebildet [16]). Ferner ernannte der Senat die zwei Capitaine der Mannschaften für den Küstenschutz innerhalb des Stadtbezirks (Capitane delle Furie) und hatte die Jurisdiction über alle Grenzstreitigkeiten.

Neben diesen seinen Obliegenheiten und der zeit-

raubenden Repräsentation der Stadt bei allen möglichen Gelegenheiten lagen dem Senat noch eine Menge Amtsgeschäfte ob. Zwar gab es noch eine ganze Reihe von selbstständig von der Bürgerschaft gewählten Magistraten: Marktmeister (Catapani und Acatapani), welche die Getreidepreise festsetzten [17]; die Weinmeister, die die Qualität des Weines prüfen und seinen Preis bestimmten; die Marameri, denen das städtische Bauwesen anvertraut war; eine Behörde, welche für die Brunnen sorgte; ein ständiges Festcomité, das die großen Stadtfeste im Juni und August einrichtete; die Magnanisi, welche für die Getreidezufuhr zu sorgen hatten; die Vorstände des wichtigen Consulatwesens, die in derselben Weise wie die Senatoren vom Volke gewählt, die Oberaufsicht über die Vertreter der gesammten Handelsinteressen Siciliens im Auslande führten und in Messina selbst als Handelsrichter fungirten. Ich finde aufgezeichnet, daß dieses Consolato del Mare im 17. Jahrhundert 17 Consuln in Sicilien und 79 in allen Häfen des Mittelmeeres zu ernennen hatte [18]. Ferner gab es seit 1520 Volksbeamte, welche die Fabrikation von Seidenstoffen zu überwachen hatten (Consoli della setta); die Beamten der öffentlichen Depositenbank (Tavola pecuniaria oder Publico banco), welche 1586 gegründet, die vierte älteste Bank Europas ist [19]. Daß eine jede der 18 Zünfte an ihrer Spitze einen besonderen Consul hatte, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Aber trotzdem, daß so dem Senate durch eine ganze Anzahl von Einzelbehörden eine Menge Geschäfte abgenommen waren, welche er sonst in anderen Städten zu besorgen hatte, bedurfte in Messina die erste, städtische

Behörde noch einer Menge von Unterbeamten, um all' ihren Obliegenheiten gerecht werden zu können. Da war der erste Notar der Stadt, der Stadtsyndicus mit dessen Beistand und Adjunctus, wie eine ganze Anzahl von juristisch gebildeten Assessoren, welche den Vätern der Stadt in allen Rechtsfragen Rath ertheilen mußten. Bei wichtigen Angelegenheiten berief man auch die Bürgerversammlung, welche aus den Wählern des Senats und den Zunftvorständen gebildet wurde. Wie gut die Stadt ihre Angestellten besoldete, geht daraus hervor, daß sie 1618 ihrem Advokaten in Palermo jährlich 1000 Scudi zahlte, während der Stratigò nur 1200 Scudi Gehalt erhielt [20]). Die vornehmsten Beamten neben dem Senat waren aber die acht Beigeordneten, welche, vom Senat vorgeschlagen, vom Hofe bestätigt wurden. Von diesen waren vier dem Senat bei der Verwaltung der städtischen Zolleinnahme, welche den größten Theil der Stadteinkünfte bildete, beigeordnet. Die vier anderen dienten zur Controle und Hilfeleistung bei der Verwaltung des Getreidefonds (Peculio frumentario). Denn eine der wichtigsten und schwierigsten Obliegenheiten des Senats bestand in der Versorgung der Stadt mit dem nöthigen Getreide. Nicht allein das rein menschliche Mitgefühl mit dem Wohle seiner Untergebenen mußte ihn antreiben, dieser Pflicht so gut als nur möglich nachzukommen, es war auch politisch weise gehandelt, das Volk nicht hungern zu lassen. Fast alle Aufstände, welche die spanische Herrschaft und das aristokratische Stadtregiment in Unteritalien im Laufe des 17. Jahrhunderts erschütterten, hatten ihre Ursache in der verkehrten spanischen Handelspolitik und der durch

dieselbe herbeigeführten Theuerung aller der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse. Man erinnere sich nur an die Aufstände in Neapel und Palermo von 1647, welche nach Masaniello und Aiesi genannt werden. Das Elend, welches über die Bevölkerung der gesegnetsten Länder Europas in Folge der Jahrhunderte langen Mißregierung und Aussaugung derselben durch eine fremde Nation gekommen war, erreichte im 17. Jahrhundert seinen höchsten Grad. Wiederholt decimirten Hungersjahre die Bevölkerung Siciliens, so daß man nach solchen die Zahl der auszuhebenden Soldaten herabsetzen mußte und viele der Ueberlebenden wurden noch, wenn das Schlimmste schon überwunden war, die Beute pestartiger Krankheiten, welche die schlechten Nahrungsmittel hervorgerufen hatten. Denn in dem Lande, in dem der Getreidebau erfunden sein soll, das die Kornkammer Italiens genannt wurde und noch zu Zeiten Friedrichs II. reichlichst exportirte, lag jetzt ein großer Theil des Bodens unbebaut und nur so viel wurde bestellt, als man in Sicilien selbst consumirte[21]). Denn die hohen Ausfuhrzölle, welche man auf Getreide gelegt hatte, zwangen allmälig die fremden Aufkäufer sich einen anderen Markt zu suchen. Traten nun Mißernten in Sicilien ein, oder folgten dieselben gar in kurzen Zwischenräumen aufeinander, so kannte die Noth keine Grenzen. Im Jahre 1606 kaufte der Senat von Messina das Getreide für 21 Scudi die Salm, d. i. 5 Preußische Scheffel. 1519 hatte man es aus England kommen lassen! Es war ganz allgemein üblich, daß bei drohender Hungersnoth man alle Getreidefahrzeuge, welche den Canal passirten, anhielt und mit Gewalt ihre Ladung

in Messina zu löschen zwang. Durch die verkehrtesten Gebote und Verbote erreichte man, was man verhindern wollte, man trieb den Getreidehandel in die Hände von Wucherern. Was diese sich nicht zu thun getrauten, effectuirten Mönche und Geistliche, die den Strafen nicht unterworfen waren, welche die Vicekönigliche Verordnungen für diejenigen bestimmten, die Getreide höher als zu dem festgesetzten Preise verkauften.

Aus diesen Gründen war es nun die erste Aufgabe des Senats, für die nöthige Getreidezufuhr zu sorgen, damit nicht das niedere Volk gegen die Regierenden und die Reichen sich erhebe. Wie sehr dem städtischen Magistrate durch ein gutes Einvernehmen mit dem Vicekönige und dessen Beamten die Erfüllung dieser Pflicht erleichtert werden konnte, begreift sich leicht, wenn man bedenkt, daß von ihnen allein die Ausfuhr aus den Carricatori (Getreideverschiffungsplätzen) Siciliens abhing. Waren aber die spanischen Behörden mit dem Magistrate verfeindet und hetzten das Volk gegen denselben auf, so hatte dieser einen schweren Stand, da er sich nur auf die Nobiltät verlassen konnte, das gemeine Volk aber an Menge ersetzte, was ihm an Kriegstüchtigkeit abging. Doch war auch diese nicht allzu gering. Denn alle Waffenfähige waren zur Vertheidigung der Stadt in die Bürgermiliz eingereiht, die nach den Rionen oder Quartieren der Stadt in 36 Compagnien zerfiel. An ihrer Spitze standen die 36 durch's Loos erkorenen Wähler des Senats, achtzehn Adlige und achtzehn Bürgerliche, nebst ihren Offizieren. In der Linie selbst kämpften dann Adlige und Bürgerliche, Zunftmitglieder und Graduirte nebeneinander. Ist die Volkszählung

von 1664 genau vollzogen worden, so hatte die Stadt mit Einschluß ihrer fünf Vorstädte, obwohl damals der Handel in Abnahme begriffen war, doch gegen 110,000 Einwohner[22]). Zur Bewachung der Stadtmauern, welche im 16. Jahrhundert neu erbaut und von 14 Bastionen vertheidigt wurden, waren also gegen 20,000 waffenfähige Männer vorhanden[23]). Auf die Hülfe der Bewohner des Stadtdistricts, welche zur Vertheidigung der Hauptstadt die Waffen zu ergreifen gesetzlich verpflichtet waren, konnte man sich dagegen nur ganz ausnahmsweise verlassen.

Und doch trotz aller dieser Privilegien und der wirklich außerordentlich großen Machtbefugniß seiner städtischen Beamten war Messina keineswegs vor verbrecherischen Gewaltthaten der spanischen Behörden gesichert. Der Vicekönig Graf d'Ayala welcher von 1660 an die Insel regierte, schien es sich zur besonderen Aufgabe gemacht zu haben, die Stadt zu Grunde zu richten. Ihm, dem spanischen Autokraten, den die sicilischen Geschichtsschreiber einstimmig der Härte und Rücksichtslosigkeit, eines unerträglichen Hochmuths und einer nur spanischen Weitläufigkeit in allen Formfragen beschuldigen, waren die Privilegien der Stadt ein unerträgliches Hemmniß für sein absolutistisches Regiment. Wie sehr diese spanischen Granden spanischer Vicekönige jede Regung von Opposition haßten und wie eifersüchtig sie auf ihre Selbstständigkeit selbst der Krone gegenüber waren, beweist zur Genüge die Antwort, welche der Vicekönig von Neapel, Herzog von Alba, 1626 den Abgeordneten der neapolitanischen Sedilen gab, als diese ihm drohten, sich beim Könige über seine Eingriffe

in die städtische Administration beschweren zu wollen: „Wer das thun will, dem werde ich den Kopf vor die Füße legen lassen“ [24]). Es war kaum nöthig, daß die spanischen Beamten in Palermo den Vicekönig noch mehr gegen Messina erbitterten, um in ihm den Entschluß zur Reife zu bringen, die Freiheiten der Stadt zu vernichten. Er wußte zwar wohl, daß die Stadt Messina an dem spanischen Hofe einen warmen und mächtigen Fürsprecher ihrer Interessen in Don Juan d'Austria II. habe, welcher die Verdienste, die sich die Stadt um die spanische Herrschaft in Unteritalien erworben hatte, aus eigener Anschauung kannte. Er wußte ferner, daß einer der einflußreichsten Räthe in der italienischen Abtheilung des Ministeriums, Ascanio Ansalone Herzog von Montagna, nicht nur ein geborener Messinese und eifriger Patriot, sondern auch sein persönlicher Feind war [25]). Aber die Gegner Messinas waren auch nicht zu verachten. Abgesehen von der Feindschaft, welche ein Minister des italienischen Staatsrathes, Benedetto Trelles, aus Privatgründen gegen Messina hegte, war gewiß auch die Feindschaft des Jesuitenordens, welche sich die Stadt durch Streitigkeiten mit einem Theile der in Messina lebenden Mitglieder desselben und dann in Folge davon mit dem Ordens-General Oliva zugezogen hatte, nicht gering anzuschlagen. Der Großinquisitor von Spanien, der Jesuit Eberhard Nithard, war ja auch der allmächtige Beichtvater der Königin. Als ein Führer der dem Einflusse des Don Juan d'Austria entgegenstehenden Partei am Hofe, war er als solcher schon ein Gegner Messinas. Sein Ordensgeneral hatte dazu noch Oel ins schon glimmende Feuer gegossen und nährte

dasselbe in den folgenden Jahren immer wieder von Neuem, als zu den alten Streitigkeiten mit der Stadt noch neue und heftigere hinzugekommen waren.

Der Vicekönig, Graf d'Ayala, begann seine Operationen gegen die Stadt damit, daß er sich in die Senatswahlen einmischte und die Steuerfreiheit des Stadtdistricts nicht mehr anerkannte. Nach verschiedenen vergeblich gebliebenen Vorstellungen, welche der Senat der Stadt bei ihm erhob, beschloß man eine Gesandtschaft nach Madrid abzusenden. Dieses erregte den Zorn des Vicekönigs aufs Höchste. Mit Verletzung der erforderlichen Formalitäten befahl er zweien der Senatoren vor ihm in Palermo zu erscheinen. Als diese nicht gehorchten, wurden sie in die Acht erklärt. Eine Gesandtschaft des Senats wurde in Palermo gar nicht mehr angenommen. Da beschloß man ein Eulogium des Gerichtshofes des Stratigò zu provociren. Dasselbe entschied in Anwesenheit von 31 Mitgliedern, daß das Vorgehen des Vicekönigs ungesetzlich sei und gegen alle kaiserliche und königliche Privilegien der Stadt verstoße. Der Stratigò und sein Gerichtshof habe also die Befehle des Vicekönigs in Betreff jener Achterklärung nicht zu berücksichtigen und Alles wieder in den vorigen Stand zu setzen. Als Antwort auf diese Entscheidung befahl der Vicekönig die Güter der Gebannten in Sicilien und Neapel einzuziehen, zwei in Palermo confinirte Messineser-Senatsmitglieder in gemeines Gefängniß zu werfen und die Steuerfreiheit der Messineser im gesammten Königreiche aufzuheben. Um für diese Gewaltthätigkeiten Genugthuung zu erhalten, wurde von Seiten der Stadt schleunigst ein neuer Gesandter nach Madrid

abgeordnet. Aber nicht allein über die Ungesetzlichkeiten des Vicekönigs hatte man zu klagen. Noch Schlimmeres geschah tagtäglich in der Stadt. Der spanische Commandant des Castells Matagrifone, das unmittelbar über der Stadt liegt, Caspar Borgia, brandschatzte die reichen Kaufleute auf eine ganz unerhörte Weise. Diesem zwang er 4000 Scudi mit der Drohung ab, daß, wenn er ein Wort davon verlauten lasse, er niedergestoßen werden würde; bei Jenem begnügte er sich mit 100 Kronthalern. In der Beschwerdeschrift an den spanischen Hof wurden sieben derartige Erpressungsfälle namhaft gemacht. Unzählige Gewaltthätigkeiten wurden gegen Frauen und Jungfrauen der Städte von den spanischen Söldnern begangen. Ein Douanebeamter, der den Commandanten bei einem Schmuggelgeschäft ertappt hatte, wurde ermordet. Ebenso ein anderer Gerichtsbeamter. Das Castell Matagrifone diente zur Niederlage für die in Sicilien und Calabrien geraubten Gegenstände. Man schlachtete die dort hingetriebenen Ochsen und Kühe und Kälber und verkaufte öffentlich deren Fleisch, ebenso zum Schaden der städtischen Accise, als man auch eine Brodbäckerei hier angelegt hatte. Aber auch Seeraub trieb der königliche Beamte. Seine Piratenfeluken nahmen Kaufleuten aus Monteleone 20,000 (?) Pfunde Seide ab, welche nach Neapel transportirt werden sollten und brachten sie in's Castell von Messina. Einem Messineser Kaufmann wurde eine Barke mit Waaren im Werthe von 4000 Scudi genommen. Wenn der gefürchtete Mann von seinen Soldaten umgeben in die Stadt kam, nahmen dieselben den armen Kaufleuten die Waaren von den Läden und insultirten sie in ihren Häusern.

An das Senatsgebäude ließ er von seinen Helfershelfern zur Nachtzeit Feuer legen. Die Thür des Glockenthurmes des Doms, in dessen Erdgeschosse die Originalprivilegien der Stadt aufbewahrt wurden, ließ er beschmutzen und gegen die Privilegien eine Schmähschrift erscheinen. Borgia hatte seine Tochter an einen Mann aus einer der Stadt feindlichen Familie verheirathet und dieser wurde jetzt zum königlichen Douanedirektor der Stadt ernannt. Derselbe quälte nun die Kaufleute auf alle mögliche Weise mit Abgaben und Zöllen, so daß aller Handel und Wandel in Verfall geriethen. — Man wird mit dem Geschichtsschreiber Messinas übereinstimmen müssen, daß solche Thaten einem Jeden unglaublich erscheinen müßten, wenn sie nicht in officiellen Gesandtschaftsberichten erzählt würden[26]). Um das Unglück der Stadt bis zur Neige zu füllen, ließ sich der Gesandte derselben am Madrider Hofe bestechen und that nicht das Geringste, um gegen diese Gewaltthätigkeiten geeignete Maßnahmen der höchsten Auctorität herbeizuführen.

Unterdessen war die Zeit der Wahlen für einen neuen Senat herbeigekommen (1661). Aber kaum hatten die Senatoren sich in Besitz ihrer Aemter gesetzt, als neue Rechtsverletzungen des Vicekönigs sie bewogen, abermals ein neues Eulogion fassen zu lassen und neue Gesandte nach Madrid abzuordnen. Die Senatoren, Carlo di Gregorio und Vincenzo Pellegrino, die hierzu erwählt wurden, unterzogen sich jetzt aber ihres Amtes mit solchem Geschicke und solchem Eifer, daß sie einen königlichen Befehl an den Grafen d'Ayala erwirkten, wodurch derselbe aufgefordert wurde, alle seine Anord-

nungen, welche gegen die Privilegien der Stadt verstießen, zurückzunehmen und Alles in dem früheren Zustande zu belassen. Auch in allen ihren weiteren Bemühungen war die Gesandtschaft von dem besten Erfolge gekrönt. Der neue Vicekönig, Francesco Gaetano Duca di Sermoneta, erhielt von dem Könige den Befehl, sich mit sämmtlichen höchsten Gerichtshöfen des Landes sofort nach Messina zu begeben und dort achtzehn Monate zu residiren. War aber der Graf d'Ayala ein Absolutist gewesen, so war der Herzog von Sermoneta ein überaus habgieriger Beamter, der sich von der Stadt Palermo, nicht minder aber auch von Messina bestechen ließ. Es war zwar etwas Gewöhnliches, daß die spanischen Vicekönige des 17. Jahrhunderts ihre amtliche Stellung zu Gelderpressungen mißbrauchten. Nach einem oberitalienischen Sprichworte dieser Zeit nagten sie in Sicilien, aßen in Neapel und verschlangen in Mailand. Aber der Herzog von Sermoneta ging doch über das gewohnte Maaß noch weit hinaus. Der sicilianische Volkswitz nannte ihn darum nur Duca di Far moneta. Doch fallen in die Zeit seiner Regierung die letzten guten Tage, die Messina erlebte. Die Bemühungen des früheren Vicekönigs, Zwiespalt zwischen Adel und Volk zu säen, waren freilich nicht ganz fruchtlos geblieben. Die Jesuiten hatten sich auch hierbei als die tüchtigsten Werkzeuge des spanischen Absolutismus erwiesen, wie ja auch ein Mitglied des Inquisitionstribunals zu Palermo die besten Dienste zur Unterdrückung des Aufstandes von 1647 in Palermo geleistet hatte. Doch jetzt erhielt man noch einmal die Privilegien der Stadt von Neuem vom Könige bestätigt, ja das Monopol der

Seidenausfuhr wurde nicht allein vom König garantirt, sondern auch vom Vicekönig unter die Zahl der pragmatischen Gesetze der Insel aufgenommen[27]). Die Stadtfeste wurden in diesem Jahre mit dem größten Pompe gefeiert, und als im Frühjahr 1664 die beiden Gesandten von Madrid zurückkehrten, welche dort so erfolgreich für die Stadt gewirkt hatten, wurden sie unter allgemeinem Volksjubel empfangen. Als aber der Vicekönig, Herzog von Sermoneta, in den ersten Tagen des Jahres 1665 sein Amt niederlegte und die Stadt verließ, erklärte er dem Senat, die Verordnung in Betreff der Seidenausfuhr könne nicht in Wirksamkeit gesetzt, sondern müsse von Neuem geprüft werden.

Es war das nur ein kleiner Vorbote größerer Verluste. Am 17. September 1665 starb König Philipp IV. von Spanien und dieser Todesfall veränderte die Geschicke der Stadt. Denn nun kam die Messina feindliche Partei zur vollen Herrschaft an dem Hofe, welcher bisher den einzigen Rückhalt der Stadt gebildet hatte. Neue Gesandten Messinas sollten sofort den Schlag empfinden. Als sie der Königin-Regentin ihre Aufwartung machen wollten, gestand man ihnen nicht mehr das Ceremoniell zu, mit dem fremde Botschafter empfangen wurden und das bisher ihnen immer gewährt worden war. Eine ihnen günstige Entscheidung des italienischen Staatsrathes wußte der Beichtvater der Königin im geheimen Cabinet unschädlich zu machen. Der Agent der Stadt Palermo am Hofe, Francesco Vetrano, wirkte ihnen mit allen Kräften entgegen. Die Gesandten wahrten ihre Rechte und hielten sich dem königlichen Hofe fern. Unterdessen drängten in der Stadt selbst die Dinge

immer mehr einer Entscheidung zu. Die Folge der Schuldenlast, welche sich die Stadt, um ihre Privilegien zu sichern und zu erweitern, aufgebürdet hatte, war eine Steigerung der städtischen Abgaben. Die wohlhabenden Bürger, welche der Stadt ihre Capitalien vorgeschossen hatten, sahen dieselben bedroht, weil man der Stadt die Einnahmequellen, welche zur Tilgung der städtischen Schulden dienen sollten, die Abgabe auf Seide, abschnitt. Der Handel schwand immer mehr; viele Kaufleute verließen die Stadt, um sich an anderen Orten zu etabliren. Um dieser Abnahme der Bevölkerung entgegen zu treten, beschloß der Senat von seinem Recht, das er mit Palermo theilte, einem Jeden, der ein Jahr, einen Monat, eine Woche und einen Tag in Messina gewohnt hatte, das Bürgerrecht zu verleihen, jetzt ausgedehnteren Gebrauch zu machen. Man hoffte durch die Verleihung des Bürgerrechts der Stadt, das so viele Privilegien mit sich brachte, dem Verkehr einen neuen Aufschwung zu geben. Die Feinde der Stadt stellten diese Maßregel aber nur als einen Akt der Rache gegen die Krone dar, welcher dadurch Zolleinnahmen und andere Einkünfte entzogen werden sollten. Doch hielten sich die nächsten Jahre die Verhältnisse noch in der Schwebe. Nur der Streit über eine neue Steuer, welche zur Bezahlung der spanischen Besatzung in Messina verwendet werden sollte, die s. g. quarta Dogana, dauerte ununterbrochen fort. Die Stadt hatte auch das Glück, mehrere wohlgesinnte Stratigoten zu erhalten. Das Verderben, welches die größte der bekannten Aetnaeruptionen (1669) über einen Theil der Insel brachte, lenkte auch auf einige Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit von den politischen

Streitigkeiten ab. Erst als Don Luis dell' Hoyo von dem Hofe mit dem Amte des Stratigò bekleidet worden war (1671), begannen die Dinge eine entscheidende Wendung zu nehmen.

Am 11. Januar 1671 nahm dieser Mann von dem Amte des Stratigò in Messina Besitz und eine ganz neue Periode der Stadtgeschichte zog mit ihm herauf. Bezeichnend ist, daß der Geschichtsschreiber der Stadt, Domenico Gallo, den Amtsantritt dell' Hoyo's einfach berichtet und dann unmittelbar fortfährt: „Hier müssen wir die Geschichte Messinas abbrechen. Denn jetzt beginnt das wahre, volle Unglück der Stadt. Die wißbegierigen Leser mögen die Geschichte jener Zeit bei zeitgenössischen, leidenschaftslosen und wahrheitsliebenden Schriftstellern nachlesen[28])". Was er dann weiter giebt, sind nur kurze Notizen. Und in der That hat wohl keine einzige Persönlichkeit auf die Entwickelung jenes Gemeinwesens einen solchen Einfluß ausgeübt, als dieser heimtückische, hinterlistige Spanier.

Derselbe begriff vollkommen, daß, um die Macht Messinas zu brechen, zuerst die regierende Aristokratie vernichtet werden müsse. Diese aber zu stürzen, konnte ihm nur durch das niedere Volk gelingen. Bei diesem suchte er sich deshalb durch Almosengeben und Freundlichkeit einzuschmeicheln. Täglich besuchte er verschiedene Kirchen und zeigte sich gottesfürchtig und fromm. Der große Haufen glaubte in ihm einen Heiligen zum Gebieter erhalten zu haben. Nachdem er sich so in dem Vertrauen des gemeinen Mannes festzusetzen gewußt hatte, ging er einen Schritt weiter. Die günstigsten Umstände kamen ihm dabei entgegen. In den Jahren

1670 und 1671 hatte Sciroccosturm die Ernte zerstört und es herrschte Hungersnoth auf der Insel und in der Stadt. Während die reichen Kaufmannsfamilien noch wenig von ihr zu leiden hatten, darbte schon das niedere Volk, das bei dem Geschäftsstillstande überhaupt viel zu leiden hatte. Da ließ der Stratigò durch die Stadt ausſprengen, an aller Noth sei nur der Senat schuld; um des schnöden Gewinnes willen versorgten die Reichen die Stadt nicht zur rechten Zeit und hielten mit ihren Vorräthen zurück; sie seien es ferner, um deretwillen der Vicekönig mit den Gerichten nicht in Messina residire; denn durch ihn fürchteten sie in ihrem Willkürregimente gestört zu werden und darum machten sie ihm allerlei Schwierigkeiten, durch die sie ihm den Aufenthalt in der Stadt verleideten.

Bei dem unruhigen Geist des Messineser Volkes konnten solche Anschwärzungen ihre Wirkung nicht verfehlen. Gewiß haben sich auch manche Angehörige der herrschenden Familien Ungebührlichkeiten gegen das niedere Volk erlaubt. Daß der Senat seine Pflicht, die Stadt mit Getreide zu versorgen, vernachlässigt habe, ist dagegen böswillige Erfindung. Der Fruchthandel war gar nicht in den Händen der Kaufleute, welche die Stadt regierten. Denn die Kornhändler waren ohne alle politischen Rechte und durften nicht einmal die Magistrate mitwählen helfen. Und selbst wenn die städtischen Behörden auch nicht ganz reine Hände bei dem Fruchtgeschäft gehabt hätten, so war es doch viel besser von ihnen besorgt, als es je von den königlichen Beamten besorgt worden wäre. Aber ein hungerndes Volk leiht jeder Verläumdung willig Gehör. Schon

im Herbste 1671 zur Zeit der großen Augustmesse sollte ein Aufstand gegen das Stadtregiment ausbrechen. Es waren alte Volksaufwiegler, die sich an die Spitze der Bewegung gestellt hatten. Doch der Senat erhielt Kunde von dem Plane und kam demselben zuvor. Doch war es ihm nicht möglich, die Bestrafung der Schuldigen beim Stratigò durchzusetzen. Der Vicekönig war in Palermo mit Versorgung und Beruhigung dieser Stadt beschäftigt und auf die Messinesen schon darum erzürnt, weil sie bewaffnete Fahrzeuge ausgerüstet hatten, um die den Faro passirenden, mit Korn beladenen Schiffe aufzufangen. Denn hierdurch wurde auch Palermo benachtheiligt. Um die Messinesen zur Rücknahme dieser Maßregel zu zwingen und wohl nicht, um dort die Hungersnoth noch zu steigern und Unruhen herbeizuführen, wie die Messinesen behaupten, ersuchte derselbe den Vicekönig von Neapel, die Ausfuhr von Getreide, welches für Rechnung des Messineser Senats im Neapolitanischen angekauft war, zu verbieten. Unterdessen wurde die Noth in Messina immer größer. Im Frühjahr des Jahres 1672 brach ein neuer Tumult gegen den Senat los. Unter der Anführung eines in Messina geborenen Spaniers, Giuseppe Martinez, stürzte am Abend des 27. März ein Volkshaufen in das Stadthaus, um die Senatsmitglieder zu ermorden. Doch im Treppenhause des Palastes wurde der Volkshaufen von einer Anzahl Adliger, die gerade anwesend waren, zurückgeschlagen und in die Flucht getrieben. Martinez floh in das Castell von St. Salvatore und wurde nicht nur nicht von dem Stratigò zur Verantwortung gezogen, sondern mit Empfehlungsschreiben an den Hof zu Madrid

entlassen, um ihn der Rache des Senats zu entziehen. War auch dieser Versuch Unruhen zu erregen abermals fehlgeschlagen, so war damit doch nicht der Plan aufgegeben, sich des aristokratischen Stadtregiments mit Gewalt zu entledigen. Der Senat erhielt mehrfach Nachrichten darüber, daß Pläne gegen ihn geschmiedet würden, die auf nichts Geringeres hinausliefen, als die Wohnungen des Adels zu demoliren und die Stadt mit Mord zu erfüllen. Wiederholt ersuchte derselbe den Vicekönig nach Messina zu kommen. Am 29. März erhielt der Senat die Anzeige, daß verschiedene Zünfte, welche besonders revolutionair gesinnt waren, ihre Läden geschlossen hielten, ein Zeichen, daß ein Sturm nahe bevorstehe. Hierauf wurde dem Stratigò hiervon Anzeige gemacht. Dieser suchte dem Senat aber die Gefährlichkeit der Situation auszureden. Und doch brach am folgenden Morgen der Aufruhr los! Ein Volkshaufen stürzte über den Palast eines Senators her, welcher der letzte Gesandte Messinas am spanischen Hofe gewesen war, und sich bei den spanischen Beamten Siciliens darum besonders verhaßt gemacht hatte. Das Haus desselben wurde ausgeplündert und zerstört. Dann ging es an die Paläste der übrigen Senatoren, die auch verbrannt und ausgeraubt wurden. Auf eine Gesandtschaft der Nobiltät an den Stratigò hin erschien derselbe hoch zu Roß mit zahlreichem Gefolge, zog sich aber, statt dem Plündern Einhalt zu thun, nach der Vorstadt St. Leo zurück, wo die meisten seiner Parteigenossen wohnten. Von dort begab er sich dann später unter der Begleitung eines großen Volkshaufens ins Stadthaus und hielt daselbst, nachdem die Senatssessel

zum Fenster hinausgeworfen waren, eine Ansprache an's Volk, in der er dasselbe gegen die bisherige Stadtverfassung aufzuhetzen suchte. Der Erfolg war der, daß die sechs im Amte befindlichen Senatoren abgesetzt wurden und die sechs Ersatzmänner bis zum Ende April an ihre Stelle rückten. Am folgenden Tage wurden die weiter verabredeten Verfassungsveränderungen der Stadt redigirt. Drei Senatoren sollten nur noch der Nobiltät angehören, drei den Bürgern. Das Geschäft, die Stadt mit Getreide zu versehen, sollte dem Senat abgenommen werden. Die Senatoren sollten am Schluß ihres Amtsjahres zur Rechenschaftsablage verpflichtet sein und kein Eulogium provociren können, ohne die Einwilligung der Zunftvorstände eingeholt zu haben. Zugleich erließ der Stratigò eine Amnestie für die an den Gewaltthätigkeiten Betheiligten. Sogar die Verbrecher wurden in sie eingeschlossen, welchen er die Gefängnisse hatte öffnen lassen, ein bis in die neueste Zeit von der neapolitanischen Regierung häufig gebrauchtes Mittel, um Volksaufstände dadurch zu bekämpfen, daß man sie vergiftete. Doch gestattete er auch, daß der neue Zoll (la quarta Dogana) nicht erhoben werde, bis der Vicekönig in die Stadt komme.

Mit diesem Erfolge war aber dell' Hoyo noch nicht zufrieden. Um die Stadt ganz in seine Gewalt zu bekommen, mußte er die bisher von der Stadtmiliz bewachten Bastionen mit spanischen Truppen zu besetzen suchen. Als sich aber die Kunde von diesem Vorhaben in der Stadt verbreitete, liefen viele Bürger am Mittwoch vor Ostern (11. April) vor dem Rathhaus zusammen, verlangten, daß der Stratigò als Urheber

aller Zwistigkeiten und Unordnungen in der Stadt für „verhaßt" erklärt werde und läuteten die Sturmglocke, um eine Bürgerversammlung zu berufen. Da erschien aber sofort der Stratigò mit einem Gefolge seiner Anhänger. Er ließ eine weiße Fahne mit dem Bild des Königs vor sich hertragen und es begannen dieselben Auftritte wie vor wenigen Tagen. Man zündete das Haus des Stadtsyndicus an; eine ganze Reihe anderer Paläste der vornehmsten Familien wurden gleichfalls ausgeraubt. Eine der ersten Frauen der Stadt erhielt eine schwere Verwundung, als sie aus ihrem Hause floh. Erst nachdem eine ganze Anzahl Gebäude vernichtet waren, leisteten einige Hausbesitzer Widerstand. Priester, mit dem Sacrament in der Hand, stellten sich den Volkshaufen entgegen und beschwichtigten dieselben auch mit Geld, welches ihnen von den bedrohten Adligen eingehändigt worden war. Darauf zog sich nun dell' Hoyo in den königlichen Palast zurück, ließ durch seinen Richter auf Ersuchen mehrere Zunftvorstände, die Senatoren und vornehmsten Adligen, deren Häuser geplündert worden waren, für Rebellen erklären und ins Exil schicken. Dann ließ er den Personen, welche sich an den Gewaltthaten betheiligt hatten, volle Verzeihung und den Besitz der geraubten Sachen als königlichen, den Rebellen abgenommenen Eigenthums zusichern. Unter den Verbannten befand sich auch der berühmte Physiker Giovanni Alfonso Borelli. Er wird mit den übrigen beschuldigt, im Jahre 1671 ein Complott gegen die spanische Herrschaft gemacht und geleitet zu haben. Doch wird in der Anklageschrift gegen sie angegeben, sie hätten jährlich nur 30 Unzen (180 Gulden Rh.) für ihre

Zwecke gesammelt und die einzelnen Anschuldigungen beweisen höchstens, daß man sich über Mittel zur Abwehr der Gewaltthätigkeiten der spanischen Beamten berathen habe.

In Folge dieser Vorgänge spaltete sich die Stadtbevölkerung immer tiefer. Bald waren auch die Parteinamen gefunden, die dann mehr gelten als die Sache. Man nannte die Anhänger des Stratigò: Amseln (merli), die Freunde des Adels und Vertheidiger der städtischen Freiheiten: Turteltauben (sic. malvizzi[29]). Es war hohe Zeit, daß der Vicekönig, Claudius Lamorald Fürst von Ligny, erschien, um die Ruhe herzustellen. Der Stratigò hatte ihn schon von dem Vorgefallenen benachrichtigt und für seine Auffassung der Dinge zu gewinnen gesucht.

Nichts destoweniger zeigte sich der Fürst von Ligny nach seiner Ankunft in Messina (1. Mai 1672) nicht geradezu eingenommen gegen den Adel. In herkömmlicher Weise von der Nobiltät feierlich eingeholt, beschwor er im Dom die gewissenhafte Beobachtung der Privilegien der Stadt. Zwei Schiffsladungen von Getreide stillten die Noth ihrer Bewohner. Dann begann man eine Untersuchung über die vorgefallenen Unordnungen einzuleiten. Es war dem niederländischen Magnaten wohl eine ungewohnte Erscheinung, hier die spanischen Behörden im Bunde mit dem niederen Volke gegen die Nobiltät zu finden. Waren doch die Aufstände des Volks in Neapel und Palermo nicht minder gegen die Krone als gegen die Aristokratie gerichtet gewesen, und hatte bisher die spanische Regierung in ihren italienischen Besitzungen doch wenigstens die Privilegien des Adels

geschont[30]). Darum erließ er auch sogleich Befehle, daß die während der Volkstumulte geraubten Gegenstände sofort zurückzugeben seien und nahm auf Bitten der Zunftvorsteher das Verbannungsdecret gegen die vornehmsten Adligen zurück. Die gegen sie erhobenen Anklagen versprach er unparteiisch zu prüfen. War der Fürst so einem Antriebe von Gerechtigkeit gefolgt, und hatte sich damit den Haß der Spanier und vor Allem den des Stratigò selbst zugezogen, so gerieth er doch bald in unsicheres Schwanken. Es wurde ihm klar, daß die am Hofe jetzt herrschende Partei der Stadt Messina feindlich gesinnt war und die Vernichtung ihrer Freiheiten beschlossen hatte. So zwischen den Eingebungen seines Gerechtigkeitsgefühls und seiner natürlichen Vorliebe für die Aristokratie Messinas einerseits und den politischen Rücksichten, die ihm seine Stellung auferlegte, andererseits hin- und herschwankend tragen alle seine Entschließungen den Stempel der Unentschiedenheit, ja der Zweideutigkeit an sich.

Auf eine Eingabe des Stratigò hin, welche die Anklagen gegen die vornehmsten Vertheidiger der Stadtfreiheiten zusammenfaßt und ihre Thaten als rebellische Unternehmungen gegen die königliche Gewalt hinstellt, wurden die so eben aus der Verbannung Zurückgekehrten „auf königlichen Befehl" wieder zur Strafe gezogen. Einige von ihnen wurden in Gefängnisse geworfen, Andere um Geld gebüßt, Andere in's Exil geschickt. Mehreren wurden die Güter eingezogen, weil sie sich nicht gestellt hatten. Der Fürst von Ligny soll über diese Verurtheilungen, durch welche die Versprechungen, die er dem Senat gemacht hatte, hinfällig wurden, sehr

aufgebracht gewesen sein, doch war er zu schwach, um sie zu kassiren. Als er aber die Rachsucht des Stratigò durch diese Strafen noch immer nicht völlig befriedigt sah und erfuhr, daß seine Partei immer von Neuem auf Unruhen sinne, veranlaßte er dell' Hoyo die Stadt zu verlassen und die übliche jährliche Rundreise durch den Stadtbezirk zu machen, um Recht zu sprechen. Von ihr ist denn auch der Anstifter all des Unglücks, das über die Stadt gekommen ist, nicht zurückgekehrt. Er begab sich nach Palermo und von da nach Madrid, wo er mit einer sehr einträglichen Stelle an der Oberfinanzkammer (Consejo de Hazienda) des Königreichs belohnt wurde.

Gegen die Volksanführer bei den Tumulten wurden nun von den Gerichten Anklagen eingeleitet und dieselben auch verurtheilt. Aber in Folge geheimer Befehle von Oben, wie es heißt, wurden die Strafen nie an ihnen vollzogen, ja sie wurden in Madrid belobt und beschenkt. Doch damit nicht genug. In Messina selbst suchten die spanischen Beamten auf alle mögliche Weise die Auctorität des Stadtsenats immermehr zu untergraben. So suchte man zunächst in einer Etikettenfrage zu demüthigen. Als einige junge Messinesen diese ihrer Obrigkeit zugedachte Beleidigung mit Gewalt verhindern wollten, wurden zwei von ihnen mit dem Tode bestraft, ein anderer auf 24 Jahre in ein Bagno geschickt. Durch solche Vorgänge wurden die Gemüther der Bürger nichts weniger als beruhigt. Der Vicekönig selbst sah die Gegensätze sich immermehr verschärfen. Von der Einen Seite wurden ja auch die Befehle des Hofes, die Stadt zur völligen Unterwerfung zu bringen, immer dringender,

auf der andern wuchs die Partei des Senats in demselben Maße, als man die letzten Absichten der Regierung erkannte. Um die Dinge wenigstens hinzuhalten, rieth der Vicekönig dem Senat an, eine Gesandtschaft an den königlichen Hof zu schicken, um von der übel berichteten Königin an die besser zu unterrichtende zu appelliren. Der Vicekönig selbst gab den zwei Gesandten Empfehlungsbriefe an den Hof mit. Gleichzeitig aber schickte er andere Berichte an denselben ein, in denen er vorstellte, man möge nicht in den Gang der Ereignisse eingreifen, sondern denselben ihren Lauf lassen, die Stadt sei daran, sich allmälig zum Gehorsam zu bequemen.

Wir lassen dahingestellt, ob sich der Fürst von Ligny dieser ächt spanischen Treulosigkeit schuldig gemacht hat. Das Resultat der Gesandtschaft läßt allerdings auf derartige Zweideutigkeiten schließen. Man gab den Gesandten in Madrid keine Audienz, während die an den Hof mit Empfehlungsschreiben gekommenen messinesischen Aufrührer trotz der Proteste der Gesandten mit Aemtern und Geldgeschenken belohnt wurden. Selbst die dringendsten Vorstellungen Don Juans d'Austria zu Gunsten Messinas vermochten nichts daran zu ändern. Ein Minister des Königs, der Graf von Pennaranda, sprach damals dem Einen der Gesandten einmal in der Königlichen Bibliothek das Glaubensbekenntniß des Absolutismus aus: „Pater, sagte er, es mögen Städte zu Grunde gehen, es mögen Provinzen zu Grunde gehen, es mögen Königreiche zu Grunde gehen, wenn nur die Anordnungen des Ministerconseils und die Befehle des Königs bestehen bleiben“ [31]). Nachdem den Gesandten

so alle Aussicht abgeschnitten war, direct mit dem Hofe sich zu verständigen, berichteten sie ihren Auftraggebern über die Stimmung der leitenden Kreise, und wie von den spanischen Beamten in Sicilien dieselbe immermehr verbittert werde. Dann reichten sie dem Staatsrathe von Italien eine ausführliche Denkschrift über die Beschwerden Messinas ein. Dieselbe ist im höchsten Grade interessant und wenn von ihren Verfassern gesagt wird, dieselben hätten vorher wohl erforscht, was man am Hofe ihrer Stadt besonders als Schuld anrechne, so wird man sie wohl auch als einen Spiegel der damals an dem spanischen Hofe leitenden Ideen ansehen dürfen. Und da ist es denn besonders auffällig, wie neben der kurzen Darstellung der Gewaltthätigkeiten des Stratigò dell' Hoyo besonders hervorgehoben wird, wie dessen Anhänger das h. Sacrament nicht geachtet hätten, wie die Priester, welche sich geweigert hätten, den Plünderern und Räubern die Absolution zu ertheilen, wenn sie nicht zuvor ihren Raub den rechtmäßigen Besitzern wieder ausgeliefert hätten, von den spanischen Beamten gezwungen worden seien, die Frevler ohne das zu absolviren. Es ist klar: der Einfluß des Beichtvaters der Königin wurde für größer gehalten als das einfache Gerechtigkeitsgefühl und die staatsmännische Klugheit. Doch unterließ man auch nicht, die Privilegien, die der Stadt von den Römern bis auf Philipp IV. verliehen seien, reden zu lassen und die großen Verdienste Messinas um die spanische Monarchie hervorzuheben. Nachdem die Gesandten dieses Schriftstück abgegeben hatten, kehrten sie nicht sofort nach Messina zurück. Sie hofften noch immer auf günstigere Zeiten. Doch diese

zu sehen, sollte ihnen nicht beschieden sein. Denn in Messina hatten sich die Verhältnisse unterdessen immer bedrohlicher gestaltet. So lange freilich, als der Fürst von Ligny Vicekönig der Insel war, wußte er nach allen Seiten hin zu mäßigen und zu beruhigen. Ein Aufstand, der in Trapani gegen die Aristokratie und die spanische Herrschaft ausgebrochen war, wurde zwar bald unterdrückt; aber derselbe mußte ihn doppelt vorsichtig machen, gegen die Aristokratie Messinas rücksichtslos vorzugehen. Hatten sich doch jetzt schon französische Kriegsfahrzeuge an der sicilischen Küste und namentlich vor Trapani gezeigt, deren Erscheinen auf keine guten Absichten schließen ließ. War doch schon 25 Jahre zuvor ein Anschlag entdeckt worden, Sicilien den Franzosen auszuliefern! Ein sicilianischer Priester, Gabriello Platanella, hatte sich angeblich als Gesandter der Zünfte Palermos an Mazarin gewendet und ihn zur Befreiung Siciliens aufgefordert. Der Cardinal sandte ihn mit Briefen an seinen Gesandten in Rom, den Marquis de Fontaney-Mareuil. Denn hier liefen damals alle die vielen Fäden zum Umsturz der spanischen Herrschaft in Unteritalien zusammen[32]). Der unerfahrene, schwatzhafte Insulaner fand auf demselben Schiffe, das ihn von Marseille nach dem Kirchenstaate bringen sollte, einen niederländischen Edelmann, welchen er für einen Franzosen hielt. Diesem enthüllte er seinen Reisezweck. Der Flamländer wußte sich so in das Vertrauen des Arglosen einzuschmeicheln, daß er denselben in Rom statt in das französische in das spanische Gesandtschaftshôtel führte. Der spanische Gesandte, Graf d'Onnate, redete den Sendling französisch an und ließ sich von

ihm Alles erzählen, nachdem er die Empfehlungsschreiben Mazarins gelesen hatte. Darauf schickte er den Betrogenen nach Sicilien, um den Aufstand vorzubereiten. Aber kaum war das Schiff in Cefalù vor Anker gegangen, als der Priester verhaftet und hingerichtet wurde[33]). Solche Vorkommnisse mahnten umsomehr zur Vorsicht, als ja der große Krieg zwischen Frankreich und den Niederlanden schon entbrannt war und Spanien allmälig in denselben hineintrieb. Nachdem derselbe schon ausgebrochen war, wurde der kriegskundige Vicekönig zum Gouverneur von Mailand ernannt (22. April 1674). Mit ihm ging der letzte Spanier aus Sicilien weg, welcher nicht geradezu ein Feind Messinas war. Die Stadt sollte es bald fühlen.

Der Nachfolger im Amte dell' Hoyos, Diego Soria Marchese di Crispano, war bisher nicht in die Fußtapfen seines Vorgängers getreten. Er hatte dessen Auftreten gegen die Nobiltät öffentlich mißbilligt. Da er aber den Einfluß der der Stadt feindlichen Partei am Hofe täglich wachsen sah, — wie er nothwendig aus der Ernennung der größten Feinde Messinas in die öffentlichen Aemter Siciliens und Messinas schließen mußte, wenn er nicht selbst directe Verhaltungsmaßregeln erhalten haben sollte, — so ließ er allmälig immer mehr die Maske fallen und als im Juni 1674 der Fürst von Ligny Palermo verließ und sein Nachfolger Francesco Bazan de Benavides Marchese von Bajona, ein noch junger, unerfahrener Mann, interimistisch dessen Amt antrat, waren in Messina schon wieder neue Pöbelaufstände gegen die Aristokratie hinlänglich vorbereitet. Eine Anzahl der vornehmsten Adligen, vornehmlich die

Familie di Giovanni, war zwar noch nachträglich wegen angeblicher Vergehungen hart bestraft worden. Trotzdem war die Kraft der Aristokratie noch nicht völlig gebrochen. Der bessere Theil der Bürgerschaft schloß sich immer inniger an sie an, nachdem sich auch die Spanier an patriotisch gesinnten Priestern vergriffen hatten. Die Senatswahlen waren im Frühjahre 1674 sowohl von Seiten des Adels als der Bürger auf beliebte, tüchtige Patrioten gefallen. Nur eine einzige Adelsfamilie, di Cirino, stand auf der spanischen Seite und von der großen Familie Ansalone war ein einziges Glied gegen die Stadt. Nur die niedrigste Volkshefe, die auf neuen Raub sann, war spanisch gesinnt.

Endlich setzte ein Fünkchen den schon angehäuften Brennstoff in lichte Flammen. Man feierte das große Augustfest zu Ehren der Madonna. Alle Bürger und Handwerker hatten ihre Läden und Boutiquen ausgeschmückt. Neben den Bildern zu Ehren der Madonna fehlte es nicht an Darstellungen, welche auf die politischen Vorkommnisse des Tages anspielten. So hatte ein Schuster Adamo ein Bild angebracht, das man nach seiner symbolischen Unterschrift auf dell' Hoyo deutete. Mehrere von dessen ehemaligen Anhängern, welche die Stadt durchzogen, fanden ihren Patron und mit ihm sich selbst durch das Bild beleidigt. Nach heftigen Drohworten gegen den Schuster, der das Bild entfernte, wäre es zu Thätlichkeiten gekommen, wenn nicht sowohl der Stratigò als der Senat herbeigeeilt wären, und ein „Merlo", Meluso mit Namen, der sich bei allen Volkstumulten ausgezeichnet hatte, ins Gefängniß geführt worden wäre. Der Vorgang schien dem Stratigò

so wichtig, daß er ihn an den Vicekönig berichten zu müssen glaubte. Dieser verordnete, daß jener Schuster in ein schlechtes Gefängniß geworfen werde. Als dieses geschehen war, bestürmten die Anverwandten desselben den Senat, ihnen zu seiner Befreiung behülflich zu sein. In der That verwendete sich auch der Senat, aber fruchtlos, für den Unschuldigen. Dieses steigerte den Haß gegen den Stratigò, der hinwiederum auch immer deutlicher einsah, daß er bald zu entscheidenden Maßregeln werde greifen müssen. Schon hatten die spanischen Commandanten der Stadtcastelle die Ordre erhalten, allen Befehlen des Stratigò unbedingte Folge zu leisten und auf Verlangen die Stadt mit einem Kugelregen zu überschütten. Schon waren an die spanischen Truppen im benachbarten Reggio ähnliche Weisungen ergangen. Aber ohne starke Parteiungen im Innern der Stadt selbst fürchtete sich dennoch der Spanier dieselbe anzugreifen. Deshalb versammelte er am Abend des 6. Juli die Führer der Merli um sich und forderte sie auf, sich am folgenden Tage — einem Sonnabend — mit ihren Genossen im königlichen Palaste einzufinden; das Regiment der Adels, das sich fortwährend gegen die königlichen Befehle auflehne und die allgemeinen Interessen der Stadt mit Füßen trete, müsse umgestürzt werden. Nachdem sich in der Frühe des folgenden Tages eine Menge Menschen im königlichen Palaste versammelt hatten, verlangte der Stratigò, daß der Senat vor ihm erscheine. Nachdem eine lange Berathung gepflogen war, gehorchte der Senat und begab sich in den Palast, ein sicheres Zeichen, daß er sich unschuldig fühlte. Dort empfing der Stratigò die Senatoren mit

wenig Höflichkeit und ließ drohende Worte gegen sie fallen. Wenn sie, wie er höre, Rüstungen veranstalteten, um den königlichen Beamten und der Partei der Merli mit Gewalt entgegen zu treten, so möchten sie wohl bedenken, was sie thäten; er werde kein Bedenken tragen selbst gegen Höhere als sie die volle Kraft der Gesetze ihre Anwendung finden zu lassen. Die Angeklagten erwiederten hierauf in gebührender Weise: Sie wüßten Nichts von den Dingen, deren sie hier beschuldigt würden; all ihr Bestreben sei darauf gerichtet, der königlichen Obrigkeit Gehorsam zu verschaffen. Allerdings hätten sie von den Vorbereitungen der Merli gehört, welche die Stadt von Neuem mit Brand und Mord erfüllen und Alles umstürzen wollten. Das habe ihre Schritte beschleunigt, zu ihm zu kommen und hiergegen seine Gerechtigkeit anzurufen. Hierauf fuhr sie der Stratigò noch heftiger an und wenn es wohl auch nicht die Absicht desselben war, durch dieses sein lautes Schelten die in den Gängen wartenden Volksmassen gegen ihre Obrigkeit aufzuhetzen und zu Angriffen zu reizen, so fand der Senat es doch gerathen, sich so schnell als möglich zurückzuziehen. Nur den Bemühungen von zwei spanischen Beamten, welche nicht in die geheimen Pläne des Stratigò eingeweiht waren, sollen es die Senatoren zu verdanken gehabt haben, daß sie nicht von der aufgestachelten Menge niedergestoßen wurden.

Aber schon hatte sich in der Stadt das Gerücht von der Gefahr verbreitet, in der sich der Senat befinde. Namentlich die Söhne des Senators Caffaro waren von Straße zu Straße gelaufen, um es weiter zu tragen. Als der Senat nun in seinem Wagen un-

verfehrt von dem königlichen Palaſte nach der Stadt fuhr, kam ihm ſchon eine Menge Volkes entgegen. Hätten die ruhigen Männer dieſe Haufen nicht abgehalten, ſo wäre es ſchon jetzt zum Kampfe mit den Anhängern des Stratigò gekommen. Auf die Kunde von dieſer Zuſammenrottung ließ derſelbe nun aber von den Forts, von denen zwei (Gonzaga und Caſtellaccio) außerhalb der Stadtmauer auf ſteilen Hügeln liegen, das dritte (Matagriſone) innerhalb der Stadt auf einer ſie dominirenden Höhe erbaut iſt, gegen 200 ſpaniſche Soldaten nach dem königlichen Palaſte beordern. Dieſes feſte Gebäude, von den Normannen gegründet und wiederholt ſpäter umgeſtaltet, lag in dem Grunde der ovalen Hafenbucht, dem nach Norden geöffneten Hafeneingang gerade gegenüber. Ein viertes Fort (San Salvatore) beherrſcht den Hafeneingang ſelbſt von der äußerſten Spitze der ſichelförmig gekrümmten Landzunge aus, welche wenige hundert Schritte breit den Hafen nach Oſten hin von dem Meere trennt.

Als die Truppen im Palaſt angekommen waren, glaubte ſich der Senat von ähnlichen Exceſſen als die früheren bedroht und die Sturmglocke wurde geläutet. Durch alle Straßen liefen Männer, welche das Volk zur Vertheidigung aufforderten. Zahlreich ſtrömten von allen Seiten Bewaffnete herbei, und als der Stratigò mit ſeinen Schaaren aus dem Palaſte unter Trommelſchlag hervorgezogen kam, eine Kanone abprotzen und durch die Straßen nach den Fenſtern Musketenſalven abgeben ließ, ſtieß er bald auf energiſchen Widerſtand. Da wo jetzt die Strada Cardines die Strada Primo Settembre, welche von dem königlichen Palaſt nach dem

Domplatze führt, an dem der Senatspalast lag, schneidet, kam es zum Handgemenge. Eine Geschützsalve des Stratigò flog unschädlich über den Köpfen der Bürger hin. Diese brachten von den benachbarten Bollwerken der Stadtmauer selbst zwei Kanonen herbei und feuerten so geschickt, daß der Stratigò sich mit Zurücklassung vieler Todten und Verwundeten in seinen Palast zurückziehen mußte. Wäre das Volk ihm sofort nachgestürmt, so würde es den Palast unverzüglich in seine Hände bekommen haben. Aber sei es, daß ihm die Führer fehlten, sei es, daß es gar noch keine Absicht hatte, offensiv gegen den Stratigò aufzutreten: es machte vor dem Palaste Halt. Erst als in der darauf folgenden Nacht die königlichen Forts die Stadt mit einem mehr aufregenden als wirklich gefährlichen Bombardement heimsuchten, beschloß man zu energischen Maßregeln zu greifen. Um jedoch jeden Schein eines gegen die Krone selbst gerichteten Aufruhrs zu vermeiden, ließ man noch in derselben Nacht ein Bild Königs Karls II. an dem Rathhause unter einem Baldachin anbringen, mit Kerzen erleuchten und von 100 Musketieren als Ehrengarden bewachen. Doch zugleich beschloß man, einen Commissar in die Stadtbezirke zu senden, um die Landmiliz aufzubieten. Schon am folgenden Tage zogen 2000 Mann unter der Führung von Giovanni Opizzinga ein. Ferner wurden die unter dell' Hoyo gewaltsam eingeführten Verfassungsveränderungen bis auf den Punkt wieder rückgängig gemacht, daß der Senat von 3 Adligen und 3 Bürgerlichen gebildet wurde. Ein Gesandter wurde an den Vicekönig abgeschickt. Eine ganze Anzahl von spanischen Beamten, der Stratigò und der Vicar des

Erzbischofs Caraffa an der Spitze, sowie die gesammte Familie Cirino wurden für der Stadt „verhaßt" erklärt und aus derselben verbannt. In Beziehung auf die nothwendig werdenden Geldausgaben ließ sich der Senat unbeschränkte Vollmachten ertheilen. Noch in dieser Nacht und in den folgenden Tagen wurden die Stadtmauern und deren Befestigungswerke von der organisirten Stadtmiliz bewacht und die ganze Stadt in Vertheidigungszustand gesetzt. Außer anderen zweckmäßigen Anordnungen, die man mit bewunderungswürdiger Sicherheit und Schnelligkeit traf, schickte man Gesandtschaften an die ersten spanischen Behörden Italiens und bat um deren Intervention. Als der an den Vicekönig nach Palermo abgeordnete Mönch unverrichteter Sache zurückgekehrt war, versuchte man es mit einem vornehmen Adligen und einem beredten Mönch, Padre Lipari, von Neuem. Doch Alles blieb vergeblich, den Padre warf man sogar ins Gefängniß.

Nicht viel besseren Erfolg hatten aber auch die Botschafter des im königlichen Palaste eingeschlossenen Stratigò. Waren die Castelle der Stadt nur nothdürftig mit Munition versehen, so daß ihre Commandanten den Aufforderungen des Stratigò, die Stadt zu Grunde zu schießen, nur in sehr eingeschränktem Maße hätten entsprechen können, selbst wenn sie den Vorstellungen des Erzbischofs und des Senats um Schonung der Stadt nicht hätten willfahren wollen, so waren auch die Kriegsmittel des Vicekönigs und der Besatzungen des Festlandes wie gewöhnlich im traurigsten Zustande. Endlich gelangte der Vicekönig d'Acugna nach Melazzo. Aber schon waren die Pfade, welche von dort über die peloriſchen

Berge führen, durch Barrikaden, Trancheen u. s. w. von den Messinesen unzugänglich gemacht. Nochmals versuchte der Senat durch eine Gesandtschaft zu vermitteln. Als auch dieses Mal wieder alle Anstrengungen gescheitert waren, ließ derselbe Manifeste drucken, in welchen die gerichtlichen Aussagen der mittlerweile gefänglich eingezogenen und mit dem Tode bestraften Anhänger des Stratigò mitgetheilt wurden. Aus ihnen geht hervor, daß für den 7. Juli eine neue Plünderung der Stadt und Niedermetzelung des Adels im Plane lag.

Allmälig kamen auch die Herren mit ihren Vasallen aus den der Stadt untergebenen Bezirken in dieselbe. Um sich gegen jeden Verrath innerhalb derselben zu sichern, überließ man es dem Volkshasse, alle bekannteren Merli aufzuspüren und zu ermorden, so weit dieselben sich noch nicht in den königlichen Palast hatten flüchten können.

Endlich kamen aber auch fünf Fahrzeuge mit spanischen Truppen an, welche sich vor dem Hafen am Castell San Salvatore ausschifften. Der Vicekönig wollte wenige Tage darauf selbst einziehen. Er kam auch wirklich und ging mit seiner Escadre unweit der Stadt vor Anker und sandte einen einfachen Soldaten an den Senat, der seine Verwunderung aussprechen sollte, daß man ihn nicht in der hergebrachten Weise als Vicekönig empfange und einhole. Sofort begaben sich sechs angesehene Geistliche und Mönche zu demselben, schilderten ihm die Lage der Dinge und verlangten die Entfernung des Stratigò mit seinen Anhängern aus der Stadt. Solle es ihm nicht gerathen erscheinen, sofort

denselben aus der Stadt zurückzurufen, so möge er nur, wie es alle Vicekönige vor ihrem feierlichen Einzuge in die Stadt gethan hätten, sich einige Tage in einem der Paläste an der Küste aufhalten. Nur bewaffnet möge er nicht in die Stadt zu dringen versuchen, weil dann das Volk glauben werde, er komme nur, um den Stratigò zu unterstützen.

Der Vicekönig blieb diesen Vorstellungen unzugänglich und entließ die Boten des Senats. Dieser versammelte nach deren Rückkunft sofort die Bürgerversammlung, in der er die Resultatlosigkeit seiner Bemühungen verkündigte und die Meinung der Bürgerschaft einholen zu wollen erklärte. Das Ergebniß war leicht vorherzusehen; ein Bürger, der noch einmal zu Vermittlungsversuchen rieth, wäre fast erschlagen worden. Man stürzte nach den Bastionen der Stadtmauern und der Commandant des Forts Porta Reale ließ dem Vicekönig sagen, wenn er mit seiner Gondel in den Hafen einzudringen versuchen werde, so würden ihn Kugeln empfangen. Als derselbe doch vorwärts rudern ließ, nöthigten ihn in der That einige Kanonenschüsse zur schleunigsten Umkehr. Er begab sich nach Melazzo zurück. Damit war denn jede Aussicht auf eine friedliche Verständigung unmöglich gemacht worden. Die Häupter des Aufstandes begriffen es wohl. Da dieselben auch einsehen mußten, daß sie ohne auswärtige Hülfe sich nicht gegen die ganze spanische Monarchie würden behaupten können, beriethen sie auch schon, an wen man sich wenden sollte. Einige schlugen den Papst vor als den Oberlehnsherren Siciliens. Andere hofften von Venedig Hülfe zu erhalten. Aber Clemens X. war ein

alter Herr und der spanischen Partei ergeben. Venedigs Macht schien nicht stark genug, selbst wenn die Republik ernstlich gewollt hätte. So blieb nichts übrig, als sich an Frankreich zu wenden, das ja schon mit Spanien im Krieg lag. Aber dem Volke durfte man hiervon noch Nichts sagen. Denn unter ihm war die Abneigung gegen die französische Herrschaft noch von alten Zeiten her lebendig geblieben. Zog doch noch alljährlich eine große Volksprozession, der Senat an der Spitze, nach dem Kirchlein, das an der Stelle erbaut worden war, wo Karl von Anjou während seiner unglücklichen Belagerung Messinas sein Hauptquartier aufgeschlagen gehabt hatte! Und dann, war man der Hülfe Frankreichs sicher? Gesetzt es hätte die Unterstützung der Rebellen zurückgewiesen, so wäre es ja gar ganz unmöglich gewesen, sich wieder mit Spanien zu verständigen. Der Senator Cassaro nahm daher eine schwere Verantwortlichkeit auf sich, als er dem Volke einredete, er wolle seinen Sohn nach Rom schicken, um dort mit dem spanischen Gesandten zu unterhandeln, während der eigentliche Zweck der Mission der war, sich mit dem französischen Botschafter, Herzog d'Etrées, dort zu verständigen. Darum gab man ihm ostensibel Depeschen an jenen mit; aber geheime Aufträge nur an diesen, jedoch ohne schriftliche Vollmachten[34]). Dieser Mangel von Beglaubigungsschreiben würde auch in Rom die Verhandlungen erschwert haben, wenn man hier nicht durch zwei Messinesen vorbereitet gewesen wäre. Denn als Antonio Cassaro und sein Gefährte Lorenzo di Tomaso am 1. August in Rom angekommen waren, begaben sie sich sofort zu dem Onkel Cassaros, Philipp

Cigala und dem Baron Joseph Balsamo, zwei von Luis dell' Hoyo exilirten Senatoren Messinas.

Diese beiden patriotischen Verbannten waren schon, nachdem am 16. Juli die Kunde von dem neuen Aufruhr in Messina sich in Rom verbreitet hatte, darüber einig geworden, daß in keinerlei Art von Verhandlungen mit dem spanischen Gesandten in Rom Heil zu suchen sei, sondern Alles von einer Unterstützung von Seiten Frankreichs abhange. Darum hatten sie schon auf eigene Verantwortung hin sich mit dem französischen Gesandten in geheime Unterhandlungen eingelassen und dieser hatte bei seinem Hofe den Antrag gestellt, eine Anzahl Schiffe nach dem Canal von Messina zu beordern; vielleicht werde die Stadt sich dann für Frankreich erklären. Als nun die beiden Messineser Abgesandten erschienen, wurden die Verhandlungen von Neuem aufgenommen. Antonio Caffaro hatte eine Zusammenkunft mit dem Herzog d'Etrées und dessen Bruder, dem Cardinal. Der Mangel der Accreditive war für den französischen Diplomaten kein Hinderniß, sich mit ihnen zu verständigen und so schickte er am 2. August einen zweiten Courier mit Berichten ab, um die Absendung einer Abtheilung der Mittelmeerflottille nach Messina zu beschleunigen. Diesen begleitete verkleidet Caffaro in eigener Person, um den Flottencommandanten, Herzog von Vivonne, noch persönlich für die Unternehmung zu gewinnen. Die beiden Messineser Senatoren blieben von jetzt an im Palast des französischen Gesandten; denn obwohl die Verhandlungen mit Caffaro so geheim als möglich geführt worden waren, blieben sie doch den spanischen Spionen nicht verborgen. Um den Messinesen aber die Aussicht

auf ein Gelingen ihrer Gesandtschaft zu nehmen, streuten die Spanier das Gerücht aus, Caffaro sei unterwegs ermordet worden.

Unterdessen war man in Sicilien selbst von keiner Seite in Unthätigkeit geblieben. Die Messinesen ernannten vier Befehlshaber für ihre Truppen, zwei Adlige und zwei Bürgerliche. Noch einmal wurden alle Militärpflichtigen unter die Waffen gerufen. Die Stadtthore wurden bis auf vier stark besetzte sämmtlich geschlossen, die Marineposten verdoppelt und die benachbarten Dörfer verrammelt. Selbst eine Schaar Priester legten die Waffen an und bildeten ein besonderes Corps. Um die Kanonen der Forts zum Schweigen zu bringen, begann man endlich auch von den städtischen Werken aus auf sie zu feuern. Eine Höhe innerhalb der Stadt, an der sich einst der Angriff Karls von Anjou gebrochen hatte und deren Bastion darum den Namen Torre delle Vittorie bis auf den heutigen Tag trägt, beherrschte glücklicherweise das von den Spaniern besetzte Castell Matagrifone.

Aber auch die Spanier rüsteten mit allen Kräften, so weit es die Mittel des erschöpften Reiches und die Habsucht der Beamten gestatteten. Man erkannte doch, wieviel in diesem Augenblicke auf dem Spiele stand. Obwohl man mit den Niederlanden im Bund stand, so hatte man ihren Abfall doch noch so wenig vergessen, daß man von den Messinesen behauptete, sie erstrebten dasselbe, was einst jene erreicht hätten[35]). Der Vicekönig von Neapel, Herzog von Astorga, wußte dem durch die Masaniello-Aufstände verwüsteten und durch Hungersnoth ganz heruntergekommenen Königreiche Neapel im Verlaufe der Kriegsjahre doch noch 7,000,000 Ducati baar

auszupressen, von denen jedoch ein nicht geringer Theil in seine eigenen Taschen wanderte.[86]). Mehrere der großen Lehnsherren des benachbarten Calabriens zeigten sich willig, mit ihren Vasallen den Spaniern zu Hülfe zu kommen. Die sicilianischen Barone wurden mit ihren Leuten aufgeboten, sich im Hauptquartier von Melazzo eiligst einzufinden. Spanische Hülfsvölker, welche von Neapel kamen, wurden zur Verstärkung der Besatzung der Forts und des königlichen Palastes ausgeschifft. Auch ein deutscher Oberst Karl von Grünenberg war unter ihnen. Ehe es aber zur Eröffnung der Feindseligkeiten von allen Seiten kam, versuchte der Vicekönig von Neapel noch einmal zu vermitteln. Er sandte am 21. Juli einen hohen Militär mit einem verbindlichen Schreiben an den Senat, in dem er sein Bedauern über das Vorgefallene aussprach. In seiner Antwort erzählt der Magistrat, indem er seine Treue gegen die spanische Krone hervorhebt, ganz kurz die bisher vorgefallenen Ereignisse und verlangt, daß der Stratigò Soria mit seinen Genossen den königlichen Palast verlasse, und der Vicekönig nach Palermo zurückkehre. Dorthin wollte er dann Gesandten zum Unterhandeln senden. Vor Allem verlange die Stadt Bestrafung der Verschworenen, welche sie dem Untergange hätten weihen wollen. Sie nehme seine, des Vicekönigs, Vermittlung gerne an; er aber solle seine wohlwollenden Gesinnungen gegen die Stadt dadurch bezeigen, daß er den neapolitanischen Galeeren verbiete, Jagd auf die Fahrzeuge zu machen, welche die Stadt mit Nahrungsmitteln versehen wollten, und daß er keine Truppen mehr nach den Forts derselben werfe.

Der Senat durfte sich von diesem seinen Schreiben wohl ebensowenig einen günstigen Erfolg versprechen, als von einem anderen, das er an seinen Agenten in Madrid richtete und in dem er gleichfalls eine Darstellung der Ereignisse gab und gleichfalls das Verlangen aussprach, daß der Stratigò mit seinen Soldaten und Parteigenossen aus der Stadt abberufen werde. Offenbar war die Absicht hierbei nur die, den nächsten und darum gefährlichsten Feind zu entfernen, um die Zukunft ruhiger abwarten zu können. Die Spanier wollten gleichfalls nur Zeit gewinnen, um ihre Rüstungen zu vollenden. Denn der Stratigò verschanzte sich immer stärker in seinem festen Palaste und pflanzte zahlreiche Kanonen auf. Die Messinesen umgaben ringsum denselben nun auch mit Werken, sperrten die Straßen mit Barrikaden und besetzten die umliegenden festen Klöster mit zahlreicher Mannschaft. Die Garnison des Palastes litt denn auch bald Mangel an Lebensmitteln und namentlich an Wasser. Die Zufuhren konnten von San Salvatore her nicht mehr sicher über den Hafen kommen, da man mit Kanonen auf die Fahrzeuge schoß, nachdem eine Kette, die die Absperrung vollenden sollte, abgerissen war. Doch wehrten sich die Spanier bei allen Scharmützeln auf's Tapferste, so daß die Belagerer bald einsahen, es könnte hier nur durch eine regelrechte Belagerung mit Trancheen und Minen Etwas ausgerichtet werden. Doch ehe es dazu kam, sollten noch einmal Vermittlungsversuche angestellt werden.

Der große Unterschied zwischen den Volksaufständen, welche in der Mitte des 17. Jahrhunderts fast alle größeren Städte Unteritaliens aufregten, und der hier

erzählten Revolution, wird nicht zu verkennen sein. Entstanden jene Aufstände mit Naturnothwendigkeit gegen die spanische Mißregierung, so tragen sie auch alle lediglich einen, so zu sagen, vulkanischen Charakter an sich. Sie brechen alle mit ungeheurer Schnelligkeit und Gewaltsamkeit hervor, nach allen Seiten hin nur verwüstend und verheerend. Dann schließt sich auf einmal der Schlund wieder, nachdem die vorhandenen Massen ausgebrannt sind, ohne daß doch irgendwie die tieferen Ursachen der Eruption entfernt worden wären. Die Regierung fällt in ihre vorige Weise zurück, nachdem sie ihr Ansehen durch Versprechungen und Treulosigkeiten, durch Erniedrigung und Rachsucht noch mehr geschwächt hat. Das Volk erträgt seine Blutsauger weiter, bis wieder einmal ein Fieber es ergreift und es dieselben von Neuem abzuschütteln versucht. So in Neapel, so in Palermo.

Wie ganz anders in Messina. Jahre lang ziehen sich die Kämpfe hin; es wird fast mehr mit diplomatischen Künsten gestritten als mit roher Gewalt. Erst als alle friedlichen Mittel erschöpft sind, entschließt sich der Kern der Bürgerschaft, zu den Waffen zu greifen. Aber auch dann erfolgt kein plötzliches Aufbrausen südlicher Leidenschaftlichkeit. Immer wieder zeigt man sich zu friedlicher Verständigung bereit, aber stets bleibt man auch entschlossen, keinen Schritt zurück zu thun und nachzugeben, wo Nachgeben nur sicheres Verderben bringen konnte. Denn hier kämpften organisirte, gut geleitete Kräfte gegen einander, von denen die eine im Bewußtsein des guten Rechtes, die andere mit dem ganzen Stolze einer bis dahin herrschenden großen Nation stritt. Dem, der

das Ringen beider miteinander verfolgt, wird es nicht an Mitgefühl für den schwächern und endlich auch trotz aller Tapferkeit und alles Bürgermuthes unterliegenden Theil fehlen können. Und doch war das Verderben, das die Stadt ereilte, nichts Anderes als nur eine gerechte Strafe, nicht zwar etwa für die Vergehungen derer, welche sie traf, sondern Jener, welche die Stadt von dem gemeinsamen Vaterlande immer mehr getrennt und in einen feindlichen Gegensatz zu dessen Interessen gebracht hatten; Jener, welche ungegründete Rechtsansprüche und Privilegien der Stadt erdichtet hatten, auf die hin dann ihre Nachkommen als auf wirkliche Rechte bauend im guten Glauben handelten und so den tragischen Untergang der über Alles geliebten Vaterstadt herbeiführten. —

Der Vicekönig von Sicilien hatte sich nicht damit begnügt, alle spanischen Gouverneure Italiens zur schleunigsten Hülfeleistung aufzufordern, sondern an alle italienischen Fürsten und Republiken dasselbe Ansinnen gestellt. Er wendete sich an den Papst, an den Großherzog von Toskana, die Republiken von Venedig und Genua und den Johanniterorden von Malta. Aber nur von Genua (der Hure Spaniens, wie man im 17. Jahrhundert in Italien die reiche Kaufmannsstadt wegen ihrer schimpflichen Geldgeschäfte mit Spanien nannte) und von Malta kamen je 5 Galeeren. Rafael Spinola, der die Malteser Galeeren befehligte, suchte zuerst noch einmal zu vermitteln und sandte den Ritter Grimaldi von Castrogiovanni mit einem freundlichen Schreiben an den Senat. Doch dieser war allmälig so Herr der gesammten Bevölkerung geworden, daß er

nicht nur wagen durfte, auch diesem Vermittlungsvorschlage mit den alten Forderungen entgegen zu treten, sondern auch allmälig dem Volke eingestand, Antonio Caffaro sei nach Rom gesendet, um mit Ludwig XIV. zu unterhandeln. Das fortwährende Bombardement, das die Stadt von den Castellen zu erleiden hatte, hatte das Volk nicht mürbe gemacht, sondern in seinem Hasse gegen die Spanier gestählt.

Immer enger schlossen die Belagerer den Stratigò in seinem Palaste ein und da die Mauern desselben sich so fest erwiesen, daß die städtische Artillerie ihnen keinen Schaden zufügte, die Beschießung desselben auch die Stadt beschädigte, so beschloß man, durch eine Mine in ihn eine Bresche zu legen. Trotzdem daß die Spanier die Absicht bald erkannten, durch Gegenminen den Angriff zu vereiteln suchten und wiederholte Ausfälle wagten, um sich des Mineneingangs zu bemächtigen, gelang ihnen Nichts von alle Dem. Die Mine flog in die Höhe und es wurde ein großer Theil der Hinterwand des Palastes umgeworfen.

Jetzt konnte sich Soria nicht mehr halten. Es kam zu Verhandlungen und am 2. August zogen gegen Abend die spanischen Truppen mit militärischen Ehren aus dem Palast ab. Sie führten ihre Gewehre mit sich und all' ihre Habe. Nur die Kriegsmunition blieb zurück. Zugleich mußten der Stadt zwei militärisch wichtige Posten auf der Hafenhalbinsel mit den dort befindlichen Kriegsfahrzeugen übergeben werden. Als die Vertheidiger des Palastes im Castell San Salvatore angekommen waren, verweigerte man den Anhängern Sorias aus der Stadt, welche bisher im Palaste ausgehalten hatten,

die Aufnahme in dasselbe und dieselben mußten über das Meer fliehen, um nicht der Rache ihrer Mitbürger zu verfallen. Groß war die Freude in der Stadt über dieses glückliche Ereigniß. Noch größer wurde dieselbe dadurch, daß die in den Gefängnissen des Palastes festgehaltenen Patrioten jetzt wieder ihre Freiheit gewannen. So unter Anderen jener Adamo, der Veranlasser der ganzen Bewegung. Diese gehobene Stimmung ließ auch den Senat erneuerte Vorschläge des königlichen Generals Gennaro kurzer Hand mit der Anforderung zurückweisen, der Vicekönig solle sich nach Palermo zurückziehen und die Getreidezufuhr der Stadt nicht mehr abschneiden, dann könne man unterhandeln. Um den stolzen Worten aber auch entsprechende Thaten folgen zu lassen, beschloß der Senat, das Fort Castellaccio zu eroberen. Ein tapferer Baron, Karl Averna, suchte sich 300 tüchtige Männer aus. Mit ihnen stürmte er trotz des feindlichen Kugelregens gegen das Fort Castellaccio los, legte die Sturmleitern an und sprang, der Erste, mit dem Degen in der Faust auf die Brüstung. Die spanische Besatzung ergab sich und wurde zu Kriegsgefangenen gemacht.

Nicht so glücklich war man in Kämpfen südlich von der Stadt. Die Spanier hatten den Paß von Capo Alessio überrumpelt und das kleine Fort, welches auf steilem, malerischen Felsen über der See liegt, besetzt. Dadurch war die Zufuhr von Süden hermetisch abgeschlossen. Um diesen wichtigen Punkt wieder in ihre Gewalt zu bekommen, zogen achthundert Messinesen aus. Aber die Spanier, welche die See beherrschten und daher überall hin leicht Truppen werfen konnten, überraschten dieselben, und nur der zähen Tapferkeit Einzelner hatten

die Meſſineſen es zu verdanken, daß ſie ohne ſchwere Verluſte ihren Rückzug nach der Stadt antreten konnten. Bei dieſer Gelegenheit hatte es ſich aber auch herausgeſtellt, daß die Stadt nicht auf alle Barone ihres Gebietes unbedingt rechnen konnte. Daher erließ der Senat am 10. Auguſt eine neue Aufforderung an dieſelben und deren Vaſallen, in welchen er den letzteren Befreiung von allen Laſten und volles Bürgerrecht verſprach, wenn ihre Herren ſich nicht den Geboten des Senats fügten. Doch hatte das nicht überall den gewünſchten Erfolg. Alte Streitigkeiten zwiſchen den einzelnen Ortſchaften wurden jetzt wieder lebendig und ſo wurde das auf ſteiler Höhe gelegene Städtchen Ali ſchon am 11. Auguſt von den Bewohnern benachbarter Orte mit Hülfe der Spanier erobert. Die Einwohner flohen nach Meſſina und vermehrten die Sorgen und Ausgaben des Senats. Zwar hatte derſelbe ſich ſchon alles Silber und Gold von den in den Kirchen entbehrlichen Gefäßen ausliefern und in der Münze neues Geld daraus prägen laſſen. Aber wie lange konnten dieſe Mittel genügen, da man täglich zwiſchen 4—5000 Scudi zu zahlen hatte? Die Lage der Stadt wurde immer kritiſcher, als immer neue Anzettlungen der Spanier innerhalb derſelben ſelbſt entdeckt wurden. Rückſichtslos und energiſch ging man zwar gegen dieſe Verräther vor, welche ſich mit dem Vicekönig in Verbindung geſetzt hatten und u. A. den erſten Militärcommandanten der Stadt, Marcheſe Guiſeppe di Ceſare, ermorden wollten. Aber wenn nun einmal eine ſolche Verſchwörung nicht entdeckt wurde, und vielleicht dann gerade zum Ausbruche kam, wenn die Spanier im Begriff ſtanden, einen Hauptſchlag gegen die Stadt

auszuführen? Darauf wiesen aber alle Anzeichen hin. Am 12. August sandte deshalb der Senat ein Schiff nach dem Norden ab, das die Ankunft der Franzosen beschleunigen sollte. Doch noch einmal sollte die Stadt durch sich selbst gerettet werden.

Am 11. August sandte der Commandant der Besatzung, welche die Uebergänge über die Gebirge nach der Ebene von Melazzo hin bewachte, der Johanniterritter Tommaso Crisafi, einen Eilboten an die Stadt ab und bat um Zusendung von Hülfstruppen, da sich die ganze spanische Kriegsmacht, welche sich in Melazzo gesammelt hätte, gegen ihn in Bewegung gesetzt habe. Ruhig ließ der Senat erst einige Verräther an den Galgen hängen. Dann schickte er zwei Brüder des Commandanten mit ihren Compagnien ab. Als die Truppen sich vereinigt hatten, gelobten sich die Brüder hier bis zum Tode Stand zu halten. Es war ein klassischer Boden für sie. Erinnerungen aus den Vorzeiten ihres Geschlechts umschwebten den Ort, den man nach ihrem Namen das „Pförtchen der Crisafi" nannte. Einst hatte einer ihrer Ahnen hier einem großen Heereshaufen der Araber tapferen Widerstand geleistet. Vielleicht war es jener tapfere Patrizius Khrisaf, den arabische Schriftsteller, das s. g. Chronicon Cantabrigiense, zum Jahre 879 erwähnen [37]). Der Paß, den sie vertheidigten, schloß wenigstens in der Araber Zeiten, die Straße von der Ostküste nach Rametta und Melazzo wie auch jetzt, und viel Christenblut war in ihnen einst geflossen.

Doch so rasch, als man erwartet hatte, sollte hier der Angriff nicht erfolgen. Zwar schob der spanische General Gennaro dreitausend Mann Infanterie und

sechshundert Reiter nach dem Gebirg vor und ließ sie unterhalb der Mauern Rametas (einer in den arabisch-byzantinischen Kämpfen hochberühmten Stadt auf einer hohen Felsenkuppe) ein Lager beziehen. Ein Trupp von 100 Pionieren, die er vorausgeschickt hatte, um das Buschwerk der Gebirgskette anzuzünden, wurde von den Messinesen zurückgeworfen. Offenbar erwartete der General erst Nachrichten von dem spanischen Corps ab, das von Süden herauf an der Ostküste gegen die Stadt Messina direct operiren sollte. Als die Nachricht eingelaufen war, daß das letzte Felsenthor südlich von Messina mit der Eroberung Scalettas in die Hände des hier befehligenden Capitäns Sembrone gefallen sei, hielt er den rechten Augenblick gekommen, um Messina zu überwältigen.

Es war ein trauriges Augustfest, das die Stadt feierte. Mit Thränen in den Augen schritt die große Prozession einher. Man konnte sehen, wie man im Fort Salvatore schon die Leitern in Bereitschaft setzte, auf denen die Stadtmauern erstiegen werden sollten. Es war kein Trost hiergegen, daß der Senat bei seinem Umzuge durch die Stadt die bisher übliche spanische Staatstracht ablegte und sich in einem phantastischen, französischen Anzuge zeigte.

Am 17. August setzte sich dann das spanische Heer in Bewegung, um das Gebirge zu überschreiten. An einem Einschnitte der Bergkette, der Posten von Lombardello genannt, hatte sich Tommaso Crisafi mit 150 Mann aufgestellt. Der Ueberrest war geflohen. Dreißig von den Seinigen schickte er voraus, um den Eingang, die schon genannte portella dei Crisafi, in dieses den Gebirgsrücken quer durchschneidende kurze Thälchen zu

besetzen. Als die Spanier auf Schußweite an den vorgeschobenen Posten herangekommen waren, gaben die wenigen Messinesen eine Ladung auf sie ab. Dann zogen sie sich vor der Uebermacht auf ihre Hauptstellung zurück. Eiligst drangen nun die Spanier in den Engpaß hinein. Sie glaubten, Alles sei schon zu Ende. Da aber ließ Crisafi auf die dicht gedrängten Massen unter lautem Anruf der schützenden Jungfrau Maria ein rasch genährtes Feuer abgeben. Die spanischen Colonnen stutzten. Die Führer waren nicht an ihren Posten. Vergebens suchte man an einer Seite der Schlucht emporzuklimmen, um einen dominirenden Hügel zu gewinnen. Der Versuch schlug fehl. Da wandten sich die calabresischen Hülfsvölker zur Flucht. Das ganze Corps gerieth in Auflösung. Crisafi mit den Seinen stürzt den Fliehenden nach. Nur mit den Schwertern hauen sie die Rücken der Feinde. Denn die Munition ist ihnen ausgegangen. Aber unter der Beute der Feinde finden sie Pulverfässer. Von Neuem erhebt sich das Schießen und die Feinde stürzen unaufhaltsam den Abgründen zu, aus denen sie heraufgestiegen waren. Von der Reiterei gelangten nur Wenige unversehrt in das Lager zurück. Nicht zwei Drittel des ganzen Corps sollen sich wieder zusammengefunden haben. Die sicilische Feudalmiliz stob später noch fast ganz auseinander. Die Unternehmung wurde aufgegeben und das Heer nach Melazzo zurückgenommen. Der Vicekönig Bajona, der hier geblieben war und die Nachricht von der Niederlage nur um Weniges später erhielt als die Meldung von dem anfänglichen Erfolg der Operation, war jetzt sehr kleinmüthig geworden.

Groß war die Beute, die Crisafi bis auf die spanischen Fahnen unter die Sieger vertheilte. Auch die Weiber der hier zerstreut wohnenden Hirten und Bauern, welche die tapfere Schaar in der Augusthitze mit Wasser versorgt und durch ihren Zuruf ermuthigt hatten, gingen nicht leer aus. Die Handschellen und Marterwerkzeuge, die die Spanier mit sich geführt hatten und die jetzt aufgesammelt wurden, erhöhten nicht wenig die Freude über den Sieg. Als die Kunde von ihm nach Messina kam, schickte der Senat sofort eine Danksagung an jene Tapferen ab und sandte ihnen mehrere Fahnen mit dem Bild der Madonna della Lettera, da ja ihr mehr als den Menschen der Sieg zu verdanken sei. Sofort wurden die Fahnen auf den Hügeln über dem blutigen Schlachtfelde aufgepflanzt und mit der Königssalve salutirt. Es war ein schöner Sieg, der hier erfochten war, den schönsten Siegen vergleichbar, die je Bürgermuth und Vaterlandsliebe gegen Heeresmassen errungen haben. Er richtete den gesunkenen Muth der Stadt auch wieder so auf, daß man jetzt einen entscheidenden Angriff auf das Castell Matagrifone zu unternehmen beschloß, um dem Beschießen der Stadt ein Ende zu machen. Eine Mine, um es in die Luft zu sprengen, war zwar schon bereit. Die größte persönliche Tapferkeit hatten bei ihrer Anlage einige junge Adlige, vor Allen der Marchese von Gallo d'Oro bewiesen. Doch fürchtete man, da das Castell von Gebäuden, namentlich Klöstern, umgeben war, dieselbe auffliegen zu lassen. Man schickte einen Abgesandten, den Padre Lipari, welcher zu den meisten diplomatischen Missionen vom Senat verwendet wurde, an den Castellan

und ließ ihn zur Uebergabe auffordern. Derselbe lehnte dieselbe ab und verlangte die Mine zu sehen. Man führte seinen Adjutanten mit verbundenen Augen in dieselbe, so daß dieser sich von ihrer Existenz überzeugen konnte. Doch weigerte sich der Castellan zu unterhandeln. Da ließ man sie in die Höhe gehen, aber sie verursachte nur geringen Schaden. Der Commandant blieb um so hartnäckiger. Dagegen riß unter der Besatzung, die Mangel an Wasser und Brod litt, Insubordination ein. Als man neue Minen springen zu lassen drohte, kam es am 21. August zu einer ehrenvollen Capitulation, ähnlich jener des Stratigò. Für die Frau des Commandanten war besonders stipulirt, daß bei dem Abzuge durch die Stadt sie von vornehmen Damen Messinas begleitet werden solle.

Der Verlust dieses Forts schien dem Vicekönig so bedeutend, daß er noch einmal durch den Befehlshaber der Galeeren des Johanniterordens allgemeine Amnestie anbot. Aber eben so wenig als die Messinesen die eroberten Castelle wieder ausliefern und den ihrem Werthe nach wohl bekannten spanischen Versprechungen trauen wollten, mochte der Vicekönig seine Truppen und Schiffe entlassen, nach Palermo zurückkehren und der rebellischen Stadt die Zufuhr freigeben.

War man so den nächsten und gefährlichsten Feind los, so blieben doch noch immer die zwei anderen Forts, die jetzt ihr Feuer gegen die Stadt verdoppelten. Die meisten Schüsse waren nach dem Dom der Stadt gerichtet, da in dessen Nähe der Senatspalast lag. Den Spaniern war aber vor Allem an der Erhaltung des Forts San Salvatore gelegen, da dieses den Hafenein-

gang und die ganze Marinefaçade der Stadt beherrschte, welche aus einer eine Miglie langen Reihe zusammenhängender, ganz gleich hoher Paläste bestand[38]). Der Vicekönig schrieb daher wiederholt an seinen Commandanten und ermahnte ihn zur Ausdauer. Gegen ihn konnten die Messineſen auch nur wenig ausrichten. Destomehr Erfolg versprachen sie sich dagegen von einer Belagerung des Forts Gonzaga, das die Spitze des südwestlich von der Stadt sich hinziehenden Hügelrückens einnimmt, und von dem aus zu allen Zeiten, von den Karthagern bis auf die Anjous, die Stadt belagert worden war. In dem sandigen Erdreich, das bei der Hebung Siciliens aus dem Meeresgrunde emporgestiegen war und hier wie in der ganzen Umgebung Messinas die Hügel bedeckt, war es leicht, eine Mine anzulegen. Es kam zu Verhandlungen, die jedoch der Commandant ziemlich brusk abbrach. Da ließ man zur Nachtzeit die Mine fliegen und diese that wirklich großen Schaden. Jetzt ergab sich auch dieses Castell unter denselben Bedingungen, wie das von Matagrifone.

Ebenso günstig war für die Stadt das Waffenglück an anderen Punkten. Um das Vordringen der Feinde von Süden her zu verhindern, hatte man nördlich von Scaletta das große Kloster von San Placido besetzt, das einst König Martin (1409) hier auf einem steilen Hügel über der See als Sommersitz für die Benediktiner von Messina gegründet hatte. Die frommen Väter hatten sich aus ihm, seiner exponirten Lage wegen, längst zurückgezogen. So gewährten seine großen Räume, die noch jetzt, obwohl zur Hälfte zusammengestürzt, doch noch das Erstaunen des Wanderers über den einstigen

Reichthum dieser Mönche herausfordern, für mehrere hundert Mann eine sichere Stellung.

Es fehlte zwar auch hier nicht an Scharmützeln, eben so wenig als auf den Bergen westlich von der Stadt und an der Küste nach dem Leuchthurme der Meerenge zu. Hier versuchten die Spanier wiederholt Landungen in der Nähe der Stadt. Aber in der nächsten Zeiten konnten sich die Messinesen noch immer ihrer Feinde erwehren. Eines großen Dorfes, Saponara, jenseits der Berge hatten sich zwar die Messinesen mit Gewalt bemächtigt, den Baron di Giovanni, der sich der Stadt nicht zur Verfügung gestellt hatte, vertrieben und den Vasallen die Freiheit geschenkt, so daß der Vicekönig in Melazzo für sich zu fürchten begann und den Ort auch nach der Landseite befestigen ließ. Aber da ihm jetzt von allen Seiten, selbst aus Oberitalien, neue Hülfstruppen zuströmten, konnte er bald wieder in die Offensive übergehen und schickte neue Truppen gegen die Berge vor, um sich der Pässe zu bemächtigen. Um das Gleichgewicht der Waffen einigermaßen wieder herzustellen, namentlich aber um das Uebergewicht der Feinde zur See in Etwas zu beschränken und sich die Getreidezufuhr zu erleichtern, versuchten die Messinesen durch eine Gesandtschaft an den Großmeister der Malteserritter diese zu bewegen, ihre Schiffe zurückzurufen. Aber dieser Versuch schlug fehl. Der Großmeister Cottoner blieb unerbittlich. Doch ein spanischer Angriff auf den Uebergang von San Calogero schlug noch einmal fehl, da Tommaso Crisafi dem Befehlshaber des ihm nahe gelegenen Passes zu Hülfe kam. Ebenso wurde ein combinirter Anfall auf beide

Stellungen der Messinesen nach einem neunstündigen Gefecht abgewiesen und die spanischen Truppen mußten nach Monsorte zurückgenommen werden.

Aber lange konnten es die Messinesen nicht mehr ohne fremde Unterstützung aushalten. Die Anspannung aller Kräfte der Bürgerschaft war nicht mehr dauernd auf dieser Höhe zu erhalten. Am 14. September schickte deshalb der Senat den Baron Vittorino Reitano mit Depeschen an den französischen Gesandten in Rom ab, in welchen demselben die bisherigen Erfolge mitgetheilt wurden, zugleich aber auch die dringende Aufforderung enthalten war, die Ankunft der französischen Flotte zu beschleunigen. Zwei Tage später sandten sie ein neues Sendschreiben nach, da die Spanier das Gerücht verbreitet hatten, Messina habe einen Vergleich mit ihnen abgeschlossen. Endlich kamen auch Nachrichten von dem Erfolg der Negoziationen mit Frankreich an, wenn auch einstweilen nur unsichere. Die beiden verbannten Messinesen Cigala und Balsamo berichteten von Rom, daß Antonio Caffaro und sein Begleiter mit Briefen des französischen Gesandten versehen nach Toulon abgegangen sei, daß die übrigen nach Oberitalien zur Beschleunigung des französischen Zuzugs abgesandten Messinesen auf ihren Posten angelangt wären und ganz Rom des Lobes der Tapferkeit und der Ausdauer der Messinesen voll sei.

Während man durch diese Nachricht und eine andere von einem nicht unbedeutenden Erfolge, der südlich von Messina errungen war, bewegt war, kam auch vom Norden die Meldung, daß eine französische Flotte auf der Höhe des Faro erschienen sei (27. September). Sogleich bestiegen die vornehmsten Männer der Stadt

die bereitstehenden Boote, um den neuen Bundesgenossen entgegen zu fahren. Antonio Caffaro u. A. fand man am Bord des Admiralschiffes, das der Commandeur Valbelle befehligte. Das Geschwader bestand aus 11 Kriegsschiffen, die mit Lebensmitteln und Munition reichlichst versehen waren. —

Es war dem Gesandten Messinas nicht schwer geworden, sich der französischen Hülfe zu versichern. Caffaro hatte zwar in Toulon den Commandanten der Mittelmeerflotte, den Herzog von Vivonne, nicht gefunden, da dieser an der Küste von Catalonien kreuzte. Schnell war er ihm aber dorthin nachgereist und hatte ihm persönlich sein Anliegen auseinandergesetzt. Vivonne, leicht für den Plan gewonnen, schickte sofort Depeschen um Verhaltungsbefehle nach Paris ab, in denen er das Hülfegesuch Messinas aufs Lebhafteste unterstützte. Es war nicht ganz ohne Einfluß auf die Entscheidungen des Hofes, daß Madame de Montespan eine Schwester des Herzogs war. Ludwig XIV. billigte den Vorschlag Vivonnes und so wurde die schleunige Absendung von 6 großen Kriegsschiffen und 3 Brandern beschlossen. Ihnen sollte bald eine andere Flottenabtheilung folgen. Antonio Caffaro, der bis dahin bei dem Herzog geblieben war, da er ja kein Accreditiv an dem französischen Hofe hatte, begleitete die Flotte in seine Heimath. Der Herzog hielt ihn für besonders geschickt, der französischen Herrschaft dort Eingang zu verschaffen.

In den Hafen konnten freilich die Schiffe noch nicht einlaufen. Sie mußten in einer Bucht vor der Stadt in der Nähe des großen Basilianerklosters San Salvatore vor Anker gehen. Kaiser Karl V. hatte die

Mönche, die früher ihr von Ruggiero I. gestiftetes Ordenshaus an der Stelle gehabt hatten, wo jetzt das der Stadt so furchtbare Fort San Salvatore stand, an diese Stelle verpflanzt.

Noch am Abend desselben Tages machte der Senat dem französischen Commandanten seine Aufwartung. Aber erst am folgenden hielt derselbe seinen festlichen Einzug in die Stadt. Durch die Reihen der Stadtmiliz, deren Zahl auf 20,000 angegeben wird, zog er in den Senatspalast, wo er eine Ansprache an die ersten Männer Messinas hielt. Ein Senator antwortete mit Worten des Dankes für die gebrachte Hülfe und forderte schließlich das Volk auf, dem großmüthigen Beschützer der Stadt, dem König Ludwig XIV. von Frankreich ein Hoch auszubringen. Das ganze Volk stimmte ein, die französische Flagge wurde überall aufgezogen und die Geschütze der Castelle und Bastionen salutirten sie. Es war ein Freudentag für die Stadt. Ihm sollten auch bald thatenreiche folgen. Nachdem der französische Commandant die Vertheidigungsanstalten besichtigt hatte, erkannte er sofort, daß seine erste Aufgabe darin bestehe, sich des Castells San Salvatore zu bemächtigen, das mit seinen 30 Kanonen nicht nur den Hafen beherrschte, sondern fortwährend noch die Stadt beunruhigte. Man fing mit Unterhandlungen an. Als diese kein Ergebniß herbeiführten, begann eine allgemeine Beschießung des Forts, sodaß die meisten Kanonen desselben demontirt wurden. Aber auch jetzt ergab es sich noch nicht. Von der Landseite her drangen die Messinesen auf der schmalen Landzunge bis auf Musketenschußweite gegen es vor und schnitten dadurch den einzigen Brunnen ab, welcher die

Besatzung bisher mit salzigem Wasser getränkt hatte. Abermals fand eine Kanonade statt, in der der Commandant Pimentel verwundet wurde, sodaß sein Ersatzmann, Karl von Grünenberg, einen zweitägigen Waffenstillstand abschließen mußte. Als derselbe abgelaufen war, kam es zu weiteren Verhandlungen und die Besatzung capitulirte unter den ehrenvollsten Bedingungen. Sie räumte das Fort unter militärischen Ehren, führte sechs Bronzekanonen, die halbe Munition und alles Gepäck mit sich. So lange als die Besatzung ihre Einschiffung, vom 8. October ab, besorgte, sollten keine zwölf Messinesen das Fort betreten.

Als die Spanier das Castell schon zu räumen begonnen hatten, erhielt der Senat die Nachricht, daß eine große spanische Flotte vor dem Canal kreuze. Zwei ausgesandte Schnellsegler bestätigten die Nachricht. Kamen die Spanier schnell heran, so gerieth die französische Flottille in die übelste Lage. Denn wer bürgte dafür, daß dann nicht die spanische Besatzung des Castells mit ihrer Flotte doch noch gemeinschaftliche Sache machte und so jene zwischen zwei Feuer kam. Der Abgeordnete Messinas, welcher den Abzug der Besatzung des Castells überwachen sollte, Petro Faraone, begriff sogleich die Gefahr der Lage, sprengte das Gerücht aus, jetzt komme der andere Theil der französischen Flotte, drängte sich mit einer Schaar treuer Anhänger in das Castell ein und bemächtigte sich seiner. Als die spanische Escadre näher kam, sahen die Getäuschten, daß es zu spät sei. Schon feuerten die Messinesen aus den Kanonen auf die sich herannahenden Schiffe der Spanier, die zu ihrer Verwunderung plötzlich die spanische Flagge mit

der französischen vertauschen sahen. Da man bei dem Abfeuern der Kanonen verschiedene gefunden haben wollte, welche gegen die Convention vernagelt oder mit Wolle geladen gewesen seien, so genügte dieses, um die gesammte Besatzung für kriegsgefangen zu erklären. Es waren gegen 500 Spanier, die man dadurch in seine Gewalt bekam. Die Spanier rächten sich für diese Gewaltthat damit, daß sie Bürger und Angehörige der vornehmen Familien Messinas, die sich in ihrem Bereiche aufhielten, gleichfalls in Gefangenschaft werfen ließen.

Die spanische Flotte, welche jetzt dem Vicekönig um so erwünschter kam, als die Galeeren von Genua und Malta sofort abgefahren waren, nachdem sich Frankreich für Messina erklärt hatte, war nach dem Uebergange von San Salvatore nach der Küste Calabriens gesteuert. Doch hier konnte sie sich wegen eines heftigen Scirocco-sturmes nicht halten und ging nach Melazzo zurück. Diesen ihm günstigen Wind benutzte aber auch Valbelle, um Messina zu verlassen und nach Marseille zurückzusegeln. Er wollte neue Hülfe herbeirufen, da er sich der spanischen Flotte gegenüber zu schwach fühlte. Vielleicht hatte er auch nur die Aufgabe gehabt, sich an Ort und Stelle zu überzeugen, ob hier wirkliche Vortheile für Frankreich zu gewinnen seien. Antonio Caffaro und der geschickte Unterhändler Lipari begleiteten die französische Flotte, dieses Mal mit regelrechten Accreditiven für Ludwig XIV. wohl versehen.

Mit den französischen Schiffen schien auch das Kriegsglück die Stadt verlassen zu haben. Anfänglich zwar erwehrten sich die verschiedenen Besatzungen auf den Bergen und an der Südküste der Angriffe der

Spanier. Aber allmälig ließ die Kraft der Vertheidigung nach. Da die Spanier das Meer jetzt völlig beherrschten und eine starke Transportflotte zu ihrer Verfügung hatten, konnten sie überall an der Küste Landungsversuche machen und den vorgeschobenen Posten in den Rücken fallen. Noch schlimmer als dieses war aber der Mangel an Lebensmitteln, der sich in der Stadt bemerklich machte, seitdem fast alle Zufuhren vom Meere hermetisch abgesperrt waren. Die Blokade zur See zu brechen, war kaum möglich, wenn gleich das stets von Strömungen bewegte Meer im Canale den Spaniern niemals erlaubte, ihre Schiffe ständig in demselben zu belassen. Als aber einige reiche Messineser Kaufleute auf eigene Rechnung Kriegsfahrzeuge ausrüsteten, wurden dieselben von den Bewohnern der Küste Calabriens mit großen Verlusten zurückgewiesen. Man mußte versuchen, sich zu Lande Luft zu schaffen. Die Absperrung am Cap Scaletta sollte durchbrochen werden. Ein Angriff auf die spanische Besatzung daselbst schien den besten Erfolg zu versprechen. Da landeten eine Anzahl spanischer Schiffe eine beträchtliche Menge Kriegsvolk in dem Rücken der Angreifer an der Marine von St. Placido, dieser wichtige Posten wurde überrumpelt und besetzt und nun mußten sich die vor Scaletta stürmenden Messineser eiligst zurückziehen, um nicht ganz abgeschnitten zu werden. Die Besatzungen der Pässe auf den peloritischen Bergen konnten sich nun auch nicht mehr behaupten. Obwohl San Placido noch einmal von den Messinesen besetzt wurde, mußte es doch bald wieder aufgegeben werden. Nun verheerten und plünderten die Spanier alle Dörfer südlich von Messina bis unter die

Stadtmauern. Die Bauern vermehrten mit ihren Familien die Schaaren des hungrigen Stadtvolks. Täglich erhielt jeder Einwohner nur noch vier eine halbe Unze Brod und von Gemüsen, was die nächsten Gärten noch darboten.

Aber es sollte noch Aergeres kommen. Eine Abtheilung der spanischen Flotte bemächtigte sich des kleinen Forts am Faro di Messina, trieb alle die Besatzungen nordwärts der Stadt auf diese zurück. Kaum daß man die wichtigsten Punkte in der Nähe der Stadt gegen den Andrang der Spanier behaupten konnte. Die Möglichkeit, daß die französische Flotte von Norden durch den hier kaum drei Viertel Stunden breiten Sund der Stadt zu Hülfe komme, schien damit abgeschnitten zu sein. Zwar wußte man, daß dieselbe von Marseille abgegangen sei. Der h. Xaver, den man auf Anrathen einer frommen Nonne zum Stadtpatron erhoben hatte, ließ nämlich zum Danke dafür am 3. December einige Schiffe mit Lebensmitteln in den Hafen einlaufen und auf ihnen befanden sich auch zwei Messineser, welche jene Nachrichten von Marseille mitbrachten. Aber die so unerwartet gekommene Nahrung war auch bald wieder aufgebraucht, da die hungernde Stadt noch immer achtzig Tausend Einwohner zählte. Jetzt mußte man einen Volksaufstand befürchten. Immer wieder wurden auch Anzettelungen der Spanier in der Stadt entdeckt. Die Furcht vor dem schimpflichen Tode, der die Verräther traf, war gewichen, seitdem man die Schrecken des Hungertodes vor Augen hatte. An manchen Tagen bestand die einzige Nahrung nur noch in drei Unzen Stockfisch und wilden Pflanzen, die bisher noch kein

Mensch gegessen hatte. Aber wiederholt hatte die Bürgerschaft dem Senat erklärt, sie wolle eher sterben, als sich den Spaniern ergeben. Schon als man die Brodrationen auf die Hälfte herabgesetzt hatte, erklärte sich eine Volksversammlung dahin. Als man nur noch für zwei Tage je 4½ Unzen zu vertheilen hatte, beschloß die von Neuem zusammenberufene Bürgerschaft, sich für vier Tage mit einer Viertelration zu behelfen. Ein Brief, den ein in Venetien lebender Messinese angeblich an den Senat geschickt haben sollte, wurde vor ihr verlesen und wirkte wesentlich zur Entscheidung mit. Denn mochten auch die Versicherungen, daß man überall die Geschicke Messinas mit der größten Theilnahme verfolge, weniger Eindruck machen, die Aufzählung all der Treulosigkeiten und all des Verraths, dessen sich die Spanier nach der Niederwerfung des Aufstandes des Masaniello in Neapel schuldig gemacht hatten, mußte die Messinesen bestimmen, eher Alles zu versuchen, als sich auf Verheißungen und gute Worte ihrer Feinde zu verlassen. Der Enthusiasmus der Verzweiflung hatte Alle ergriffen. Als aber auch jene vier Tage abgelaufen waren und noch kein Hoffnungsstrahl der Stadt leuchtete, berief der Senat von Neuem eine Zusammenkunft. Der regierende Senator setzte die Lage der Stadt auseinander und ermahnte zur Ausdauer, da ja die Hülfe jeden Augenblick kommen könne. Weinend und schluchzend hörten die Bürger die Antwort eines Mannes aus ihrer Mitte, der ihnen die Greuel schilderte, welche die Spanier bei der Eroberung verschiedener Städte, z. B. der Roms, verübt hätten. Lieber wollten sie alle sterben und die Stadt anzünden, als sich ergeben, schrieen Alle. Das

flößte dem Senat neuen Muth ein und er befahl aus den nächstliegenden, noch nicht ausgeplünderten Dörfern und Meiereien alles Vieh, selbst Pferde und Maulthiere zum Schlachten herbeizutreiben. Zwei Senatoren übernahmen die Vertheilung des Fleisches. Als ein Bürger Widerstand gegen die Maßregel erhob, wurde er erdrosselt und an einem Fuße als Verräther aufgehangen. Der Mann, der in diesen Zeiten des größten Unglücks der Stadt die größten Bürgertugenden bewies, war der Johanniterritter Tommaso di Gregorio, der die Stadt mit Tausenden von seinem Vermögen unterstützte und das Verhalten des Senats bestimmte. Seinem Einfluß war es auch zuzuschreiben, daß, als der Senat den Bürgern erklärte, es stehe jedem frei, die Stadt zu verlassen, Alle doch bei ihm auszuharren erklärten. Aber schon war im Senat selbst die Majorität jetzt nicht mehr ganz abgeneigt, mit den Spaniern zu unterhandeln. Der Senator Thomas Caffaro blieb allein fest. Er soll selbst Briefe, die er von Frankreich empfangen haben wollte, untergeschoben und die verführerischsten Bestechungsversuche der Spanier abgewiesen haben.

Aber noch war der Leidensbecher von der Stadt noch nicht bis auf die Neige geleert. Am 29. December verrieth der Commandant des wichtigen Postens, der nach dem Leuchthurm auf der schmalen Landzunge zwischen dem Hafen und dem Meere der Laternenposten genannt wird, diese seine Stellung an die Spanier. Die Besatzung im Fort San Salvatore war dadurch vom Landverkehr mit der Stadt abgeschnitten. Fast wären auch noch die Bastionen an der See, San Giorgio und Don Blasco, gleichzeitig mit diesem Posten in die Hände

der Spanier gefallen, welche von dem gegenüber liegenden Reggio in großer Anzahl herbeigesegelt kamen. Doch wurde dieser Verlust, welcher die Uebergabe der ganzen Stadt hätte nach sich ziehen müssen, noch glücklich vereitelt. Aber schon war Alles Rindvieh in der Stadt aufgezehrt, obwohl nur zwei Unzen einschließlich der Knochen auf den Kopf vertheilt wurden. Als auch die Maulthiere bald sämmtlich geschlachtet waren, sendete man einen vornehmen Adligen nach einem benachbarten Orte auf der Höhe über den Faro, le Masse genannt, um dessen Bewohner zu bewegen, ihr noch vorhandenes Vieh der Stadt abzutreten. Aber zur Nachtzeit ermordeten die Bauern den Gesandten und lieferten seinen Kopf den Spaniern aus. Diese waren mittlerweile von Norden her bis unmittelbar vor die Stadt vorgerückt, hatten den Kapuzinerberg besetzt und die Vorstadt San Leo, welche gegenwärtig mit zur Stadt gehört, eingenommen. Alle städtischen Gebäude, welche nicht innerhalb des Mauerrings lagen, wurden verwüstet. Man hatte in der Stadt nicht einmal mehr wilde Kräuter, die man zu dem Fleisch der Maulthiere kochen konnte. Der Untergang der Stadt schien um so sicherer, als zweiundzwanzig Galeeren, eine Brigantino, eine Galeotte, achtzehn wohlbemannte spanische große Kriegsschiffe und 24 Segelboote den Eingang des Faro absperrten.

Doch stahl sich ein Schnellsegler durch diese Flotte durch, der von dem Commandanten Valbelle Depeschen an den Senat brachte und anzeigte, er sei mit dem Marchese von Valavoir und 7 großen Kriegsschiffen, drei Brandern und acht Transportschiffen der Stadt zur Hülfe gekommen. So groß die Freude nach Empfang

dieser Nachricht war, so wenig konnte man sich die Größe der noch zu bewältigenden Schwierigkeiten verhehlen. Vor Allem mußte dem französischen Commandanten Bericht über die Noth der Stadt und die dem König von Frankreich bewährte Treue so schnell als möglich zugeschickt werden. Zwei tapfere Männer liefen deshalb mit dem Schnellsegler zur Nachtzeit aus dem Hafen aus und schlichen sich zwischen allen spanischen Wachtschiffen durch. Schon am anderen Morgen fanden sie die französische Flotte, die hinter einer der liparischen Inseln von Anker gegangen war. Nachdem Valavoir den Bericht der Abgesandten vernommen hatte, erkannte er, daß nur noch in der größten Eile Rettung zu suchen sei. Ein Kriegsrath der französischen Schiffscommandanten hatte sich zwar gegen das tollkühne Unternehmen erklärt, durch eine von zwei Seiten zu beschießende, sturmbewegte Meerenge, die noch dazu von einer weit überlegenen Flotte bewacht wurde, zu segeln. Man beschloß daher, die Ankunft der großen französischen Flotte unter dem Marschall Vivonne abzuwarten. Aber am folgenden Morgen wurde ein neuer Kriegsrath berufen und hier setzte es Valavoir durch, einen Versuch zum Entsatz der Stadt zu machen. Mit mäßigem Winde segelte er in den Canal ein und siehe da — die spanische Flotte hob die Anker und ging schleunigst nach der Küste Calabriens unter Segel (3. Januar 1675). Wer will mit dem religiösen Glauben eines Volkes streiten, das hierin ein Wunder der schützenden Jungfrau Maria sah? Die Uneinigkeit und Trägheit der spanischen Commandanten hatte es aber vollbracht. Der spanische Admiral Melchior la Cueva und die Offiziere wurden

später vor ein Kriegsgericht gestellt, doch Cueva freigesprochen. Die spanische Flotte kehrte zum Theil nach Melazzo zurück. Die andere Hälfte blieb südlich von Reggio geankert.

Kaum war der Generallieutenant und Commandant von Messina, Marquis von Vallavoir, in den Hafen von Messina eingelaufen, in dem königlichen Palaste abgestiegen und hatte hier sein Beglaubigungsschreiben dem Senate verlesen, als er den Commandanten des Laternenpostens auffordern ließ, sich zu ergeben. Doch dieser zeigte Anfangs wenig Lust, sprengte aber doch in der folgenden Nacht seine Munition in die Luft und schiffte sich nach Reggio ein. Ebenso eilig verließen die Besatzungen auf dem Kapuzinerberge und dem Kloster San Salvatore ihre Stellungen und zogen sich mit Hinterlassung ihrer Geschütze zurück. Ein spanischer Reiteranführer, welcher die allgemeine Aufregung der Stadt bei dem Einlaufen der Schiffe hatte benutzen wollen, um in dieselbe einzudringen, büßte seine Verwegenheit mit dem Tode. Um die Stadt vor jeder durch Fahrlässigkeit der Bürgermiliz oder durch Verrath drohenden Gefahr zu bewahren, legte man jetzt in die wichtigsten Forts und Bastionen französische Besatzungen. So wurde das Fort Matagrifone und San Salvatore und die Bastion San Giorgio am Meere gesichert.

Doch nur auf kurze Zeit konnte die Ankunft der Franzosen der Noth der Stadt steuern. Die Bürgerwehr war jetzt schon zu schwach geworden, um selbst im Verein mit den zu Hülfe gekommenen französischen Truppen sich der täglich immer zahlreicher werdenden Feinde zu erwehren und die Barrieren zu sprengen,

welche die Stadt von der Communication mit der übrigen Insel abschnitten. Auch zur See konnte noch immer keine Zufuhr in die Stadt gebracht werden, namentlich da der neue Vicekönig der Insel, Federico Toledo Marchese von Villafranca, am 12. December mit 17 neuen Galeeren in Palermo angekommen war. Nachdem das Wenige, was die Franzosen mitgebracht hatten, verzehrt war, begann die Noth von Neuem. Bald stieg sie zu einer nie dagewesenen Höhe. Anfangs hatte man noch für theueres Geld Etwas haben können. Fünfundzwanzig Pfund Mehl kosteten 6 Scudi, ein Huhn 2 Dublonen, zwanzig Eier eine Zechine. Endlich aber mußte man wieder Pferde und Maulthiere schlachten. Selbst mit Katzen, Hunden und Ratten war man zufrieden und die Häute der Thiere machte man in ungelöschtem Kalke gar. Dazu kam noch die fortdauernde Bedrohung von Außen, die ständige Aufregung, welche die Furcht vor Verrath einflößen mußte. Der Senat, der schon dem König von Frankreich den Titel eines Königs von Sicilien beigelegt hatte, wurde schwierig und war bis auf Wenige zu Unterhandlungen mit den Spaniern geneigt. Wäre nicht die franzosen-freundliche Partei durch die Ankunft von mehreren der angesehensten von den Spaniern exilirten Adligen verstärkt worden, Messina wäre, trotzdem daß die Franzosen die wichtigsten Punkte besetzt hielten, jetzt vielleicht für sie verloren gewesen. Schon wagten die Spanier wieder Angriffe auf den Kapuzinerberg und in das Fort Castellaccio hatten sich schon zwölf ihrer Soldaten durch Verrath eingeschlichen, als die Besatzung noch zur rechten Zeit des Ueberfalles Herr wurde. In der Stadt selbst dauerten die Unruhen fort.

Das niedere Volk ersuchte den französischen Commandanten sich der gesammten Regierungsgewalt zu bemächtigen. Nicht wenige der unterdrückten Partei der Merli mußten noch wegen ihrer fortdauernden Verbindungen mit den Spaniern mit dem Tode bestraft werden. Kurz, die Stadt befand sich in einem Zustande, wie er trauriger für ein Gemeinwesen nicht gedacht werden kann. Es war hohe Zeit, daß die widrigen Scirocco-stürme sich legten und der Flotte des Marschalls Vivonne es ermöglichten, der ausgehungerten, machtlosen Bevölkerung Messinas zu Hülfe zu kommen.

Am 9. Februar sah man in Messina, wie die Spanier ihre Schiffe aus der Bucht von St. Giovanni südlich von Reggio von Galeeren durch den Canal nach Norden bugsiren ließen. Der aufmerksame Valbelle schloß daraus, daß die französische Flotte vor dem Canal angekommen sein müsse und ließ seine Schiffe gleichfalls zur Ausfahrt zurüsten. Bald hörte man auch das Donnern der Kanonen vom Norden. Obgleich die Flotte Vivonnes nur aus neun Linienschiffen, einer Fregatte, drei Brandern und acht Lastschiffen bestand, beschloß er doch die spanische Flotte, welche sich ihm in der Bucht vor dem Eingange des Canals unter dem Commando des Fürsten Belviso und Melchiors della Cueva entgegenstellte und mehr als doppelt so stark als die seine war, anzugreifen. Ja er wartete nicht einmal seine Nachhut unter dem Marquis de Preuilly d'Humieres ab, sondern griff mit dem Commandanten des Centrums seiner Flotte, dem berühmten Seehelden Duquesne, vereint die Spanier mit 6 Linienschiffen und einer Fregatte unerschrocken an. Es wehte eine günstige Prise

für die Franzosen. Aber bald trat Windstille ein, sodaß die spanischen Galeeren ihre Linienschiffe bald sämmtlich in die Schlachtreihe schleppen konnten. Die Ueberzahl war zu groß. Auf jedes französische Schiff kamen fast vier bis sechs spanische. Die tiefe, von hohen, steil ins Meer abfallenden Bergen umschlossene Meerbucht zwischen Scylla und Palmi erdröhnte vom stärksten Geschützfeuer. Doch wehrte sich der Herzog von Vivonne vier Stunden lang aufs Tapferste. Da sahen die Spanier Valbelle mit seinen sechs Linienschiffen und vier Brandern in ihrem Rücken erscheinen und wandten sich zur Flucht. Die Franzosen drangen aufs Heftigste nach, soweit es der sinkende Tag zuließ. Die Galeeren mußten sich von den Linienschiffen trennen und gingen nach Melazzo, diese nach Neapel. Ein Schiff von 40 Kanonen fiel den Franzosen in die Hände, zwei wurden in den Grund gebohrt, vier andere als seeuntüchtig verlassen. Kurz, die spanische Flotte war unter großen Verlusten gänzlich auseinander gesprengt.

Vivonne zog siegreich in Messina ein. Sofort ließ er unter das hungrige Volk, das seit zwei Tagen gar Nichts mehr zu essen bekommen hatte, Schiffszwieback austheilen. Am 15. Februar wurde das erste frische Brod gebacken. Wenige Tage später sah man auch schon wieder frisches Gemüse auf dem Markte, denn die Zufuhr zur See war frei. Auch aus der nächsten Nähe der Stadt hatten sich die Feinde zurückgezogen, nachdem sie alle Felder furchtbar verwüstet hatten. Die Zeit des Carnevals feierte man in Messina nach solcher Noth doppelt freudig, wenn gleich noch Vieles zu wünschen übrig blieb. Fortwährend hatten die Spanier noch

Anhänger in der Stadt und verschiedene Anschläge wurden entdeckt. Doch der Furcht vor Verrath entsprachen jetzt die Gegenmaßregeln. Tag und Nacht stand Bürgerschaft und Besatzung auf den Wällen zur Vertheidigung bereit. Die ganze innere Verwaltung wurde neu organisirt, nachdem man sich bisher nur mit interimistischen Aenderungen begnügt hatte. Zur gewöhnlichen Zeit wählte man sechs neue Senatoren, die Gerichtshöfe wurden wieder besetzt und endlich schritt man auch zu einer gesetzlichen Ordnung des Verhältnisses zu Frankreich. Auf den Antrag des Senats an den Bürgerausschuß, dem König Ludwig XIV. für sich und seine Erben zu Händen des Marschalls Herzog Victor von Vivonne den Eid der Treue zu leisten, fertigte dieser ein Instrument aus, in dem er seine Zustimmung hierzu erklärte. Am 28. April leisteten dann die Senatoren im Dom unter großem Gepränge im Namen der Stadt dem neuen Souverain den Eid der Treue. Der Vicekönig Vivonne gelobte dagegen die Aufrechthaltung aller zu Recht bestehenden Privilegien und Freiheiten der Stadt. Zwei Tage später wurden die neuen Senatoren festlich in ihr Amt eingeführt. Es hob sich die Stimmung der Bevölkerung noch mehr, als 20 Fahrzeuge mit Lebensmitteln aus Morea einliefen. Ende März war auch schon das Gros der französischen Mittelmeerflotte, 24 Galeeren und gegen 90 Segel zählend, welche Soldaten, Munition und Proviant aller Art brachten, angekommen. Am 7. Juli lief der Rest derselben, 35 Segel stark, im Hafen ein. Die Zahl der Truppen, die sie insgesammt mitbrachten, finde ich auf 13,000 Mann angegeben.

Doch schon ehe dieser letzte Nachschub von Marseille ankam, hatte Vivonne verschiedene Unternehmungen gegen die Spanier ausgeführt. Ein Theil des französischen Fußvolks hatte in einem Nachtmarsche das Gebirge überschritten und war in die Ebene von Melazzo hinabgestiegen. Der Vicekönig selbst hielt schon seine Stellung für verloren und hätte diesen wichtigen Posten geräumt, wenn ihn nicht der Befehlshaber des sicilianischen Lehnsheeres, der Fürst Gravina von Pallagonia, hiervon abzubringen gewußt hätte. In der That stand es auch gar nicht so schlimm für die Spanier, da ohne Flotte die schmale Landzunge von Melazzo nicht leicht zu nehmen ist, die französische Flotte aber gegen den Nordwind und die Strömungen im Canal jetzt wenigstens nicht vorwärts kommen konnte und im Hafen von Messina zurückgehalten wurde. Der Handstreich der Franzosen gegen Melazzo mißlang. Doch brachten sie eine große Anzahl der umliegenden Ortschaften in ihre Gewalt und schleppten eine Menge Beute auf ihrem von den Spaniern lebhaft beunruhigten Rückzuge mit nach Messina zurück. Nicht viel besseren Erfolg hatte eine Recognoscirung, welche die französische Flotte im Busen von Neapel vornehm. Man erbeutete einige Handelsschiffe ohne etwas Wesentliches auszurichten.

Während der Marschall auf diesem seinem Zuge von Messina abwesend war, hatte ein angesehener Bürger der Stadt, welcher während ihrer ersten Mißhelligkeiten mit dem Vicekönige derselben als Gesandter in Palermo gedient, dann sich aber aus der Stadt zurückgezogen hatte, der Fürst von Condró, noch einmal Vermittlungsversuche gemacht, einen Brief an den Senat geschrieben

und demselben volle Verzeihung von Seiten Spaniens zugesichert. Vielleicht war dieser Versuch nur eine Intrigue des Vicekönigs, um seinem ihm schon bestimmten Nachfolger Don Juan d'Austria II., der in Messina so sehr beliebt war, nicht den Ruhm zu lassen, Messina wieder der Krone gewonnen zu haben. Möglich auch, daß man glaubte, die Messinesen seien der französischen Herrschaft schon müde und sehnten sich nach einer Aussöhnung mit dem Reiche zurück. Und in der That hatten die Bewohner der Stadt allen Grund sich über ihre neuen Freunde zu beschweren. Der Marschall von Vivonne war, abgesehen von seinen immerhin noch zweifelhaften militärischen Verdiensten, für die Civilverwaltung eines Staates völlig unbrauchbar. Träg und lässig, verbrachte er den größten Theil der Zeit, welche er in Messina anwesend war, mit nobelen Passionen. Auf den Schultern seines Secretärs Dautiège lag die Last der Geschäfte. Derselbe verkaufte aber Aemter und Würden und ohne Bestechung war nicht leicht Etwas zu erhalten. Aeußerlich hielt Vivonne zwar auf strenge Manneszucht und die französischen Truppen durften sich keine Gewaltthätigkeiten gegen die Bürger erlauben. Aber viele Sicilianer quälte bald nicht ungegründete Eifersucht. Ein Theil der Frauen und Töchter der vornehmen Familien, welche durch die Zerstörung alles Handels heruntergekommen waren, gaben sich den Siegern preis; die dann öffentlich mit ihren Eroberungen prahlten. Schrieb doch später Vivonne selbst an seine Schwester, die Madame de Montespan: „Haben wir auf dem Meere die Holländer und Spanier besiegt, so hatte sich uns auf der Küste mehr als eine schöne Sicilianerin

ergeben." Kein Wunder, daß die Proclamationen des französischen Vicekönigs an die Sicilianer, in denen er ihnen alle bisher genossenen Freiheiten garantirte, wenn sie sich der französischen Sache anschlössen, ohne Erfolg blieben. Kein Wunder, daß in Messina selbst die Verschwörungen gegen die Franzosen kein Ende nahmen, wenngleich der Senat das Schreiben des Fürsten von Condró in der wegwerfendsten Weise beantworten ließ. Selbst einzelne Franzosen, von patriotischen Frauen gewonnen, sollen in sie verwickelt gewesen sein. Ein Major, der sich von den Thränen einer jungen Gräfin Borgia hatte verführen lassen, wurde als Verräther von vier Galeeren zerrissen[39]). Diese Verhältnisse lähmten die Thätigkeit der Franzosen nach allen Seiten, trotz ihres Uebergewichts zur See. Schon ehe Vivonne nach Neapel steuerte, hatte er sich vier Tage mit seiner Flotte vor Palermo in der Hoffnung gezeigt, daß eine Volksbewegung seine Pläne auf die Stadt unterstützen möchte. Aber der Haß, den man dort gegen Messina hegte, und die Abneigung gegen die Franzosen, welche sich in Sicilien wieder gerade so betrugen wie vierhundert Jahre früher, hatten alle Erinnerungen an den Aufstand und die Treulosigkeit, welche die Spanier bei seiner Niederschlagung achtundzwanzig Jahre vorher entwickelt hatten, so ausgetilgt, daß die ganze Stadt wie ein Mann zur Vertheidigung ihrer Mauern sich anschickte. Nicht besser ging es dem Marschall, als er mit seiner Flotte kurze Zeit später vor Catania und Syrakus kreuzte. Nur die Stadt und Festung Augusta ergab sich, durch Verrath gewonnen, an die Franzosen. Ein spanischer Finanzbeamter aus einer der angesehensten Familien der Stadt

glaubte sich ungerecht verurtheilt, eine große Summe an den Staat zu zahlen, und sann auf Verrath. Obwohl der spanische Vicekönig auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht worden war, ergriff er so verkehrte Maßregeln, daß dieselben die Ausführung des Unternehmens nur beschleunigten. Der Sohn jenes Zahlmeisters erschoß den Commandanten des Forts meuchlings, als die Franzosen sich zum Angriffe des Castells anschickten, die geringe spanische Besatzung wurde nach tapferer Gegenwehr überwältigt. Die Eroberung war insofern für die Franzosen wichtig, als der Hafen von Augusta sehr gut ist und man von hier aus leicht Einfälle in die benachbarte Ebene von Catania, die Getreidekammer Siciliens, ausführen konnte. Sie befestigten darum Augusta stärker und besetzten es mit zahlreichen Geschützen, sodaß ein Wiedereroberungsversuch, den die Spanier machten, fehlschlug. Auch die anderen, unbedeutenderen Kriegsunternehmungen zu Lande, welche noch in diesem Jahre gemacht wurden, blieben beiderseitig ohne große Erfolge. Ebenso unbedeutend waren die Kämpfe zur See. Nur die Stadt Reggio hatte von einem Bombardement der Flotte viel zu leiden gehabt. Kurz nach dieser Waffenthat erhielt Vivonne neue Verstärkungen aus Frankreich und ließ darauf den größten Theil seiner Flotte nach Marseille absegeln, um dort neue Soldaten und Munition zu holen.

Kaum aber hatte die französische Flotte Messina verlassen, als die Spanier unter ihrem neuen Commandanten, dem neapolitanischen Fürsten von Montesarchio aus der Familie d'Avalos, den Faro wieder zu schließen begannen und mehrere nach Messina bestimmte Fahrzeuge

wegnahmen. Vivonne bot ihnen eine Schlacht an. Aber es herrschte nicht einmal jetzt unter den Befehlshabern der spanischen Flotte die nothdürftigste Einigkeit, da die Spanier den Neapolitanern nicht gehorchen wollten. Das hinderte den Admiral, seinen Posten am Faro zu behaupten, und als der Vicekönig doch hierauf bestand, that er es nur auf ausdrücklichen schriftlichen Befehl desselben. Die Folgen dieser Wirren im Commando sollten sich bald bemerklich machen, als die Ungunst des Wetters sich ihnen zugesellte. Ein heftiger Weststurm brach in der Nacht vom 4. auf den 5. November los und zerstreute die ganze spanische Flotte, die aus 17 Linienschiffen, einer Anzahl Galeeren und anderen Fahrzeugen bestand. Mehrere Linienschiffe gingen mit Mann und Maus zu Grunde. Von der Besatzung eines Branders retteten sich zwölf Mann. Ein Theil der Flotte wurde nach Süden getrieben, ein anderer flüchtete nach Palermo, ein anderer nach Melazzo. Das Admiralschiff von Flandern lief in Calabrien aufs Land und wurde hier von einem feindlichen Brander in die Luft gesprengt. Tagelang trieben im Canal Schiffstrümmer und Leichen umher und die Boote der Messinesen sammelten eine Menge Holz ein. Die französische Flotte konnte aber wegen des unruhigen Meeres die Verwirrung der Feinde nicht ausnutzen und dieselben völlig vernichten. Doch erlitten die Spanier noch manchen Schaden durch sie. Ihre Flotte hatte jetzt fast ein gleiches Geschick heimgesucht, als damals da die „unüberwindliche Armada" gegen England schiffte. Der Plan, Messina noch in diesem Jahre ernstlich anzugreifen und das Einlaufen der erwarteten französischen Proviantflotte zu

hindern, mußte aufgegeben werden. Auch die Landtruppen fingen an, großen Mangel zu leiden. Die sicilianische Lehnsmiliz wurde entlassen; von den Vorposten liefen viele Calabresen zu den Franzosen über und begehrten in die Heimath entlassen zu werden. Niemals stand die Sache Messinas äußerlich angesehen so glänzend als jetzt und da König Ludwig von Frankreich — sei es um den ihm gemachten Vorwurf zurückzuweisen, daß er nach allen Seiten erobernd um sich greife und Niemand mehr vor seinem Ehrgeize sicher sei, sei es, daß er einsah, daß nur unter dieser Form die Sicilianer für ihn zu gewinnen seien, — durch ein feierliches, an Europa gerichtetes Manifest erklärte, er wäre nur auf die inständigsten Bitten den Messinesen zu Hülfe gekommen und denke nicht daran, das Königreich Sicilien seinen Staaten einzuverleiben, sondern wolle dort nur, wozu ihn auch Erbansprüche berechtigten, eine Krone für eine Seitenlinie seines Hauses erwerben, so konnten die Messinesen mit dieser Wendung ihrer Geschicke nicht anders als höchlichst zufrieden sein. Denn auf die Bildung eines selbstständigen Reiches waren ja die Bestrebungen aller sicilischen Patrioten schon längst gerichtet gewesen. Dürfen wir eine Vermuthung wagen, so ist der Entschluß des Königs zu seinem vom 11. October aus Versailles datirten Manifeste nicht ohne den Einfluß der Messineser Senatoren des Jahres 1674 entstanden. Von diesen hatten sich fünf nach Paris begeben, um dem Könige persönlich den Dank der Stadt und ihre Huldigungen darzubringen. —

Aber für dieses Mal sollte die bourbonische Politik ihr Ziel noch nicht erreichen. Die Spanier setzten Alles

in Bewegung, um sich im Besitz Unteritaliens zu behaupten. Lieber vernachlässigten sie die Besetzung Cataloniens, das jetzt mehr als je den Angriffen der Franzosen offen lag, als daß sie Sicilien aufzugeben sich entschlossen. Schon im Sommer des Jahres hatten sie von den mit ihnen verbündeten Niederlanden sich die Unterstützung durch eine Flotte erbeten, die der berühmteste Seeheld der damaligen Zeit, Michiel de Ruyter, anführen solle.

Am 24. Juli hatte sich dieser auch schon von den Generalstaaten verabschiedet und zwei Tage später zeigte er dem spanischen Admiral seine Abreise nach Cadix an, wo er weitere Nachrichten erwarten werde. Sein Geschwader bestand aus 18 großen Kriegsschiffen und einigen kleinen Fahrzeugen. Es war viel zu schwach und ungenügend ausgerüstet nach seines Führers Ansicht, da derselbe die Unfähigkeit der Spanier zur See aus Erfahrung kannte und wußte, daß die französische Flotte an Duquesne einen ausgezeichneten Seemann besaß. Dazu kam noch, daß der neapolitanische Fürst dem Rang nach über ihm stand, wenn auch in dem Kriegsrathe die Zahl der Stimmen zwischen den beiden Nationen gleich vertheilt war.

Erst am 22. August jedoch bestieg de Ruyter von trüben Ahnungen gequält sein Admiralschiff. Am 26. September ging er in Cadix vor Anker. War die Fahrt bis dahin sehr ungünstig gewesen, so daß er bedeutende Reparaturen an seinem Admiralschiff hier vornehmen mußte, so war seine weitere Reise durch widrige Winde und Weitläufigkeiten der spanischen Bundesgenossen noch ganz besonders erschwert. Noch am 28. November war er

in Barcelona, von wo aus er einen Klagebrief nach Hause richtete, daß er noch auf keiner Seereise seit fünfzehn Jahren solche Schäden an seinen Schiffen erlitten habe als auf dieser. Was er in Barcelona von dem Zustande der spanischen Flotte vernommen hatte, konnte sein Vertrauen auf ein glückliches Ende dieses Zuges auch nicht erhöhen. Am 20. December endlich kam die holländische Flotte vor Melazzo an. Die Freude des Herzogs von Villafranca über die Ankunft des berühmten Seehelden war so groß, daß er sogleich dessen Secretär eine äußerst werthvolle Halskette zum Geschenke machte. Nachdem Kriegsrath gehalten war und sich de Ruyter mit dem Vicekönige über die bevorstehenden Land- und Seeoperationen verständigt hatte, befahl er seinem Unteradmiral de Haan, der in Palermo vor Anker gegangen war, zu ihm zu stoßen. Ebenso richtete er an den Fürsten von Montesarchio dringende Vorstellungen, mit der spanischen Flotte nach Melazzo zu kommen. Doch dieser hatte noch viel auf seinen Schiffen auszubessern und seine Briefe verriethen eine solche Furcht vor einer Fahrt nach dem Canal von Messina, daß de Ruyter nach der Ankunft seiner niederländischen Fahrzeuge die Anker lichtete, um durch den Faro in das jonische Meer zu steuern und die Fahrzeuge zu kapern, welche der Stadt von Süden her Proviant zuführten. Widrige Winde verhinderten ihn aber seinen Vorsatz auszuführen und er mußte längs der Nordküste Siciliens hin segeln. Hier sahen seine Soldaten von den Schiffen, wie die Spanier den wichtigen Posten von Ibiso, der den Weg nach Messina beherrschte, überfielen und die Besatzung gefangen nahmen. Die Flotte kreuzte noch am

4. Januar nordöstlich auf der Höhe der liparischen Inseln, als ihm eine Felucke die Nachricht brachte, nördlich der Insel Alicuri segele die französische Flotte, 28 oder 29 Segel stark.

De Ruyter sandte, um sich über die Stärke seiner Feinde zu vergewissern, einen Lieutenant auf die Insel delle Saline. Von dem hohen Gipfel ihrer Felsberge, dem Monte Salvatore, kann man das Meer weithin überschauen. Nachdem dieser die Nachricht bestätigt hatte, stieß de Ruyter am 7. auf die französische Flotte. Sie segelte in nordwestlicher Richtung, von der Isola delle Saline nach Stromboli zu. Ruyter beschloß, sie noch an diesem Tage anzugreifen, da ihm der Wind günstig war. Aber es war schon zu spät; nur ein Theil seiner Schiffe war schlagfertig, der andere noch weit zurück. Um die Feinde zu überwachen, wurde für die Nacht eine leichte Galeere vorausgeschickt. Aber dieselbe konnte das Meer nicht halten. Sie und die neun spanischen Galeeren mußten wegen der hohlgehenden See unter den hohen Ufern der buchtenreichen Insel Lipari Schutz suchen. Am anderen Morgen hatte sich der Wind gewendet, so daß ihn jetzt die Franzosen gewonnen hatten. Sie gingen deshalb auch den Holländern entgegen, indem sich ihre Schlachtlinie vollständig gewendet hatte. Der Admiral Duquesne befehligte die gesammte Flotte, insbesondere aber das Mitteltreffen. Der Marquis von Preuilly-Humieres, der Tags zuvor die Nachhut commandirt hatte, war jetzt in das Vordertreffen gerückt und die Nachhut befehligte der Contreadmiral Chabaret. Die französische Flotte bestand Alles in Allem aus dreißig Segeln und war der holländischen sowohl an Seetüch-

tigkeit als an Mannschaft und Kanonenzahl weit überlegen. Dazu kam, daß Duquesne ein sehr erfahrener Seemann war und auch in dieser Schlacht die Flotte in so schöner Ordnung an den Feind heranbrachte, daß de Ruyter selbst gestand, er habe noch nie einen so schönen Angriff gesehen.

Die holländische Flotte zählte achtzehn Linienschiffe, von denen jedoch nur zwei sechsundsiebenzig Kanonen führten, sechs Corvetten und vier Brander. Die Vorhut commandirte der Contreadmiral Verschoor, das Haupttreffen de Ruyter selbst und die Nachhut der Viceadmiral de Haan.

Gegen 10 Uhr Morgens begann das Geschützfeuer zwischen den beiden Vordertreffen. Bald waren auch die Mitteltreffen engagirt. Es erhob sich eine furchtbare Kanonade, die drei Stunden lang fortgesetzt wurde. Da mittlerweile das Meer ruhiger geworden war, kam man einander nicht allzunahe. Der französische Admiral versuchte deshalb das Admiralschiff seines Gegners durch einen Brander anzuzünden. Der Capitän Champagne führte denselben, vom Pulverdampfe verdeckt, sehr geschickt heran. Doch ein wohlgezielter Schuß de Ruyters, warf seine Marsstange herunter und er mußte zu frühzeitig in Brand gesteckt werden, um ihn nur nicht den Feinden zur Beute werden zu lassen. Ebenso mißlang der Angriff eines zweiten Branders. Das Gefecht dauerte unterdessen ununterbrochen auf der ganzen Linie fort, bis daß absolute Windstille und das Sinken des Tages dasselbe zum Schweigen brachten.

Ein jeder der beiden Theile hatte mit ausgezeichneter Tapferkeit gefochten. Das Uebergewicht, welches die Franzosen durch eine größere Geschützzahl gehabt

hatten, wußten die Holländer durch raſcheres Schießen zu paralyſiren. Wie es tapferen Männern ziemt, erkannten die beiden Commandanten in ihren Berichten auch die Verdienſte ihrer Feinde an. Duquesne nannte de Ruyter den erſten Seemann Europas. Dieſer rühmte beſonders die Ordnung im Angriff ſeines Gegners. Die Verluſte waren auf beiden Seiten ungefähr gleich; die Schlacht völlig unentſchieden. Den Franzoſen war ein ſchönes Schiff geſunken, den Holländern der „Eſſen" unter der Waſſerlinie zuſammengeſchoſſen, ſodaß er auf der Fahrt nach Palermo, von zwei ſpaniſchen Galeeren remorquirt, dennoch ſank. De Ruyters Schiff ſelbſt war ſchwer beſchädigt. Der Contreadmiral Verſchoor befand ſich unter den Todten. Auch ein franzöſiſcher Linienſchiffscapitän war geblieben, viele höhere Commandanten verwundet. Mehrere Linienſchiffe mußten nach Meſſina geſchleppt werden. Die beiderſeitigen Verluſte an Todten und Verwundeten ſind nie publicirt worden. Die Niederländer ſchätzten den ihrer Gegner auf 1500 Mann, während dieſe ſelbſt ihn ſpäter auf 400 Todte und Verwundete angeben. Nach einer unzuverläſſigen Angabe der Meſſineſen verloren die Holländer über 1000 Mann.

Die Nacht über blieben die Flotten in der Nähe des Schlachtfeldes und ſuchten ihre Schäden, ſo gut es ging, auszubeſſern, um am anderen Tage den Kampf von Neuem aufzunehmen. Aber der Wind hatte die Holländer des Nachts etwas weſtwärts abgetrieben, während die franzöſiſche Flotte ſich mehr nach dem Canal von Meſſina zu zu halten ſuchte. Am 9. Januar trat jedoch eine ſolche Windſtille ein, daß man ſich einander

nicht zu nähern vermochte. Schon wollte Duquesne nach Messina sich wenden, als die im Hafen zu Messina zurückgebliebene Flotte unter dem Commando des Generallieutenants Almeras aus dem Canal heraus kam. Zum Glück für die Holländer hatte dieselbe wegen des Gegenwindes am Tage zuvor nicht auslaufen können. Jetzt durch zwölf Linienschiffe, vier Fregatten und vier Brander verstärkt beschloß Duquesne die See zu behaupten und einen neuen Kampf zu beginnen. De Ruyter schwankte lange unentschieden, ob er denselben annehmen solle oder nicht. Zwar war auch er durch die spanische Flotte unter dem Fürsten von Montesarchio verstärkt worden. Aber selbst wenn er diese Schiffe, die schlecht bemannt waren, als voll mitrechnete, war der Feind ihm jetzt um das doppelte überlegen. Doch waren mehrere holländische Capitäne dafür, den Feind auf die offene See zu locken und nochmals eine Schlacht zu wagen. Sie rechneten auf ihre überlegene Manoeuvrirfertigkeit. Doch in einem gemeinsamen Kriegsrathe wurde beschlossen, zwischen dem Vorgebirge von Melazzo und dem Faro von Messina zu kreuzen, um die französische Flotte von dem Sunde abzudrängen. Dieses Manoeuvre scheint auch vollkommen gelungen zu sein. Die französische Flotte mußte die ganze Insel umfahren, um nach Messina zu gelangen, wo sie erst am 20. Januar ankam. Am 14. desselben Monats hatte der spanisch-holländische Kriegsrath beschlossen, sich in den Hafen von Palermo zurückzuziehen. Doch de Ruyter mußte in den Hafen von Melazzo einlaufen, weil widrige Winde seinen schon beschädigten Schiffen gefährlich zu werden drohten.

Dem spanischen Vicekönige wäre es sehr erwünscht gewesen, wenn die Flotten sich jetzt noch einmal gemessen hätten. Denn er wußte recht wohl, daß die sechs Monate, welche die Generalstaaten ihren Admiral ihm zu Hülfe commandirt hatten, im Ablaufen begriffen waren. Aber weder die Holländer, noch der Fürst de Montesarchio waren zu einem neuen Angriff zu bestimmen. Ja, de Ruyter schickte sich wirklich an, die sicilischen Gewässer zu verlassen, nachdem er seine Fahrzeuge einigermaßen ausgebessert hatte. Vergebens waren alle Bitten und Bestechungsversuche des Vicekönigs, den Admiral zum Bleiben zu bewegen. Am 22. Januar ging er zum Entsetzen der Spanier, die nach seinem Abzuge den Verlust des ganzen Königreichs Sicilien für unvermeidlich erklärten, nordwärts unter Segel. Am Abend des 6. Februar aber stieß er in der Nähe der Insel Gorgona, auf der Höhe von Livorno, auf eine Escadre niederländischer Schiffe, welche ihm eine Depesche des Generalstatthalters vom 19. December 1675 überbrachten, nach der er noch fernere sechs Monate den Spaniern Hülfe leisten solle, wenn er es für nöthig halte. Sofort wendete de Ruyter seinen Curs, um wieder nach dem Süden zu steuern. Zunächst wollte er in Neapel anlaufen, kam auch am 11. Februar dort an und wurde vom Vicekönig aufs Ehrenvollste empfangen. Hier befreite er 26 ungarische reformirte Geistliche, die auf die Galeeren geschmiedet waren, nachdem man sie, ursprünglich 41 an der Zahl, blos um ihres Glaubens willen unter die Soldaten gesteckt hatte, welche die Spanier als Hülfstruppen in Ungarn geworben hatten. Am 23. Februar lief de Ruyter im Hafen von Palermo

ein und am 20. März war er, mit der spanischen Flotte vereint, wieder nach Melazzo unter Segel. Statt des unfähigen Fürsten von Montesarchio commandirte die spanischen Schiffe jetzt Francesco Pereira, der, trotzdem daß von seinen zehn Linienschiffen streng genommen nur fünf kriegstüchtig waren, die Führung des Mitteltreffens beanspruchte. In dem in Melazzo abgehaltenen Kriegsrathe wurde jetzt beschlossen, einen combinirten Angriff zu Lande und zu Wasser auf Messina zu unternehmen. De Ruyter segelte in den Canal ein.

In Messina hatten sich die Zustände unterdessen nicht viel verändert. Gegen einen Angriff von Außen war freilich die Stadt jetzt gesichert. Die französischen Ingenieure hatten die älteren Werke ausgebessert und durch neue verstärkt. Auch die Zufuhr war jetzt reichlich. Fast kein Tag verging, an dem nicht Fahrzeuge von Venedig, Dalmatien, Zante u. s. w. oder von Marseille eingelaufen wären. Das Diario von Messina, dessen erste Nummer am 12. December 1675 mit Nachrichten von Livorno vom 9. December ausgegeben wurde, unterläßt nicht, ein jedes zu verzeichnen. Aber aller Handel lag doch darnieder; die Gewerbe stockten sämmtlich. Alles das nahm die Städter, die alle Bedürfnisse des Lebens zu hohen Preisen kaufen mußten, nicht sehr für das neue Gouvernement ein. Aber dieses hatte fast noch mehr Grund mit den Messinesen unzufrieden zu sein als umgekehrt. Man hatte früher gesagt, die ganze Insel sehne sich danach, von dem spanischen Joche befreit zu werden, und jetzt wurden die Franzosen überall außerhalb der Stadt Messina als Nationalfeinde empfangen. In der Stadt selbst hatten sie fortwährend mit Ver-

schwörungen zu kämpfen und auch in Augusta wurde im Februar eine Anzeitlung entdeckt, um die Stadt den Spaniern wieder auszuliefern. Dadurch daß man fortwährend auf der Lauer stehen mußte, um geheimen Machinationen der Spanier entgegen zu wirken, wurde das Auftreten der Franzosen noch gewaltthätiger, als es schon gewesen war. Die alten Privilegien und Freiheiten der Stadt wurden nicht mehr geachtet; die ganze Civilverwaltung erhielt allmälig einen militärischen Zuschnitt und ging in die Hände der Franzosen über. Um diese nur bei guter Laune zu erhalten, damit sie Manches aus persönlicher Rücksicht gegen die Senatoren thäten, wozu man sie kraft der Gesetze zu zwingen keine Macht mehr hatte, erschöpften sich die Magistrate in Unterwürfigkeit und Schmeichelei gegen den französischen Vicekönig. Doch schon jetzt lief eine Ahnung von der großen Gefahr, in der man schwebte, durch die Gemüther Vieler. König Ludwig XIV., sagte man, betrachte den Krieg in Sicilien nur als eine bloße Diversion, um die Kräfte der Feinde zu zersplittern. Wäre das nicht seine einzige Absicht, so würde er schon ganz andere Truppenmassen nach Sicilien geworfen und die Insel erobert haben. Sei sein Zweck, die feindlichen Streitkräfte zu zersplittern, erreicht, so werde er Messina fallen lassen und der Rache der Spanier überliefern.

So naheliegend diese Auffassung der Sachlage war, sie mußte noch besonders durch das Gewicht der Stimmen, die sie verbreiteten, unterstützt werden. Unter den Männern, welche sich durch Umsicht und Geschick bei allen schwierigen Verhandlungen, sei es mit den spanischen Befehlshabern der Forts oder dem Großmeister von Malta oder mit

Ludwig XIV. selbst, ausgezeichnet hatten, ragt der Calabreser Mönch Tommaso Lipari hervor. Nachdem er von seiner Reise an den Hof König Ludwigs, welche er mit Antonio Caffaro angetreten hatte, reich beschenkt zurückgekehrt war, wurde er zum Giudice della Real Monarchia, d. h. zum Vertreter des Königs als ständigen Delegaten und Vicars des Papstes in Sicilien ernannt. Er wußte sich so in das Vertrauen des Vicekönigs einzuschmeicheln, daß er demselben als Auskunftsperson über alle inneren Angelegenheiten Messinas diente. Sein Bruder, gleichfalls Mönch, der bald den Arzt, bald den Kaufmann spielte, und als solcher bankerott geworden war, wußte sich ebenfalls so beliebt zu machen, daß man ihn zum Abte mit einer guten Einnahme erhob und zu verschiedenen Geschäften benutzte. Als königlicher Schloßkaplan wohnte er mit seinem Bruder im vicekönigl ichen Palaste. Diese beiden Brüder, sei es nun, daß sie auf den Einfluß des vicekönigl ichen Secretärs Dautiège eifersüchtig geworden waren, oder über dessen Habsucht und Bestechlichkeit aufgebracht waren, versuchten diesen zu stürzen. Der Angriff schlug aber fehl, die beiden Brüder wurden ihres Einflusses entkleidet und vom Vicekönig entlassen. Nun stellten sich aber diese beiden Männer an die Spitze einer Anzahl Unzufriedener und suchten Messina den Spaniern wieder zu überliefern. Mögen ihre Motive hierzu gewesen sein, welche sie wollen, Rachsucht, wie die Einen sagten, oder Hoffnung auf große Belohnung von Seiten der Spanier, die ihnen Bischofssitze versprochen hatten, oder die klare Einsicht in die Unhaltbarkeit der französischen Herrschaft auf Sicilien, es mußte einen tiefen Eindruck auf die

Franzosen machen, als sie durch einen Verräther dahinter kamen, daß selbst Männer, die wie diese sich durch ihre Feindschaft gegen die Spanier hervorgethan hatten, anfingen, ihre Partei zu verlassen. Die beiden Brüder wurden trotz des Widerspruches des Erzbischofs Caraffa, der sie als Geistliche reclamirte, öffentlich auf dem Domplatze mit einigen Verschworenen enthauptet.

Kurz nach dieser Hinrichtung erließen zwar die Senatoren von Messina eine Aufforderung an alle Städte des Königreichs, sich unter den Schutz der Franzosen zu stellen. Aber Angesichts solcher Vorkommnisse war selbst allen mit der spanischen Herrschaft Unzufriedenen der Muth und die Lust vergangen, sich für König Ludwig XIV. zu erklären. Man erntete mit jener Proclamation nur Proteste und erbitterte die Spanier nur um so mehr. Sie beschlossen darum, jetzt einen Hauptschlag gegen die Stadt zu führen.

Einer ihrer tapfersten Anführer, jener Caspar Borgia, der als Befehlshaber vom Fort Matagrifone sich durch vielerlei Gewaltthätigkeiten den Haß der Stadt zugezogen hatte, commandirte jetzt das spanische Fußvolk gegen sie. Ein Versuch, sich des Kapuzinerberges durch Ueberfall zu bemächtigen, schlug zwar fehl. Als aber die vereinigte spanisch-niederländische Flotte am 27. März in den Canal einlief, griffen die spanischen Landtruppen gleichzeitig das ganze Gebiet zwischen der Stadt und dem Faro an und trieben alle Besatzungen von dort in die Stadt zurück. Auf einem steilen Hügel über San Francesco di Paula, unmittelbar nördlich vor der Stadt, legten die Spanier in der Nacht eine Verschanzung an, fütterten sie mit Faschinen aus und warfen einige hundert

ihrer besten Soldaten, welche in Oesterreich geworben waren, unter dem Oberst Bucquoi hinein. Da flammte der Kriegsmuth der Messinesen noch einmal auf. Als am anderen Tage Alles zum Angriff bereit stand, stürzten 25 Messinesen gegen jenen Hügel vor. Sie wurden zurückgetrieben. Der französische Commandant war über die Eigenmächtigkeit, Voreiligkeit und die schimpfliche Flucht der Freiwilligen, die schon manches Unternehmen gestört hatten, sehr aufgebracht. Da gesellten sich zu jenen 25 noch einmal eben so viele Freiwillige und diese stürmten nun trotz alles Schießens der Besatzung, welche bei der steilen Böschung des Hügels den Angreifern über den Köpfen wegschoß, gegen die Hunderte an. Als sie auf der Höhe angekommen waren, ergriff die Besatzung ein panischer Schrecken. Vergebens waren alle Versuche des Obersten, seine Leute zum Stehen zu bringen. Sie liefen davon und ließen Bucquoi im Stiche, den die Angreifer erschossen und verstümmelten. Als diese Tapfersten geflohen waren, liefen auch alle anderen davon und man machte eine Menge Gefangene. Außerdem wurde viel Kriegsmaterial erbeutet, da die Franzosen jetzt auch längs der Küste unter jenem Hügel vordrangen und die ausgeschiffte Munition bei dem Kloster San Salvatore wegnahmen. Es war ein gelungener Handstreich, wie die Kriegsgeschichte nicht allzuviele kennt. Denn er kostete den Angreifern nur drei Todte, während die Feinde an Todten, Verwundeten und Gefangenen gegen 800 Mann verloren.

Nicht viel besser waren die Erfolge der vereinigten Flotte. Die Franzosen blieben ruhig im Hafen. Sie hatten einen Theil ihrer Marinesoldaten zur Vertheidigung

der Stadt ans Land schicken müssen. Außerdem wehte ungünstiger Wind. Der holländische Admiral erkannte auch gar bald, daß im Canal für Flottenoperationen das ungünstigste Fahrwasser sei. Die feindlichen Schiffe lagen noch dazu unter dem Schutze der zahlreichen Kanonen verschiedener, wohlbewehrter Landbefestigungen. Die Meeresströmungen, welche in dem namentlich dem Südwinde stark ausgesetzten Sunde von sechs zu sechs Stunden wechseln, und in der griechischen Schiffersage schon so berühmt sind, machten auch jedes sichere Schießen der Schiffe unmöglich. Der Kriegsrath beschloß deshalb, nach der Küste von Calabrien abzusegeln, um die Franzosen aus dem Hafen zu ziehen und sie dann mitten im Canal anzugreifen. Aber auch hierauf ließen sich dieselben nicht ein, sondern blieben ganz ruhig im Hafen von Messina liegen. Auch in der Bucht von San Giovanni, südlich von Reggio, konnte es die combinirte Flotte nicht lange aushalten. Sie segelte darum nach dem Süden ab, um einen Handstreich gegen Augusta auszuführen. In der schönen Bai vor dieser Stadt lag die Flotte am 21. April vor Anker, als die Nachricht einlief, die Franzosen hätten Messina verlassen, seien südwärts gesegelt und kreuzten vor Catania. Sofort beschloß der vereinigte Kriegsrath, denselben entgegen zu gehen und sie anzugreifen. Gotteslästerliche Bravaden, welche sich spanische Commandeure bei den Berathungen erlaubten, erschreckten die frommen Holländer und ließen sie nichts Gutes ahnen.

Am folgenden Tage stießen die Flotten zwischen Catania und Augusta aufeinander. Da der Bergkoloß des Aetna sich von dieser Seite am Majestätischsten aus

der Tiefebene von Catania erhebt und vor dieser die Schlacht geschlagen wurde, so hat man auch die Schlacht nach dem Aetna genannt. Die französische Flotte war mit zweitausend einhundert zweiundsiebenzig Feuerschlünden bewehrt und zählte auf vierzig Schiffen, darunter dreißig Linienschiffe, eine Besatzung von zehntausend sechshundert und fünfundsechszig Köpfen. Der Marschall Vivonne hatte diese herrliche Flotte, eine der besten französischen, die je auf dem Meere geschwommen haben, selbst commandiren wollen. Allein die Messinesen ließen ihn aus Furcht, es möchten in seiner Abwesenheit Unruhen ausbrechen, nicht fort. So befehligte Duquesne die Flotte. Seine Vorhut commandirte der Generallieutenant Almeras, er selbst das Mitteltreffen und die Nachhut stand unter dem Commando des Contreadmirals Chabaret.

Dieser Flotte hatte de Ruyter nur 17 Linienschiffe mit 852 Geschützen und 4500 Mann Besatzung entgegen zu stellen. Die 10 spanischen Linienschiffe zählten so gut als gar nicht. Doch hatten sie das Mitteltreffen inne, während de Ruyter die Vorhut führte und de Haan das Hintertreffen commandirte.

Als sich nach Mittag eine leichte Brise aus Südost aufmachte, stürzte de Ruyter mit seiner Vorhut auf den Feind. Sein Angriff gegen 4 Uhr Abends war ein furchtbarer. Er ließ nicht nur volle Breitseiten abgeben, sondern da ihn der günstige Luftzug nahe an das Admiralschiff des ersten französischen Treffens herangebracht hatte, auch mit Musketen auf die verwirrte Schiffsmannschaft feuern. Doch da er sich zu weit vorgewagt hatte, kam er in Gefahr, von der französischen Flotte ganz umzingelt und abgeschnitten zu werden. Denn

das spanische Mitteltreffen folgte ihm nicht, sondern kanonirte nur ohne allen Erfolg von Weitem. De Ruyter ließ seinen Commandanten durch ein Aviso-schiff auffordern, näher heranzukommen. Aber es war umsonst. Die Spanier hatten nur noch wenige Centner Pulver an Bord ihrer Schiffe! Aber das Schlimmste war, daß die holländischen Schiffe der Nachhut ihrem Admiral nun nicht zu Hülfe kommen konnten, denn die unbeweglichen spanischen Fahrzeuge lagen zwischen ihnen. De Haan war außerdem auch kein großer Freund de Ruyters.

Wäre nicht bald absolute Windstille eingetreten, sodaß auch die Franzosen sich nicht schnell bewegen konnten, so wäre wohl das holländische Vordertreffen verloren gewesen. Aber de Ruyter hielt durch ein furchtbares, wohlgezieltes Feuer die an ihm vorüber-segelnden Linienschiffe in ehrerbietiger Entfernung. Die Franzosen selbst haben das holländische Admiralschiff mit einem feuerspeienden Berge verglichen. Auch die holländischen Capitäne im Vortreffen hielten sich brav zu ihrem geliebten Admiral. Da traf eine feindliche Kugel den Tapferen, der vom Hinterdeck des Schiffes aus seine Befehle gab. Sie riß ihm die größere Hälfte des rechten Fußes weg und zerschmetterte die beiden Röhren des rechten Beines eine Hand breit über dem Knöchel. Der Verwundete stürzte um und fiel ungefähr 7 Fuß hoch auf das Verdeck hinunter, jedoch ohne sich noch weiter zu beschädigen. Er wurde in den Schiffs-raum hinunter getragen, und der Capitän Kallenburg übernahm das Commando und führte es in so ausge-zeichneter Weise, daß weder Freund noch Feind den

Admiral vermißten. So behauptete sich das holländische Vordertreffen und als nun die Mitteltreffen endlich näher herangekommen waren, schied sie die Nacht. Die Holländer behaupteten das Schlachtfeld. Die Franzosen segelten nach Norden ab. Darauf ging de Ruyter nach Syrakus zurück, wo er sein Ende finden sollte, das theuerste Opfer dieser Revolution und dieser Schlacht. Wäre er nicht geblieben, so könnte man sagen, wären alle Vortheile auf Seiten der Holländer gewesen. Ihre Fahrzeuge waren zwar theilweise so arg zerschossen, daß sie sich kaum auf offener See behaupten konnten. So waren durch das Marssegel des holländischen Admiralschiffes allein 70, durch das Vormarssegel 47 und das Kreuzsegel mehr als 20 große Kugeln durchgegangen. Fast noch schlimmer sah es auf dem „Löwen", dem Schiffe des Grafen Styrum, der sich stets an der Seite seines Admirals gehalten hatte, aus. Ihm fehlten fast alle Taue. Die Capitäne Schei und Uitterwyk mußten ihre Schiffe durch Galeeren in den Hafen von Syrakus remorquiren lassen.

Nicht minder hatten aber auch die Franzosen gelitten. Der Befehlshaber ihres ersten Treffens, der Generallieutenant Almeras war geblieben, ebenso zwei Capitäne, eine ganze Reihe von Commandanten war verwundet. Auch ihre Schiffe waren arg zerschossen. Wie groß der beiderseitige Totalverlust beträgt, läßt sich nicht ermitteln.

Nachdem die holländische Flotte am 23. im Hafen von Syrakus eingelaufen war, erkannte man bald, daß die Wunden de Ruyters unheilbar waren. Vor wenigen Tagen erst war sein neunundsechszigster Geburtstag

festlich auf der Flotte begangen worden. Neunundfünfzig Jahre hatte er auf der See gefahren und gekämpft, ohne verwundet worden zu sein. Aber mit großer Ergebenheit und Gemüthsstärke trug der fromme Mann jetzt seine Schmerzen. Der Schlachtbericht an die Generalstaaten war das letzte Schriftstück, das er unterzeichnete. Dann schüttelte ihn mehrere Tage ein heftiges Wundfieber. Am 29. April Abends zwischen neun und zehn Uhr verschied dann sanft der erste Seeheld seines Jahrhunderts. Seine Leiche wurde einbalsamirt, um in das Vaterland gebracht zu werden. Seine Weichtheile wollte man in Syrakus beerdigen. Aber die Geistlichkeit mochte dem Ketzer keine Ruhestätte in einer der Kirchen einräumen. Das Anerbieten der Stadt, sie im Rathhause ehrenvoll zu beerdigen, nahmen die Offiziere nicht an, sondern bestatteten sie der Stadt gegenüber auf dem Plemmyrium, wohin sie schon einen ihrer Kameraden, der in der Schlacht selbst seinen Tod gefunden, wenige Tage zuvor getragen hatten. Hier an dieses von drei Seiten vom Meere umspülte Vorgebirge schlagen in feierlichen Accorden die Wogen des jonischen Meeres und des großen Hafens von Syrakus an, auf dem einst eine der denkwürdigsten und folgenreichsten Seeschlachten des Alterthums ausgekämpft wurde. Fürwahr eine des Seehelden würdige Ruhestätte!

Die vereinigte spanisch-holländische Flotte hielt sich nach dem Tode de Ruyters der französischen nicht mehr gewachsen und segelte deshalb von Syrakus um die Südküste nach Palermo ab, um sich dort wieder vollständig seetüchtig zu machen. Die Franzosen erwarteten unterdessen in Messina neue Verstärkungen; es mangelten

ihnen noch Galeeren, um Landungsversuche an der sicilischen Küste machen zu können, die nicht durch jeden Windwechsel verhindert werden konnten. Während aber so die Flotten ruhig lagen, versuchten die Landtruppen der Messinesen die Südseite der Stadt ebenso von den hier plündernden Soldaten zu befreien, als nach Norden der heldenmüthige Angriff jener fünfzig Freiwilligen ihr Luft verschafft hatte. Man wollte die spanische Reiterei in einen Hinterhalt locken. Aber die Kampfeslust und der Mangel an militärischer Subordination bei den Messinesen vereitelte dieses Unternehmen und ihre Truppen wurden mit großen Verlusten bis in die Stadt zurückgeworfen. Endlich (am 15. April) kamen die erwarteten Galeeren an und mit ihnen der Präsident des Parlaments der Provence Marquis d'Oppede, der an die Stelle Colberts du Terron zum Generalintendanten der Stadt Messina ernannt worden war. Der Jubel der Bürger war so allgemein, daß die ganze Marinefaçade der Stadt ausgeschmückt wurde und die Damen von den Balconen die Ankömmlinge bewillkommneten. Und das nicht ohne Grund. Denn unter ihnen befanden sich auch jene fünf Senatoren, welche nach Paris gegangen waren, um Ludwig XIV. persönlich ihre Huldigungen darzubringen. Sie waren entzückt von der Aufnahme, die sie am königlichen Hofe und in ganz Frankreich gefunden hatten, und brachten das Versprechen mit, daß nicht nur alle ihre Privilegien vom König bestätigt seien, sondern demnächst auch weitere Landtruppen eintreffen sollten, um die Eroberung Siciliens zu vollenden.

Hieran war nun nicht zu denken, so lange noch eine feindliche Flotte auf dem Wasser schwamm und bei

jeder Abwesenheit der französischen Flotte von Messina der Stadt die Zufuhr abschnitt. Darum beschloß Vivonne die spanisch-holländischen Schiffe im Hafen, oder richtiger gesagt, auf der Rhede von Palermo anzugreifen. Am 1. Juni erschien er mit 29 Linienschiffen, 9 Brandern und 25 Galeeren auf der Höhe vor Palermo. Vorsichtig schickte er einige Galeeren voraus, um peilen zu lassen. Als diese sich wieder zurück gewendet hatten, jagten ihnen die Spanier einen Kugelregen nach und glaubten schon jeder Gefahr überhoben zu sein, da ja Vivonne schon einmal ohne Angriff Palermo verlassen habe. Anderer Meinung war freilich die Stadtbevölkerung, die die Armirung der nach der Seeseite hin gelegenen Bastionen der Stadtmauer verlangte. Aber der Erzbischof glaubte den Palermitanern nicht trauen zu dürfen und widerrieth es den Spaniern, die Bastionen mit Kanonen besetzen zu lassen, welche von der Bürgermiliz würden bedient werden müssen. Nur mit Mühe hatte man ja den Bürgern nach den Unruhen von 1647 die Kanonen abgenommen. Nach einer Nachricht soll zwar der neue spanische Admiral, Diego d'Ibarra, dem Commandanten der holländischen Flotte, de Haan, den Antrag gestellt haben, dem Feinde auf offener See die Schlacht anzubieten, jedoch von diesem abschlägig beschieden worden sein. Ist das richtig, so wird de Haan wohl gute Gründe gehabt haben, sich nicht auf ein solches Wagniß einzulassen. Doch scheint die ganze Angabe nach dem Ausgang der Schlacht erfunden zu sein. Kallenburg schrieb wenigstens später an den Vicekönig von Neapel, de Haan habe auf die Nachricht, daß die feindliche Flotte in Sicht sei, sofort beantragt, die

Schiffe besser zusammen zu ziehen und in einem Halbmonde vor dem kleinen Hafen aufzustellen. Ibarra aber habe sich anfänglich geweigert, dieses zu thun, um nicht dadurch, daß man den eigentlichen Hafen verlasse, den übelgesinnten Stadtbewohnern Gelegenheit zu Aufständen zu geben. Sicher nur ist, daß kein gutes Einvernehmen ebensowenig zwischen den zwei Commandanten der vereinigten Flotten als den Ministerien Spaniens und Hollands bestand. Hätten die Spanier die Bastionen mit Artillerie besetzen lassen und hätten die Kanoniere ihrer Galeeren nur halb so gut geschossen wie die Franzosen, so würde nach der Meinung der Holländer der Ausgang der Schlacht ein ganz anderer gewesen sein. Aber das Mißtrauen gegen Jedermann lähmte alle Maßregeln der Spanier.

Am Morgen des 2. Juli, während man in Messina das Fest der Madonna della Lettera mit dem größten Pompe zu feiern begann, griffen die Franzosen an. Ihre Flotte war in drei Treffen getheilt und die Galeeren standen unter besonderem Commando. Die feindlichen Schiffe waren von der Ebene von San Erasmo, da wo jetzt die Villa Giulia liegt, bis an die Laterne am Molo, im weiten Bogen aufgestellt. Der Commandant des französischen Vordertreffens, der Marquis de Preuilly-Humieres, näherte sich zuerst dem rechten Flügel der Spanier, von günstigem Winde unterstützt. Bald erhob sich ein lebhaftes Feuer. Nachdem dasselbe eine halbe Stunde angehalten hatte, kappte der spanische Viceadmiral Juan Rocco sein Kabeltau und ließ sich von dem Nordwind auf den Sand treiben. In die dadurch entstandene Lücke drangen nun die Franzosen

mit ihren Galeeren hastig ein, sodaß einige andere spanische Schiffe sich gleichfalls auf den Strand treiben ließen. Die ganze Schlachtlinie kam dadurch in Unordnung. Aber noch feuerten die beiden Admiralschiffe aufs Heftigste. Da ließen die Franzosen Brander gegen sie los. Zwei krepirten ohne Schaden, aber ein drittes erfaßte das spanische Admiralschiff »Nostra Signora del Pilar« und steckte es in Brand. Obwohl das Feuer rasch um sich griff, ließ der Admiral, ein alter Seemann, dem soeben schon ein Bein von einer Kugel weggerissen war, noch fortwährend feuern, bis daß endlich das Feuer die Pulverkammer faßte und das Schiff in die Luft flog. Jetzt ließ man auch die sechs übrigen Brander los. Einer von ihnen hängte sich an dem niederländischen Schiffe von 68 Kanonen „Steenbergen" fest. Es diente dem augenblicklich kranken Capitän Middelland, der die Dienste eines Contreadmirals versah, als Admiralschiff. Middelland sprang aus dem Cajütenfenster und ertrank. Das Schiff selbst trieb brennend auf zwei andere holländische Fahrzeuge, die „Freiheit" und „Leyden" von 50 und 36 Kanonen ein und zündete dieselben gleichfalls an. Auch die „Endragt", auf der sich der Leichnam de Ruyters befand, schwebte in großer Gefahr, in Brand zu gerathen. Auch beschossen es die Franzosen aufs Heftigste, sodaß es zu Kleingewehrfeuer kam. Aber nach $1\frac{1}{2}$stündigem Kampfe rettete es sich. Ein halbe Stunde vor dem Ende der Schlacht riß eine Kanonenkugel dem Admiral de Haan den Hinterkopf weg, sodaß er auf der Stelle todt blieb. Hätten die Franzosen noch einige Brander gehabt, so würden unzweifelhaft noch andere holländische Fahrzeuge verloren gewesen sein. Denn

vier von ihnen waren gleichfalls auf dem Strande aufgelaufen. So verloren sie nur jene drei Fahrzeuge, während die Spanier außer dem Admiralschiff noch drei Linienschiffe mit 142 Kanonen und zwei große Galeeren einbüßten. Eine ganze Reihe berühmter spanischer Namen findet man in der Todtenliste dieser Schlacht verzeichnet und der Verlust an niederer Mannschaft wird auf 2000 Todte und Verwundete angegeben.

Die Palermitaner mußten anfänglich den Verlauf dieses furchtbaren Kampfes, der unmittelbar unter den unbewehrten Mauern ihrer Stadt ausgefochten wurde, als müßige Zuschauer mit ansehen. Als aber der Ausgang desselben immer unzweifelhafter wurde und auch die Stadt mit in den Untergang hineinzuziehen drohte, da die brennenden Schiffe in den kleinen, sich in die Stadt hineinziehenden Hafen flüchteten, ließ sich das Volk nicht mehr halten. Es nahm die vor dem königlichen Palaste aufgepflanzten Kanonen weg, schleppte sie auf die Bastionen und begann ein lebhaftes Feuer auf die feindliche Flotte zu eröffnen. Dasselbe war auch nicht ohne Erfolg. Denn diese hütete sich jetzt wohl, dem Lande noch näher zu kommen und die letzten Reste der Flotte zu vernichten. Sie wendete, ging rasch auf die hohe See zurück, als ihr abermals zu Gunsten der Wind umsprang und steuerte nach Messina.

Vivonne hatte Grund mit dem Ergebniß dieser Fahrt zufrieden zu sein. Außer seinen 9 Brandern hatte er kein Schiff eingebüßt. Die Verluste an Todten und Verwundeten waren unerheblich. Der schönste Feldzug, den je eine französische Flotte gemacht hat, war zu Ende. Zweimal hatte sie sich mit dem größten

Seehelden der Zeit ohne Entscheidung gemessen, das dritte Mal hatte sie eine große feindliche Flotte im Angesicht der feindlichen Hauptstadt zerstört. Denn die spanisch-holländische Flotte war jetzt der französischen gar nicht mehr gewachsen und als noch die rothe Ruhr unter den Holländern ausbrach, verließen sie Sicilien für immer. Der Palermitaner Pöbel suchte sich für den Verlust der Schlacht an seinem Erzbischofe zu rächen, der jedoch in den königlichen Palast entkam, während schuldlose Einwohner Palermos, die aus Messina stammten, Opfer der Volkswuth wurden. Viele von ihnen flüchteten sich nach Messina, wohin sich jetzt bei den so glücklichen Erfolgen der französischen Waffen überhaupt wieder viele früher von dort geflohene Bürger zurückwendeten.

Jetzt, nachdem die feindliche Flotte zerstört war, konnte man an Wiederaufnahme der Offensive zu Lande denken. Doch mußte man erst die Ankunft neuer Hülfstruppen aus Frankreich abwarten. Ohne sie durfte man Nichts wagen. Denn schwieriger als die Hindernisse, welche die spanischen Soldaten den Eroberern in den Weg legten, war die allgemeine Abneigung der Sicilianer gegen die Franzosen zu überwinden. Ein Aufstandsversuch, welchen ein mit vornehmen Messineser Familien verschwägerter Vicomte Russo von Francavilla in der Aetnagegend versuchte, endete mit dessen Flucht nach Messina. Wollte man aber größere Unternehmungen machen, so mußte nicht nur das Meer frei sein, sondern vor Allem mußten die Engpässe an der Ostküste Siciliens geöffnet werden. Denn noch immer war der Paß von Scaletta, wenige Stunden südlich von Messina, stark von den Feinden besetzt. Sie aus dieser Position

zu vertreiben, die der Stadt Messina alle Zufuhr zu Lande abschnitt, mußte deshalb die erste Aufgabe Vivonnes sein. Aber erst am 19. August kam Duquesne mit seiner Flotte von Marseille zurück. Er brachte gegen 5000 Mann Landtruppen mit.

Die Ankunft dieser Macht und besonders der Umstand, daß mehrere Frauen von den in Messina befindlichen französischen Offizieren jetzt auch nach Messina übersiedelten, schien den Bürgern der Stadt eine Bürgschaft mehr zu sein, daß Ludwig XIV. nicht blos an eine vorübergehende Besetzung der Stadt denke. Die vornehmen Damen der Stadt freuten sich aber besonders über die Ankunft der Französinnen, bemerkt der Chronist, da sie nun von diesen sich ganz französisch zu kleiden und vollkommen zu benehmen lernen würden. Denn die aristokratischen Damenkreise waren jetzt so franzosenfreundlich geworden, daß sie sogar den Reit- und Schießübungen der Offiziere und den Truppenmusterungen in großer Galla beiwohnten. Noch eifriger besuchte man aber die Theatervorstellungen, welche der Vicekönig in seinem Palaste unter so großem Zudrange veranstaltete, daß man Vorsichtsmaßregeln treffen mußte, um keine Unordnung und Streitigkeiten einreißen zu lassen. Reichliche Erfrischungen wurden ihnen in den Zwischenacten von den französischen Cavalieren gereicht und heitere Musikstücke füllten die Pausen aus. Vivonne suchte seinen Herrn und Gebieter auch in Entfaltung eines feineren und geschmackvolleren Luxus zu copiren. Doch nur höchst unvollkommen gelang die Verschmelzung französischen Wesens mit italienischer Etiquette. Nur wenige der adligen Frauen verheiratheten sich mit fran-

zösischen Offizieren. In bürgerlichen Kreisen dagegen war der Gegensatz der Nationalitäten schon längst für Ehebündnisse kein Hinderniß mehr. Doch als sich eine Dame aus dem Hause Cigala mit einem Marquis Langeron verlobte, glaubte dieses der Chronist als etwas Außerordentliches hervorheben zu müssen. Einige Nonnen aus den vornehmsten Familien, welchen alle diese Neuerungen nicht genehm sein mochten, wurden „im Interesse des königlichen Dienstes als unruhige Köpfe" in ein anderes Kloster transportirt.

Die Fortschritte, welche die französischen Waffen nach Empfang der Verstärkungen machten, entsprachen anfänglich durchaus nicht den gehegten Erwartungen. Doch waren hiervon mehr die Ungunst des Wetters, als sonst etwas die Veranlassung. Ueber einen Monat wehten heftige Winde, welche das Auslaufen der Flotte verhinderten oder dieselbe, wenn sie einmal glücklich den Hafen verlassen hatte, zurückzukehren zwangen. Endlich gelang es ihr, eine bedeutende Macht in Augusta an das Land zu werfen, so daß man Catania und Syrakus bedroht glaubte. Die Truppen bestanden aus Franzosen und Messinesen, die zu Tausenden in französischen Sold getreten waren. Sie standen unter dem Oberbefehl Don Giacomos Averna, welcher sich durch seine militärischen Fähigkeiten von dem Anfang des Aufstandes an ausgezeichnet hatte und jetzt von Ludwig XIV. zum Commandanten seiner Landsleute ernannt worden war. Aber auch bei der französischen Armee in Flandern focht ein Regiment Italiener, das sich besonders aus Messinesen rekrutirte.

Der neue spanische Vicekönig, Aniello de Guzman

Marchese di Castelrodrigo, konnte Gelegenheit finden, seinen in Portugal und Catalonien als tüchtiger Reitergeneral erworbenen Ruhm durch eine tapfere Waffenthat zu vermehren. Aber um in Sicilien den Franzosen tüchtigen Widerstand zu leisten, mußte ein Vicekönig etwas mehr sein, als ein braver Soldat. Vielleicht verdankte auch der junge Reiterführer seine Ernennung zu diesem wichtigen Posten noch nicht einmal seinen militärischen Erfolgen, sondern war nur als Sohn des spanischen Ministers, Herzogs von Medina de las Torres, eines Führers der antifranzösischen Partei am Hofe, zu demselben gelangt. Seine Amtsführung war hier wenigstens nichts weniger als glänzend.

Zunächst verlegte der Marchese von Castelrodrigo sein Hauptquartier von Melazzo nach Catania, nachdem er am 22. September seinen Amtsvorgänger in Melazzo abgelöst hatte. Er ging damit völlig aus der Offensive, die die Spanier zu Lande bisher stets behauptet hatten, in die Defensive zurück. Mochte das auch nur eine Folge des Uebergewichts der Franzosen zur See sein, so hätte der Vicekönig wenigstens doch um so vorsichtiger dem Feinde jeden Fortschritt verlegen müssen. Auch der Mangel an Geldmitteln entschuldigt ihn nicht. Denn noch versammelten sich die sicilianischen Barone mit ihren Vasallen zahlreich in Catania. Er täuschte sich vielmehr über die nächsten Pläne seines Gegners. Denn Vivonne hatte es zunächst nicht auf die volkreichen und gutbefestigten Städte Syrakus und Catania abgesehen. Er ließ zwar Melilli, ein kleines Landstädtchen, das über Augusta auf dem, wegen seines vorzüglichen Honigs im Alterthum berühmten hyblaischen

Berge liegt, von dem Commandanten von Augusta angreifen und nehmen. Aber es kam ihm vielmehr darauf an, sich der wichtigen Bergfeste Taormina zu bemächtigen. Denn hatte er diese in seiner Gewalt, so war ihm eine Ausfallpforte nach der Aetnagegend offen, und der Paß von Scaletta, der zwischen Taormina und Messina liegt, war dann für die Spanier auf die Dauer nicht mehr zu halten. Der Befehlshaber von Taormina, Karl Ventimiglia Graf von Prades, sah dieses auch vollkommen ein und bat deshab den Vicekönig um Verstärkung, nachdem ihm derselbe den größten Theil seiner zuverlässigen Truppen, Spanier und deutsche Hülfsvölker, noch nach Catania abcommandirt hatte. Aber der Vicekönig willfahrte seinen Bitten nicht. Da landete in der Frühe des 17. October die französische Flotte unter dem Vorgebirge von Taormina, setzte einige Tausend Mann Truppen an das Land und fing die Festungswerke an mit Bomben zu bewerfen. Dann begannen die Franzosen sofort unter dem Befehl des Marquis Villedieu die Stadt zu stürmen. Dem Grafen di Prades half seine persönliche Tapferkeit, mit der er sich den die steilen Anhöhen Stürmenden entgegenwarf, gar Nichts. Er wurde übermannt und gefangen genommen, als seine feigen calabresischen und sicilianischen Milizen schon längst entflohen waren. Die Stadt wurde genommen und theilweise geplündert. Aber mit dem Besitze von Taormina allein war wenig gewonnen, wenn nicht auch die eine halbe Stunde weiter nach dem Innern der Insel zu auf einem ungeheuren Felsblocke erbaute Bergfeste von Mola in die Hände der Franzosen fiel. Obwohl einmal die Negergarde Ibrahims-ibn-Ahmed (man kann

es kaum für möglich halten, wenn man die Lage der Stadt mit eigenen Augen geschaut hat) den Felsen am hellen Tage erklettert und die eben dorthin geflohenen Einwohner Taorminas überrascht hatte, so war doch jetzt an ein solches Wagniß gar nicht zu denken. Denn einmal lag schon eine spanische Besatzung oben und ein Bruder Ventimiglias hatte sie soeben noch mit hundert Mann Spaniern verstärkt, welche er jenem, zu spät, hatte zuführen wollen. Aber bei der spanischen Indolenz und Unordnung hatte man den Platz gar nicht mit dem nöthigen Proviant versehen und so mußte sich derselbe nach vier Tagen den Franzosen ergeben, als noch ein Ersatzversuch, den der Marquis von Castelrodrigo unternahm, mit der Niederlage und Flucht seiner Truppen geendet hatte.

Eine Folge dieser Unternehmung war, daß nun sofort alle die Dörfer zwischen Taormina und Scaletta, welche vornehmen Messineser Familien gehörten, wieder in deren Besitz übergingen. Auch die einzige Verbindung zwischen Catania und Melazzo über das Gebirge fiel mit dem Passe von Arcimusco den Franzosen in die Hände. Kaum war die Kunde hiervon nach Melazzo gekommen, als der Rest der hier zusammengezogenen Truppen sich für bedroht hielt und alle seine gegen Messina ins Gebirge vorgeschobenen Posten zurücknahm. Dadurch fielen auch wieder viele den Messinesen entzogene Güter in deren Hände zurück, sodaß man jetzt für die nächste Zeit keinen Mangel mehr zu fürchten hatte.

Aber noch immer war der Paß von Scaletta nebst dem Kloster von San Placido in den Händen der Spanier. Man mußte sich dazu bequemen, den Platz

vollständig zu belagern, da die Spanier nicht nur den Paß, sondern auch die Felshöhen über ihm stark verschanzt hatten. Ein tapferer Offizier, von Majorca, befehligte hier. Am 1. November begann die Belagerung, bei der Vivonne selbst anwesend war. Man beschoß den Platz von allen Seiten mehrere Tage lang. Aber das Meer war zu unruhig, als daß das Bombardement von der Seeseite viel Schaden hätte anrichten können. Erst am 9. ergab sich die sechshundert Mann starke Besatzung unter den ehrenvollsten Bedingungen.

Mit dieser Waffenthat schloß die Campagne dieses Jahres. Sie war für die französischen Truppen eine günstige gewesen. Die Messineser hatten auch alle Ursache mit ihr zufrieden zu sein. Denn fast der ganze Stadtbezirk befand sich wieder in ihrer Gewalt. Und dazu kamen noch andere gute Aussichten für die Zukunft. Hatte der Vicekönig von Castelrodrigo den auf ihn gesetzten Erwartungen als Feldherr nicht entsprochen, so war seine innere Verwaltung vollends eine verkehrte. Sei es um die Vorwürfe, welche der Graf von Prades gegen ihn erheben konnte, da er denselben in Taormina im Stiche gelassen hatte, im Voraus zu entkräften, sei es, daß die spanischen Beamten seiner Umgebung aus irgend einem Grunde einen Haß auf die mächtige Dynastenfamilie Ventimiglia geworfen hatten: man beschuldigte den tapferen Vertheidiger von Taormina und mit ihm seinen Bruder, seine Verwandten und Freunde geheimer Verbindungen mit Messina und warf sie als Hochverräther in den Kerker. Der Graf von Prades protestirte von Messina aus, wo er als Kriegsgefangener lebte, aufs Entschiedenste gegen diese Anklage, der ge-

sammte sicilische Adel war aufs Tiefste wegen dieser ungereimten Beschuldigung, gegen die landeskundige Thaten zeugten, empört. Castelrodrigo soll sich selbst von seinem Fehlgriff kurz vor seinem Ende überzeugt haben. Aber die Hartnäckigkeit der spanischen Minister in Palermo war so groß, daß sie dem schwer kranken Vicekönig noch in der Nacht vor seinem Ende einen Befehl zur Unterschrift vorlegten, durch welchen sämmtliche Angeklagte nach Neapel verbannt und dort confinirt wurden [40]). Solche Gewaltthaten mußten den Messinesen die Hoffnung beleben, daß noch die ganze Insel sich von den Spaniern abwenden werde. Und in der That mußten auch verschiedene Aufstandsversuche in Termini und anderen Städten gewaltsam unterdrückt werden.

Aber nicht allein die Sorge um den mißlichen Stand der spanischen Waffen in Sicilien machten dem noch nicht fünfunddreißigjährigen Vicekönige seine letzten Tage schwer. Der Umschlag der gesammten spanischen Politik berührte ihn noch empfindlicher. Denn er war ein Freund des bisher einflußreichsten Ministers, des Ferdinand Valenzuola Marquis von Villa-Sierra, welchen die Königin-Mutter aus einer ganz untergeordneten Stellung zu diesem Range emporgehoben hatte. Als dieser fiel, seiner Aemter und seines Vermögens beraubt wurde, die Königin-Mutter den Hof verlassen mußte und Don Juan d'Austria II. die Leitung der Geschäfte übernahm, sah er seinen Sturz voraus. Hatte man doch auch schon den Marschall de Bournonville zum Befehlshaber aller Truppen in Sicilien ernannt. Sterbend ernannte der Vicekönig, wie es Sitte war, seine Gemahlin zu seiner Stellvertreterin, bis daß sein Nachfolger eintreffe. Aber

schon längst hatte der Hof hinter dem Rücken seines ersten Beamten, wie es gleichfalls bei diesem ganz auf Mißtrauen gegründeten spanischen Regimente Sitte war, seine Maßregeln getroffen. Ein hoher spanischer Beamter präsentirte dem Staatsrath in Palermo eine königliche Depesche, die ihm für den Fall des Todes des Vicekönigs zum Oeffnen übergeben war. In ihr war der Cardinal Portocarero in Rom zum interimistischen Vicekönig der Insel ernannt. Bis dieser sein Amt antrat, blieb die Wittwe Castelrodrigos im Besitz der ihr übertragenen Würde.

Aber dieser Systemwechsel in Madrid schien fast noch größeren Einfluß auf die Stimmung Messinas als auf den gesammten sicilianischen Adel auszuüben. Don Juan d'Austria erinnerte sich noch der Zeiten, als er seine Armada gegen das empörte Neapel führte (1648) und er von dem ganzen Reiche allein aus Messina freiwillig mit Kriegsbedarf unterstützt worden war. Er gedachte ferner an die Tage seiner Jugend, in der er mit seiner Flotte, auf der er die reizende Tochter des Malerfürsten Ribera-Spagnolettos barg, im Hafen von Messina vor Anker ging, und ihm die Stadt nicht nur prächtige Feste, sondern auch reiche Geldgeschenke gab, die er an seine Krieger zu vertheilen befahl. Es waren noch nicht dreißig Jahre her, daß Alles dieses geschehen und er wußte, daß er noch vor Kurzem in gutem Andenken bei den Messinesen gestanden habe. Darum erließ er noch einmal eine Aufforderung an die aufrührerische Stadt, unter die Herrschaft ihres rechtmäßigen Königs zurückzukehren; er garantire volle Amnestie für alles Vergangene und ungeschmälerte Aufrechthaltung

aller alten Privilegien und Freiheiten der Stadt. Aber diese war ja schon längst nicht mehr in der Lage, sich offen aussprechen zu können, ihre meisten Beamten gehörten der französischen Partei an. Doch auf das Volk und manche mit der Herrschaft der Franzosen Unzufriedene blieben die Versprechungen des alten Protectors nicht ohne Wirkung. Selbst zwei Senatoren, die der Bischof von Patti für die Spanier zu gewinnen gewußt hatte, waren in Unterhandlung mit diesen getreten und mußten bestraft werden. Das Ganze diente jedoch nur dazu, den Franzosen den Aufenthalt in Messina noch unheimlicher als bisher zu machen, ohne daß doch darum den Spaniern irgend ein directer Vortheil daraus erwachsen wäre. Aber nur schädlich waren derartige Versuche für die Stadt Messina selbst.

Die Wintermonate der Jahre 1676—77 brachte Vivonne unthätig in Messina zu. Theatervorstellungen wechselten mit Schmausereien an dem vicekönigl ichen Hofe. Zu den Feierlichkeiten, welche man in Messina schon seit alten Zeiten beging, waren noch die Nationalfeste der Franzosen hinzugekommen. Freudige Ereignisse, die die Familie des Marschalls Vivonne betrafen, feierte man nicht minder als die Erfolge der königlichen Waffen in den Niederlanden und Lothringen. Die Feindseligkeiten, die man gegen die Spanier unterhielt, bestanden nur im Wegfangen ihrer Proviantschiffe, in kleinen Plünderungszügen in Sicilien und dem benachbarten Calabrien und im Abschlagen von Angriffen der Spanier auf das bisher ihnen verloren gegangene Terrain. Mehr aber als die Franzosen schädigten die Meeresstürme die spanischen Schiffe. Der Fürst von Ligny hatte eine

neue Truppensendung von 3000 Mann aus dem Mailändischen versprochen. Sie ging auf mehreren neuen Galeeren von Finale, an der Riviera di Ponente, ab. Aber kaum waren sie in das tyrrhenische Meer eingelaufen, als sie ein Sturm auf die Felseninseln delle Formiche warf, sodaß das spanische Admiral- und Viceadmiralschiff untergingen. Die meisten Soldaten retteten jedoch das nackte Leben auf jene Felsen. Wäre der Fürst von Piombino nicht zufällig auf der Reise von Neapel nach Spanien hierher gekommen und hätte Fürsorge für die armen Leute getroffen, so würden sie ganz verkommen sein. Als Duquesne mit der französischen Flotte in die Gewässer kam, um diesen Convoi zu zerstören, waren ihm die Wellen schon zuvor gekommen. Um nicht ganz vergebens gekommen zu sein, beschoß er die Städte Portolognone und Piombino.

Litten so die französischen Interessen unter der Unthätigkeit und Vergnügungssucht Vivonnes, so war der neue spanische Vicekönig, der Cardinal Portocarrero, um so thätiger. Vor allen Dingen suchte er bessere Ordnung in die Finanzangelegenheiten zu bringen. In die militärischen Maßregeln mischte er sich nur in soweit ein, als er darauf hielt, daß die Truppen ihren Sold empfingen, während derselbe bisher nur den Generälen und auch diesen nur höchst unregelmäßig ausgezahlt worden war. Aber selbst dieses Wenige, meinte der Vicekönig, hätten dieselben bisher nicht verdient. Zwar konnte er mit der regelmäßigeren Soldzahlung nicht aller im Heere eingerissenen Unordnung steuern. In Melazzo kam es zu so lebhaften Feindseligkeiten zwischen Italienern und Spaniern, daß mehrere hundert Mann auf dem Platze

blieben. Doch waren alle Vertheidigungsmaßregeln gegen die Franzosen in viel besserer Ordnung als früher, so daß diese selbst, nachdem sie abermals bedeutende Verstärkungen empfangen hatten, den ganzen Sommer über keine Fortschritte machten. Denn Valbelle brachte wieder an 4500 Mann neue Truppen mit allem möglichen Kriegsbedarf aus Marseille.

Aber auch mit diesen Verstärkungen wußte Vivonne nicht viel zu beginnen. Planlos versuchte er bald hier, bald dort eine Landung zu machen, ohne daß ihm nur eine gelungen wäre. Ein Versuch Syrakus zu überraschen wurde durch widrige Winde vereitelt. Doch auch den Spaniern gelang es nicht, sich weiter auszubreiten. Ebenso mißglückten wiederholt die Anschläge, die französische Flotte im Hafen zu Messina durch Brander anzuzünden. Erst im Spätsommer begann Vivonne eine größere Operation zu Lande zu unternehmen. Er rückte mit einem Heere von 10,000 Mann von Taormina aus in der Richtung von Catania vor. Die Einwohner der Dörfer und Städte an dem östlichen Aetnaabhang flüchteten sich vor den Feinden in die damals noch dichten Waldungen am Berge und das Heer breitete sich in den von Malariafiebern heimgesuchten Niederungen am Cantara aus. Bald brachen denn auch Fieber unter ihnen aus, und der Genuß von unreifen Trauben erzeugte eine Ruhrepidemie, an der der größte Theil der Mannschaft zu Grunde ging. Was noch übrig war, mußte Vivonne schleunigst nach Taormina und Messina zurücknehmen.

Damit sahen die Messinesen abermals eine Hoffnung auf die Ausbreitung der französischen Herrschaft

in Sicilien schwinden. Immer näher schien ihnen jetzt die Gefahr zu rücken, daß Ludwig XIV., der bedeutenden Opfer an Geld und Truppen müde, seine schützende Hand von der Stadt zurückziehen werde. Die Stimmung wurde immer düsterer in der Stadt und es wäre zu offenem Streite mit den französischen Soldaten gekommen, wenn nicht Vivonne selbst sich ins Mittel gelegt hätte. Eines Tages ließ ein vornehmer Messinese sich mit seiner Frau durch die Straßen der Stadt in einer Portechaise tragen. Da beleidigten zwei Franzosen die Dame. Ihr Gatte sprang sofort aus der Sänfte und hieb die Beleidiger nieder. Um den Schauplatz dieser Scene sammelte sich sofort eine Menge Volkes. Auch Franzosen kamen ihren Kameraden zu Hülfe und es hätte wenig gefehlt, daß sich nicht dieselben Vorgänge wiederholt hätten, die schon einmal der französischen Herrschaft in Sicilien ein so jähes Ende bereiteten. Da erschien Vivonne und schlichtete den Tumult, indem er erklärte, die beiden Todten hätten ihre Strafe mit Recht verdient; nur in Zukunft solle man nicht in dieser Weise zur Selbsthülfe greifen, sondern bei den Gerichten Schutz suchen. Doch selbst solche Beweise von Geistesgegenwart konnten das schon längst geschwundene Vertrauen zu Vivonne nicht wieder beleben. Man sah sich endlich genöthigt, eine Gesandtschaft nach Paris zu schicken, um den Marschall Vivonne als die Ursache des Mißlingens aller Pläne hinzustellen. Aber dieselbe fand keineswegs am Hofe die Aufnahme, welche man erwartet hatte. Zwar hütete sich die französische Diplomatie wohl, ihre letzten Absichten schon jetzt zu verrathen. Aber man beschleunigte doch auch die Absendung neuer Hülfsmittel keineswegs

mehr in der früheren Weise. Ludwig XIV. suchte jetzt Frieden mit seinen Feinden zu schließen. Da ihm der Besitz von Messina ohne sein Bemühen in den Schooß gefallen, die Eroberungen in Sicilien weiter auszudehnen aber auf die größten Hindernisse gestoßen war, so ging er um so leichter auf eine Abänderung seines, in der Proclamation vom 11. März 1675 ausgesprochenen Planes, in Unteritalien einer Secondogenitur seines Hauses einen Thron zu erwerben, ein, als ihm dieser ursprünglich bei dem Ausbruche des großen Krieges gar nicht vorgeschwebt hatte. Er hatte mittlerweile auch eingesehen, daß durch denselben die Eifersucht aller italienischen Fürsten aufs Aeußerste gereizt worden war und er ohne ihn aufzugeben in keiner Weise Frieden mit Spanien erhalten könne. Aber um einen Druck auf Spanien auszuüben und ein zu Compensationen wohl geeignetes Object in der Hand zu haben, war ihm der Besitz von Messina auch weiter noch von dem größten Werthe. Hatte derselbe doch bisher schon so ausgezeichnete Dienste geleistet, daß durch ihn die Kräfte nicht allein des spanischen Italiens, sondern sogar noch eines Theiles von Spanien und Holland paralysirt worden waren. Die Militärschriftsteller wissen daher auch die Bedeutung der Diversion in Sicilien für den großen Krieg nicht genug hervorzuheben.

Bald aber mußte es sich entscheiden, wie lange dieselbe noch fortdauern solle. Denn die Spanier machten von Neuem bedeutende Fortschritte. Von den Einwohnern Molas hatte sich ein Geistlicher, Antonino Torñatore, in Verbindung mit der spanischen Besatzung des benachbarten Francavilla gesetzt. Er versprach dem

Commandanten derselben, dem Mailänder Paulini, die Stadt in seine Hände zu liefern. Am 16. Dezember sandte dieser eine Abtheilung von 240 Mann in die Nähe der Bergfeste. Als es Nacht geworden war und sich die Truppen unter dem überhängenden Felsen, gerade Taormina gegenüber, eingefunden hatten, ließ Tornatore und sein Schwager ein langes Seil herunter, an dem ein Balken befestigt war. Auf diesen Balken setzten sich zwei beherzte spanische Soldaten und wurden mehrere hundert Fuß glücklich in die Höhe gewunden. Nachdem sie oben angekommen waren, halfen sie den beiden Verräthern uud zogen nach und nach vierzig Soldaten in die Höhe, bis daß der Strick sich an den Felskanten durchgerieben hatte. Diese vierzig Mann überfielen nun die französische Besatzung, die in der Stadt zerstreut lag; der Befehlshaber des eigentlichen Castells befand sich nicht in demselben und so gerieth auch dieses eine Viertelstunde früher als die Hülfe von Taormina kam, in ihre Gewalt. Die Einwohner leisteten den Eindringlingen bald Hülfe und so wurde von den vier Compagnien Franzosen, welche die Besatzung bildeten, Alles niedergestoßen oder gefangen genommen. Nur Wenige retteten sich nach Taormina.

Als die Nachricht von diesem Verluste nach Messina kam, schickte Vivonne sofort 2000 Mann Verstärkungen nach Taormina. Die Stadt konnte sich darum gegen einen Angriff der Spanier behaupten. Aber mit dieser Detachirung hatte er Messina selbst fast ganz entblößt. Er schrieb darum eiligst um Hülfe nach Frankreich. Dieselbe war um so nöthiger, als in der Stadt von Neuem eine Hungersnoth auszubrechen drohte. Denn

alle Seeräuberei vermochte die geordneten Zufuhren nicht zu ersetzen. Da beschloß König Ludwig XIV. Messina aufzugeben, zuvor aber Vivonne abzuberufen. Dieser soll selbst darum gebeten haben, ihn der Aufgabe zu entbinden, eine Stadt den Händen ihrer unerbittlichen Feinde zu überliefern, gegen deren Bewohner er doch zu viele persönliche Verpflichtungen eingegangen war.

Es war übrigens die Absicht Ludwig's XIV. noch keineswegs, die Stadt unverzüglich zu räumen. Er sandte vielmehr den Marschall de la Feuillade mit einigen Linienschiffen dorthin ab und befahl ihm, einen neuen Angriff zu machen. Die Franzosen sollten nicht ohne einen letzten Waffenerfolg abziehen. Vielleicht wollte sich der König auch vergewissern, ob die Schuld aller bisherigen Mißerfolge nur in der schlechten Führung Vivonnes begründet gewesen sei. Am 20. Februar kam de la Feuillade in Messina an und Vivonne reiste sofort ab. Fast gleichzeitig erschien auch der neue spanische Vicekönig, Vincenzo Gonzaga Herzog von Mantua, in Sicilien (3. März). Der neue Commandant entwickelte in Messina sofort eine große Thätigkeit und orientirte sich rasch in allen Angelegenheiten. Darauf beschloß er, einen Angriff auf Mola zu unternehmen. Aber derselbe schlug vollständig fehl, sodaß de la Feuillade selbst nur mit genauer Noth sich nach Taormina retten konnte. Flüchtig zogen sich die Franzosen bis Messina zurück. Hier hatte sich nach und nach alle Ordnung gelöst. Hunger und Erwerbslosigkeit trieb die Messineser nicht minder als die Franzosen und ihre Söldlinge zu Gewaltthaten an. Fast keine Nacht verging, ohne Raubanfälle und Mordthaten auf den Straßen. Hiergegen

schritt der Marschall jetzt zunächst mit aller Strenge ein und stellte einigermaßen geordnete Zustände wieder her. Die Besatzung der Stadtmauern übergab er wieder den Bürgern und dann ließ er die gesammte Flotte, noch immer 26 Kriegsfahrzeuge, zu einer großen Expedition ausrüsten. Alles werthvolle Kriegsmaterial wurde an Bord der Schiffe gebracht. Viele Vorräthe waren schon nach Augusta geschafft. Um nicht von den Bewohnern der Stadt, welche schon Verrath witterten, in seinen Operationen gestört zu werden, beschleunigte er dieselben aufs Aeußerste. Am 15. März ließ er den Senat, die Vorsteher der Zünfte und vornehmsten Einwohner auf das Admiralschiff entbieten und zeigte ihnen einfach an, daß er im Begriff stehe, mit seiner Flotte Sicilien für immer zu verlassen. Die Bestürzung der verrathenen Bevölkerung war grenzenlos. Mit Thränen in den Augen beschworen die vornehmsten Männer den Marschall um einige Tage Aufschub, damit sie sich den Spaniern wenigstens auf Bedingungen hin ergeben könnten. Aber der harte Soldat blieb unerbittlich. Da riethen Einige, die französische Flotte in Brand zu schießen, um wenigstens nicht ohne Rache unterzugehen. Doch ruhigere Ueberlegung behielt die Oberhand. Man ersuchte den Marschall, die Personen, welche die Stadt verlassen wollten, mit an Bord zu nehmen und nach Frankreich zu schaffen. Das gestand er zu. Die vornehmsten, am Stärksten compromittirten Familien rafften ihre kostbarste Habe zusammen und flüchteten auf die Flotte, die am 16. März in aller Frühe die Anker lichtete, um nach Augusta zu segeln.

Die Zahl derer, welche so fast nichts Anderes als

das nackte Leben retteten, wird sehr verschieden angegeben. Die französischen Quellen, welche ein Interesse daran haben, den schmachvollen Verrath abzuschwächen, sprechen von 500—550 Familien. Ein sonst glaubwürdiger Messinese zählt über 15,000 Seelen. Ein gleichzeitiger Palermitaner 16,000, ein anderer 5000; Brusoni 8000. Wir werden wohl nicht irren, wenn wir zwischen denen unterscheiden, welche de la Feuillade auf seiner Flotte mitnahm und ihre Zahl auf ungefähr 5000 festsetzen, dagegen für die Gesammtzahl aller derer, welche Messina verließen und sich nach Venedig, Rom und den Orient flüchteten, viel höher greifen.

Nachdem die französische Flotte die verschiedenen Besatzungen in Scaletta und Taormina aufgenommen hatte, segelte sie nach Augusta, wo sie vier Tage verblieb, um auch hier das kostbarste Kriegsmaterial einzuschiffen. Dann steuerte sie um die Westküste der Insel herum und kam nach einem furchtbaren Sturme glücklich in Toulon an. Nur wenige Fahrzeuge wurden von holländischen Kaperschiffen erbeutet und nach Neapel gebracht.

Soweit als unsere Nachrichten reichen ist nicht ganz ersichtlich, ob de la Feuillade noch einen besonderen Befehl zur schleunigen Räumung Messinas erhalten hatte, oder ob er nach allerdings schon längst feststehendem Plane ganz seinem eigenen Ermessen gemäß die Abreise so überstürzte. Das Erstere könnte man für das Wahrscheinlichste halten. Die Verantwortung, welche sich der Marschall sonst aufgebürdet hätte, wäre zu groß gewesen. Ludwig XIV. hatte auch Grund genug, gerade in dieser Zeit seine Flotte nach Frankreich eiligst zurücknehmen. Denn

England schickte sich so eben an, in den großen Krieg thätig einzugreifen und die französische Küste lag schutzlos den Angriffen der feindlichen Flotte ausgesetzt. Gleichzeitige Gesandtschaftsberichte und die Militärschriftsteller stimmen darin überein, daß die Furcht vor der englischen Flotte die französische Regierung bestimmt habe, Sicilien so rasch aufzugeben [41]). Doch der ganze Aufenthalt de la Feuillades in Sicilien dauerte nur Einen Monat und so mag es richtig sein, daß er keines besonderes Befehles bedurfte, um sich für das Verlassen der Insel zu entscheiden.

Französische Schriftsteller erzählen, Ludwig XIV. habe seinem Marschall befohlen, den Messinesen, welche sich in ihrer Heimath nicht sicher glaubten, die Ueberfahrt nach Frankreich anzubieten. Es ist möglich, daß dieses richtig ist. Soll aber damit ein Theil des Verraths und der Treulosigkeit, deren sich dieser König gegen die unglücklichen Bewohner der Stadt schuldig gemacht hat, beschönigt werden, so ist dieser Versuch gewiß ein sehr übel angebrachter. Denn als die geflüchteten Messinesen in Südfrankreich gelandet waren, schickten sie zwei Deputirte an den König ab, und ersuchten denselben, auf dem Congresse von Nymwegen eine Friedensclausel durchzusetzen, durch welche den Flüchtlingen Amnestie zugesichert würde. Ludwig XIV. ließ die beiden Abgesandten mit Empfehlungsschreiben nach Nymwegen gehen und schrieb auch in dieser Richtung an seine Gesandten. Als aber die Spanier dieses Zugeständniß verweigerten, wußte er sich bald zu trösten. Das Wohl ganz Europas, so schrieb er an seine Friedensbevollmächtigten, dürfe dem einiger Einzelner nicht unter-

geordnet werden[42]). Aber nicht genug damit, daß Louis XIV. diese Unglücklichen in dieser Weise im Stiche ließ! Als dieselben über ihre Mißhandlung sich hier und da Anklagen gegen den allerchristlichsten König erlaubten, fühlte sich der Autokrat beleidigt und der größte Theil der Flüchtlinge wurde aus Frankreich verwiesen und ihnen untersagt, sich bis auf einige Meilen seinen Grenzen zu nähern. Nur wenige traten in französische Dienste; unter ihnen befand sich der tapfere Vertheidiger des Passes von Lombardello, welcher sich in Nordamerika auszeichnete, dort aber an gebrochenem Herzen starb, weil er sich nicht nach seinem Verdienste belohnt sah. Einer seiner Brüder war gleichfalls dort als Gouverneur des Bezirks der Trois Rivières thätig[43]). Die Meisten der Verbannten zerstreuten sich nun in Italien, besonders viele zogen nach Venedig, wohin sich schon bei dem Aufbruch von Messina mehrere Schiffe direct gewendet hatten. Unter ihnen befand sich auch der treffliche Tommaso di Gregorio. Ein italienischer Adelsspiegel jener Zeit hebt ausdrücklich hervor, die vornehmen geflüchteten Messinesen hätten sich in ihrem Elende durch Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit ausgezeichnet und auf anständige Weise ihren Unterhalt zu erwerben verstanden. Einzelne, die später mit Pässen des spanischen Gesandten nach Messina zurückkehrten, hatten dasselbe Geschick zu erleiden, welches allen Uebrigen von Spanien aufgelegt war. Und dieses war ein hartes. Nach dem Gesetze, daß je schwächer und verkommener eine Regierung ist, sie desto rachsüchtiger und tückischer gegen ihre Unterthanen ist, konnte auch der spanische Hof nicht anders verfahren, als er gegen Messina verfuhr.

Nachdem die französische Flotte den Hafen verlassen hatte, wollten die Muthigsten es auf eine Belagerung der Stadt durch die Spanier ankommen lassen. Sie wollten sich ihnen wenigstens nicht auf Gnade und Ungnade ergeben. Man war mit Munition und Proviant noch hinlänglich versehen. Aber fast alle Behörden hatten die Stadt verlassen. Nur wenige Männer von Ansehen waren zurückgeblieben. Darum blieb nichts Anderes übrig, als die Gnade der Spanier anzuflehen und sich ihnen zu ergeben. Man schickte ein Boot an den Gouverneur von Reggio, Grafen Barbò, hinüber und benachrichtigte denselben von dem Abzuge der Franzosen. Ebenso sendete man Eilboten nach Taormina und Melazzo.

Der Graf Barbò war der erste, der von Reggio herbeikam. Wenige Stunden später traf der Marschall Bournonville von Melazzo ein. Beide trösteten die niedergeschlagenen Bewohner und ließen sie von der Milde des Königs das Beste hoffen. Am 25. März kam auch schon der Vicekönig Gonzaga von Palermo an. Er verkündete im Namen des Königs eine allgemeine Amnestie, von der nur die auch jetzt noch Widerspenstigen, d. h. also alle Flüchtlinge ausgeschlossen bleiben sollten. Da die Senatoren, welche sich an die Stelle der geflüchteten gestellt hatten, noch während der französischen Occupation als Ersatzmänner gewählt worden waren, so entsetzte er dieselben und ernannte neue Senatoren, welche die Getreidezufuhr regeln sollten. Dann untersagte er Allen, über die Vorkommnisse der letzten Jahre zu reden, ließ die mit dem Bilde des Königs von Frankreich geschlagenen Münzen einziehen und in der messineser Münze umprägen.

Es waren die letzten, die hier geschlagen werden sollten. Denn hartherziger und grausamer als die Krieger waren die Diplomaten und Pfaffen des spanischen Hofes. Es sollte ein Beispiel an der rebellischen Stadt statuirt werden. Um die härtesten Maßregeln zu vollstrecken, sandte man den Ministerialrath Rodrigo Quintana nach Sicilien. Aber der Vicekönig zeigte sich seinen Wünschen unzugänglich. So wollte er nicht alle Güter der Flüchtlinge sofort confisciren. Quintana erkannte, daß so lange Gonzaga in Sicilien sei, er nicht durchdringen werde. Auf seine Beschwerden gegen ihn wurde derselbe auch abberufen und durch Francesco Benavides Grafen von St. Stefano ersetzt, welcher bisher die noch halbwilden Bewohner Sardiniens regiert hatte.

Mit sich überstürzender Hast ergriff dieser Besitz von seiner neuen Würde und am 6. Januar zog er mit seinem Helfershelfer Quintana in Messina ein. Ohne irgend welche Empfangsfeierlichkeiten abzuwarten, begab er sich in den königlichen Palast. Schon am ersten Tage nach seiner Ankunft begann er seine Thätigkeit. Er löste den Ritterorden della Stella auf und schaffte das Amt des Stratigò ab. In Zukunft hieß der höchste spanische Regierungsbeamte einfach Gouverneur. Dann ging es an die Umgestaltung der städtischen Behörden. Vor Allem wurde dem Volke die Wahl seiner Magistrate entzogen, die in Zukunft von dem Vicekönig ernannt werden sollten. Dann der Senat selbst seiner wichtigsten Befugnisse entkleidet und ihm auch alle äußere Ehrenauszeichnungen genommen. Seine Mitglieder hießen nicht mehr Schöffen (giurati), sondern „Erwählte" (Eletti). Sie hatten keine Gerichtsbarkeit mehr; die

Verwaltung der Stadteinnahmen wurden ihnen beschränkt und von einem königlichen Gerichtshofe (giunta di stato) überwacht. Dieser Gerichtshof hatte auch die Einziehung aller der Güter der Stadt sowohl als der geflüchteten Privatleute zu überwachen. Denn diese sowohl als jene nahm der königliche Fiscus in Besitz. Nur die Güter, welche die Flüchtlinge in der Stadt hatten, ließ man ihnen, während die der schon früher Exilirten, wenn sie auch jetzt wieder abwesend waren, sämmtlich confiscirt wurden. Alle Waffen in der Stadt mußten ausgeliefert werden. Die Universität wurde aufgehoben. Das Senatsgebäude wurde niedergerissen, dem Erdboden gleich gemacht, der Ackerpflug darüber gezogen und Salz darauf gestreut. Die Glocke des Doms, welche die Bürger zur Versammlung zu rufen pflegte, wurde in Stücke geschlagen und nach Palermo geschafft, um dort zu einer Bildsäule König Karls II. umgegossen zu werden, die an der Stelle errichtet und mit einer für Messina schimpflichen Inschrift versehen werden sollte, wo das Senatsgebäude gestanden hatte. Was die Rache der Spanier aber am Meisten herausforderte, das waren die Privilegien der Stadt, welche im Archiv derselben aufbewahrt wurden. In feierlichem Zuge begab sich Quintana zu dem Glockenthurme des Doms, in dessen unterem Stocke sich das Stadtarchiv befand. Man fand das Original des Briefes der Jungfrau Maria an die Messineser nicht, aber 109 Urkunden in vier Kasten vertheilt, und die griechischen Handschriften, die Constantin Laskaris der Stadt geschenkt hatte. Quintana nahm sie weg und ließ das Archiv völlig leer und seine Thüre offen stehen, zum Zeichen, daß auch nicht

das Geringste der Stadt geblieben sei. Die Urkunden sind spurlos verschwunden; die Manuscripte des Laskaris sind nach manchen Schicksalen in den Escurial gekommen, wo sie sich wenigstens theilweise noch heute befinden. Um der Stadt aber jede Möglichkeit eines neuen Aufstandes abzuschneiden, verstärkte St. Stefano das Castell von Matagrifone (deutsch: Griechenzwang) und erbaute eine neue Zwingburg an der Stelle, wo früher die Bastion St. Giorgio und das Lazareth sich befand, die jetzige Citadelle. Ein niederländischer Ingenieur, Karl Nürnberg, errichtete sie da, wo die schmale Landzunge sich zwischen den Hafen und das Meer einzuschieben beginnt. Um auch nicht den geringsten Zweifel darüber zu lassen, daß man es auf den völligen Ruin der Stadt abgesehen habe, wurde kurze Zeit darauf der schon mehrfach erwähnte Caspar Borgia zu ihrem Gouverneur ernannt.

So endete der Aufstand Messinas, der durch seine Verflechtung mit allgemeinen europäischen Kriegen der wichtigste geworden ist von allen denen, die die spanische Herrschaft in Unteritalien im 17. Jahrhundert niederzukämpfen hatte. Wie bei allen gewaltsamen Erschütterungen eines Staatskörpers die Schuld, wenn man von einer solchen überhaupt reden kann, nicht allein bei einer der beiden mit einander streitenden Parteien zu suchen ist, so sind auch die Spanier nicht allein für diese Revolution verantwortlich zu machen. Aber der weitaus größte Theil der Verschuldung ist doch bei ihnen zu finden. Für den, der nach einer Gerechtigkeit in den menschlichen Geschicken sucht, kann es ein Trost sein, auch hier zu bemerken, daß die Stadt Messina

trotz alles Unglücks, was in diesem Jahre über sie kam, und zu dem sich in der Folgezeit noch die furchtbarsten Naturereignisse hinzugesellen sollten, jetzt doch wieder in glücklichem Aufblühen begriffen ist, während kein Habsburger mehr hier gebietet und auch die Nachkommen Ludwigs XIV., die in jener Fußtapfen traten, das Weite haben suchen müssen.

Anmerkungen

zur Geschichte der Revolution von Messina.

(Aufsatz V.)

Da diese Darstellung der Revolution von Messina die erste ist, welche von einem objectiven, wissenschaftlichen Standpunkte aus versucht wird, so halte ich mich auch verpflichtet, die Quellen, die mir hierbei zu Gebote standen, genauer aufzuzählen und in ihrem historischen Werthe kurz zu charakterisiren. Allgemeiner bekannte Werke, wie Gallo Annali di Messina, di Blasi, Storia di Sicilia Tom. III. und Storia de' Vicerè del Regno di Sicilia etc., die französischen Militärschriftsteller und Historiker Quincy, la Hode, Limiers, Sismondi, Mignet, den italienischen Geschichtsschreiber Brusoni (Della Historia d'Italia di Girolamo Brusoni libri XLVI. Settima impressione. Torino 1680, welche die italienische Geschichte von 1625—1679 behandelt), das Thea' .m Europaeum Tom. XI. setze ich als in ihrer Richtung und in ihrem historischen Werthe hinlänglich bekannt voraus.

Das Hauptwerk, welches für diese Periode der Messinèser Geschichte in Betracht kommt, ist das Buch des Dr. Giovanni Battista Romano e Colonna: La congiura dei Ministri del Rè di Spagna contro la fedelissima ed esemplare città di Messina. Messina 1676—77. Das Werk besteht aus drei Bänden, welche 1144 kleine Quartseiten enthalten und ist als die officielle Rechtfertigungsschrift des Senats der Stadt Messina wegen ihres Abfalls von der spanischen Krone anzusehen. Es wurde in der Druckerei des Senates gedruckt und sein Verfasser war ein Mitglied des unter der französischen Oberherrschaft neu gebildeten Corte Stradicoziale. Als solches war Romano Untersuchungsrichter gegen die Gebrüder Lipari. (Pars III, S 52 und 196.)

Wir haben also in diesem weitläufigen Buche eine Parteischrift im strengsten Sinne des Wortes vor uns. Da dieselbe aber eine Menge Originalberichte und diplomatische Aktenstücke enthält, deren Aechtheit und Unverfälschtheit feststeht, so ist dieselbe doch von unschätzbarem Werthe für die von ihr dargestellten Ereignisse. Mit dem Tage, wo sie abbricht, der Eroberung Melillis durch die Franzosen, beginnen darum auch unsere Quellen weniger reichlich zu fließen. Romano hat zwar noch in einem vierten Theile seines Buches die Eroberung von Taormina und Scaletta erzählt und die Fortsetzung bis zum Ende des Krieges zu liefern versprochen (III, 360). Aber die so plötzliche Räumung der Stadt von Seiten der Franzosen wird ihn verhindert haben, sein Versprechen zu erfüllen. Alle Exemplare dieses Werks, die ich gesehen habe, bestehen nur aus diesen drei Theilen.

Romano war ein klassisch gebildeter Mann, wenn man die von den Jesuiten des 16. und 17. Jahrhunderts geförderte Lectüre der klassischen Schriftsteller als zu klassischer Bildung führend ansehen will. Sein Buch strotzt von gelehrten Citaten aus allen möglichen Schriftstellern, die zur Erläuterung und Rechtfertigung der von ihm erzählten Begebenheiten aus dem Alterthume dienen sollen. Dabei ist er bigott fromm und im höchsten Grade abergläubisch. Wir wollten gewiß nicht mit ihm rechten, wenn er in Uebereinstimmung mit den religiösen Vorstellungen seiner Zeit eine Menge leicht erklärlicher Ereignisse als unmittelbare Wirkungen der Wundermacht der Jungfrau Maria und verschiedener Heiligen angesehen hätte. Aber er legt auf Zahlen, auf gewisse in arithmetischer Folge nach einander sich abwickelnde Ereignisse Gewicht und gründet hierauf seine Speculationen für die Zukunft. Diese halbmystische Richtung und die widrige Vermischung von heidnischer und katholischer Mythologie machen das Buch noch weniger lesbar als sein patriotischer Phrasenschwall und die unzähligen Verwünschungen gegen die Spanier. Doch war Romano nicht schlimmer als seine Zeitgenossen. Daß die Jungfrau Maria „die tapfere Amazone des Paradieses“ und die Inquisitoren „Maecenaten“ genannt werden, gehört einmal zum Geschmack dieses Rococostyles.

Können wir so den unzähligen Betrachtungen und Excursen, mit denen Romano seine Geschichtsdarstellung durchzogen hat, nicht beipflichten, so müssen wir auch seinen faktischen Angaben gegenüber uns stets kritisch verhalten. In der Erzählung äußerer Thatsachen, in den Schlachtberichten u. s. w. ist er, abgesehen davon daß er in zweifelhaften Fällen den Seinigen den Sieg zuschreibt, wie es die Gegner für sich thaten, und daß er die günstigen Erfolge etwas übertreibt, noch am Zuverlässigsten. Nur wo die Person des Marschalls von Vivonne in das Spiel kommt, ist er sehr vorsichtig. Wenn diesem eine Expedition nicht gerathen ist, übergeht er sie mit Stillschweigen, wenn es nur einigermaßen möglich ist. Die erste Fahrt desselben nach Palermo wird z. B. gar nicht erwähnt. Wo derselbe dagegen einen Erfolg davon getragen hat, wird ihm alles Verdienst zugeschrieben; seine Fürsorge für das Wohl der Stadt wird Romano gar nicht müde, immer von Neuem wieder hervorzuheben. Nach seiner Darstellung konnte Messina gar nicht besser verwaltet werden, als es von diesem Herrn geschah. Auch der Secretair Dautiège wird sehr belobt. — Auf demselben Standpunkte wie Romano steht der Verfasser des Giornale di Messina, dessen erste Nummer in der Mitte December 1675 ausgegeben worden ist. Durch einen glücklichen Zufall habe ich ein Exemplar dieser officiellen Zeitung, welche, soviel ich weiß, bisher keinem sicilianischen Bibliophilen bekannt geworden ist, wieder aufgefunden und vor dem Untergang gerettet. Mir sind jedoch nur 18 Bogen zugänglich geblieben, welche die Ereignisse bis zum Mai 1677 erzählen. Vielleicht ist aber auch nie mehr erschienen. Diese Zeitung berichtet die äußeren Vorkommnisse ganz kurz, zählt die Schiffe auf, welche in den Hafen einliefen, beschreibt die Feste, die Vivonne im königlichen Palaste veranstaltet hat u. s. w., ohne je etwas Anderes zu berichten, als was den Vicekönig im günstigsten Lichte erscheinen läßt.

Zu den Messineser Quellen ist außer der kurzen und unparteiischen Darstellung der fraglichen Ereignisse, welche Lungo seiner Fortsetzung des Compendium rerum Sicanicarum von Francesco Maurolyko (Messina 1716) eingefügt hat, auch noch

die Relation des mouvemens de la ville de Messine. Paris chez Jean de la Caille 1676 zu zählen. Dieses kleine Werkchen giebt uns offenbar die Nachrichten über die diplomatischen Verhandlungen zwischen dem Senat von Messina und Frankreich nach den Erzählungen des Antonio Caffaro oder des Tommaso Lipari wieder. Denn hier werden diese so detaillirt erzählt, wie sie Romano entweder gar nicht kannte oder nicht erzählen wollte. Dem Verfasser der Relation lag übrigens Romano's Bericht schon vor, wie wir aus einem Mißverständnisse desselben sehen. Derselbe berichtet nämlich S. 97: On y envoya — nach dem Paß von Lombardello — D. Tomas Chrisafi Chevalier de Malthe avec six cens chevaux et trois mille fantassins pour en chasser les ennemis, während es bei Romano II, 47 heißt, der spanische Vicekönig habe seinem General Gennaro den Auftrag gegeben che con seicento cavalli, et tre mila fanti scorresse per le montagne, um Crisafi nämlich anzugreifen.

Da den Messineser Senatoren, welche 1676 nach Paris kamen, dieses Büchlein die Verdienste der Familie Caffaro zu sehr herauszustreichen schien, wendeten sich dieselben an Ludwig XIV. und erlangten das Verbot desselben, weil es wahrheitswidrige Darstellungen enthalte. Romano, der III. 282 ff. die Urkunden hierüber mittheilt, will nicht entscheiden, ob der Verfasser des Buches ein Messinese oder Franzose gewesen sei. Ich konnte ein Exemplar dieses seltenen Buches von der Göttinger Bibliothek benutzen.

Eine handschriftliche vorhandene Darstellung der Begebenheiten von D. Benedetto M. Garzara: Veridico giornale delli successi accorsi nella Città di Messina etc. scheint mit der Benedictiner-Bibliothek zu Messina 1848 verbrannt zu sein, wenn es nicht die Handschrift ist, welche man nach meiner Abreise von Messina wieder aufgefunden hat. Da die Compilation erst 1753 gemacht ist, wird wohl nicht viel an ihr verloren gegangen sein. cfr. Bianchini, Della storia economico civile di Sicilia I. S. 109. Eine andere Handschrift über die Ereignisse, welche die Universitätsbibliothek zu Messina aufbewahrt und die Dennis: (Handbook for travellers in Sicily P. 504) »a

beautiful M.S. never published« nennt, ist von D. Francesco lo Cascio Palermitano Capellano del Monasterio detto sc. Saladino verfaßt Ihr Titel lautet: Historia delle Guerre Civili di Messina dell' anno 1672 sino al 1678 und sie umfaßt 319 Folioseiten. Man würde sehr irren, wenn man dieser Handschrift bedeutenden Werth beilegen wollte. Romano diente dem Verfasser als Grundlage, nur daß er denselben als Palermitaner etwas zustutzte, seine Diatriben gegen Spanien wegließ und ihn so zusammenzog. An manchen Stellen schreibt er ihn wörtlich aus, nur daß er die Eigennamen verschreibt. So nennt lo Cascio S. 70 in einer sonst fast wörtlich mit Romano II a. S. 33 übereinstimmenden Periode das Castell di Sant' Alessio: Castello di S. Angelo. Er folgt Romano in der Anordnung des Stoffes, und wenn dieser Etwas nicht erzählt, so verschweigt es auch lo Cascio. Er kennt die erste Expedition Vivonnes gegen Palermo gleichfalls nicht. Man vergl. lo Cascio S. 60 mit Romano II a. S. 60; S. 171 mit R. III. 146. Von der Zeit an, wo Romano abbricht, hat lo Cascio eigene Nachrichten vor sich gehabt, denen ich z. B. die Schilderung der Eroberung Molas durch die Spanier entlehnt habe. Hiernach ist also das Lob, welches Göthe (Bd. 30, S. 148, Ausgabe in 40 Bdn.), der ein Exemplar des Buches in der Dombibliothek zu Messina fand, über dasselbe auszusprechen geneigt war, auf ein geringeres Maß zu reduciren. Er sagt nämlich: „Ich las darum soviel als die Kürze der Zeit mir erlauben wollte, und hätte gar zu gern eine Abschrift davon besessen; aber ich konnte sie auf keine Weise erhalten. Es scheint sehr musterhaft geschrieben zu sein, obgleich der Styl eine zu genaue Nachahmung des Davila bemerken läßt. Schwerlich wird es jemals gedruckt werden, weil man die darin ausgesprochenen Gesinnungen von oben herein nicht billigen kann." —

Ein Manuscript des Capuzinerklosters in Messina war mir nicht zugänglich. Ich habe dasselbe nur einmal vorübergehend eingesehen, und nichts von Belang darin gefunden. Gegen Romano schrieb nun der Senatssecretair von Palermo Francesco Strada unter dem Titel: La clemenza reale.

Historia della rebellione, e racquisto di Messina (Palermo 1682) eine Gegenschrift, welche 564 Folioseiten lang ist. Alle Untugenden, welche den Schriftsteller Romano nicht zum Vortheilhaftesten auszeichnen, sind diesem juristischen Klopffechter noch in viel größerem Grade eigen. Schmeichelt jener den Franzosen, so kriecht dieser den Spaniern. Sieht jener in den Niederlagen der Spanier die Wunderzeichen dieser oder jener Heiligen, so dieser in dem Untergang Messinas wieder die Rache anderer himmlischer Heerschaaren. Sein Sinn für historische Wahrheit ist noch viel weniger ausgebildet als der Romanos und mit Advokatenkniffen weiß er die Thatsachen, welche er nicht abzuleugnen vermag, wenigstens zu verdrehen. Es ist ein gutes Zeugniß für die Glaubwürdigkeit Romano's im Allgemeinen, daß Strada ihm nur so wenige historische Unrichtigkeiten nachweisen kann als er wirklich thut. Als ein beliebig gewähltes Beispiel der Art Stradas die Dinge zu behandeln, schreibe ich nur einen Satz aus, in dem er von der Plünderung der Paläste der Senatoren durch die Genossen dell' Hoyos spricht. S. 72 heißt es hierüber: Mà è cosa ridicula dello Scrittore (Romano) in lamentarsi, che non dava rimedio lo Stradicò negl' incendii, che succedevano, nelle rapine, ne' maltrattamenti, estersioni, che si facevàno à Nobili, nelle dichinationi di rebelli, che fecero i Giudici della Corte Stradicotiale, e in tutte quelle violentissime intrapese di crudeltà, che connmettevano quei Popoli, poichè ulcerati gli animi di questi per la lunga tirranide, che nè havevano sofferta, e per la fame presente, che l'opprimeva, non era in man di lui di dar remedio, mà strascinato dall' horribiltà di quei furiosi concedeva, ò mostrava di conceder il meno per salvar il più ch'era un incendio, e un sacco generale per tutta la Città, che intendevano di commettere, come è solito in questi casi, che qualunque si forza di esser più violento, temerario e sanguinolento, quegli è il più sequito ed ubbidito. Man sieht, was der Mann zu leisten vermag und daß sich die Stylisten des Theatrum Europaeum vor diesem Herrn nicht zu schämen nöthig haben! —

Da der Abfall von Messina durch die Verbindung des Krieges in Sicilien mit dem großen Kriege in den Niederlanden in ganz Europa viel besprochen wurde, erschienen in Deutschland, den Niederlanden und der Schweiz verschiedene Werkchen über ihn. Das Buch: De Beroerte en Afval van Messina (Amsterdam 1676) ist nicht bedeutend. Die Nachrichten über den großen Seekrieg und was damit zusammenhängt, finden sich wenigstens viel besser in dem bekannten Werke G. Brandt's über das Leben de Ruyters. Herr Dr. Onno Klopp, der einen Auszug aus diesem Buche: Leben und Thaten des Admiral de Ruiter 1852 hat drucken lassen, scheint nach S. 281 sehr dunkel über die Vorgänge in Sicilien unterrichtet zu sein. Merkwürdiger Weise schreibt er auch immer Siragossa statt Syrakus oder Siracusa. — In Deutschland erschien zu Nürnberg 1677 eine Brochüre: Messinesischer Aufruhr und Abfall oder kurze Erzählung u. s. w. Aus dem Spanischen und Französischen. In Frankfurt ließ 1676 ein in Wien lebender Melazzese ein Pamphlet erscheinen, das er unter dem Namen Il veridico Siciliano bei Mariano Karlett herausgab. (Strada S. 334.) In Genf erschien 1678 eine Relation de la retraite des troupes qui étaient en Sicile faite par le Duc de la Feuillade. Auch in Venedig erschien 1680 ein Buch eines gewissen Lapis, das Nachrichten hierüber brachte. Diese vier Werke sind mir trotz alles Nachfragens auf großen Bibliotheken unbekannt geblieben. Doch glaube ich Grund zur Annahme zu haben, daß die Verfasser des Theatrum Europaeum die Nürnberger und die Venetianische Publication gekannt haben. Ueber die diplomatischen Verhandlungen findet sich auf der Arsenalsbibliothek zu Paris ein Manuscript des Abbate Laudato Carrasa. (Marsand: Manoscritti Italiani della regia biblioteca Parigina II. 339.)

Eine ausführliche Darstellung der Revolution von Messina hat Botta seiner Geschichte Italiens einverleibt. Sie nimmt in der Turiner Ausgabe von 1852 Tom. V. die Seiten 143—171 in Anspruch. Da dieselbe einer ganzen Anzahl anderer Geschichtswerke zu Grunde liegt, dürfte es nicht überflüssig sein, auf sie einige Streiflichter fallen zu lassen.

Die Darlegung der Verfassungsverhältnisse der Stadt ist schon darum falsch, weil Botta das Diplom König Roger's als völlig unverfälscht ansieht. Aber auch im Einzelnen finden sich verschiedene grobe Verstöße gegen die Wahrheit. So soll der Senat alle drei Jahre gewählt worden sein Botta muß nie in das Buch von Gallo hineingesehen haben. Die gesammte Behandlung der Geschichte Siciliens von Seiten Bottas ist überhaupt eine durchaus leichtfertige, wie schon Pietro Lanza Fürst von Scordia in seinem Werke: Considerazioni sulla storia di Sicilia dal 1532 al 1789 da servir d'aggiunte di chiose al Botta, Palermo 1836, nachgewiesen hat. Lanza macht darauf aufmerksam, daß Botta für unsere Periode das Werk von Brusoni als einzige Quelle benutzt habe. Ja Botta hat Brusoni an manchen Stellen geradezu ausgeschrieben und dessen Periode nur etwas in seinen »stile rotondeggiante« umgegossen. Ich stelle zwei Sätze nebeneinander:

Brusoni, p. 1000.

Dato però prima una scorsa su le coste Napolitane girò a quella parte tutta l'Armata fermandosi quattro giorni continui a vista di quella Città (Palermo) in distanza di quatordeci miglia in piena calma. Ma fu cosa maravigliosa da vedere con qual prontezza e vigoria si armasse quel Popolo alla difesa. Le trentasei Arti della Città formarono subitamente altretante Compagnie di Soldati capitanate da il loro Consoli, le quali condottesi nel Cortile del Palagio publico assordando l'aria con replicati Viva il Rè di Spagna; e providute d'armi dal Se-

Botta V, 164.

Girò adunque a quella parte l'armata francese, fermandosi quattro giorni continui a vista di Palermo in distanza di quatordeci miglia. Ma quel popolo, non tanto che si lasciasse adescare, si armò con mirabile prontezza alla difesa. Le trentasei arti formarono subitamente altretante compagnie capitanate dai loro consoli, le quali provveduti d'armi dal senato, custodivano ciascuna, secondo la sua volta i dodici bastioni. Queste arti componevano da esse sole un corpo di quaranta mila combattenti effetivi, che, uniti poi alla gente civile, nobili

nato, si divisero a dodici per sera alla guardia delli dodici Bastioni della Città, comeche per lo soverchio numero convenisse loro dividersi in due volte; mentre queste sole Arti formavano un corpo di quaranta mila Combattenti effettivi, che uniti alla gente civile, Nobili ed Ecclesiastici si calcolò trovarsi in quella Città quasi ottanta mila (!!?) huomini atti alle armi. Le marine altresi per molte miglia all' in torno erano guernite dalle Compagnie de' Paesani, gran parte d'essia Cavallo etc.

e religiosi sommavano quasi a ottanta mila uomini atti all' armi. Le marine altresì per molte miglaia all' intorno si miravano guernite delle compagnie de' paesani, gran parte d'essi a cavallo.

Wenn Lanza übrigens sagt, Botta habe nur Brusoni benutzt, so thut er ihm Unrecht. Er hat auch Giannone Storia di Napoli Tom. V (Milano 1847) ausgeschrieben. Denn man vergleiche nur Botta l. l. S. 168 ff. mit Giannone V. S. 353 und man wird ein ähnliches Verhältniß Bottas zu Giannone wie zu Brusoni constatirt finden.

Anm. 1. Galfridus de Vino Salva II. cap. XII. bei Gale, Scriptores hist. Angl. Tom. II. Hugo Falcando bei Caruso, Bibliotheca Sicula Tom. I. an vielen Stellen. Der größte Theil der Reichen war übrigens doch Griechen. Der Charakter der Bevölkerung und ihre moralischen Eigenschaften werden von Falcando sehr abschätzig beurtheilt. Ueber die ältere Verfassungsgeschichte Messinas kann ich auf meinen Codex juris municipalis Siciliae Heft 1. verweisen.

Anm. 2. Maurolyco, Rerum Sicanicarum Compend. ad a. 1517. Ecce Verres alter — Hugo di Moncada Vicerex —, quem repetundarum rerum insula tota fecerat, a Mamertinis excipitur, fovetur, defenditur, atque incolumis transmittitur.

Similis enim hic illi casus est, si antiqua recentibus conferre volumus.

Anm. 3. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen. S. 399, Ausg. 2.

Anm. 4. Amari, Storia dei Musulmanni I. 103. Gallo, Annali di Messina III. 62. Gaetani (Vitae Sanctorum Siculorum I. 172 et 184 und Animadv. 145 u. 157) erklärt den Abdallah und Mamuca für Gothen oder Avaren u. s. w., um der Chronologie nicht zu nahe zu treten.

Anm. 5. Gallo II. 303.

Anm. 6. Im Jahre 1501 zählte Messina 31385 Einwohner, Palermo 25000, Catania gar nur 14260. Man darf wohl diese Zahlen heraufsetzen. Bei der Ermittlung der Einwohnerzahl Behufs der Umlegung der Donative schätzte man sich so gering als möglich.

Anm. 7. Bianchini I. S. 354. Gallo II. 517.

Anm. 8. Scipio de Castro, Avvertimenti al Marc Antonio Colonna im Thesoro politico P. II. 463 (Milano 1600). Für die spanische Regierungspraxis in Sicilien ist dieses in der Art der Gutachten des spanischen Staatsrathes abgefaßte Memoir unschätzbar.

Anm. 9. Die Handelsflotte der Stadt bestand 1567 aus 150 Schiffen und einer Anzahl bewaffneter Fahrzeuge.

Anm. 10. Ueber das Amt und den Titel des Stratigò ist zu vergleichen: Amari, Storia I. 213. Constantinus Porphirogenitus ed. Bonn. II. 836. Ferrarotto, Della preminenza dell' offitio di Stradicò. Ed. 2. Cosenza 1671 u. Cod. municip. Siciliae passim.

Anm. 11. Constitutiones I. 72 Registrum Frid. II. bei Carcani, Constitutiones Pg. 244. Winkelmann, Friedrich II. S. 376 Anm.

Anm. 12. Ferrarotto I. I. S. 127 ff.

Anm. 13. Di Gregorio, Considerazioni etc. Opere scelte 300 et 303.

Anm. 14. Ferrarotto S. 49.

Anm. 14a. Man nannte einen solchen Beschluß ein Eulogium, entsprechend dem Lateinischen elogium, was wiederum von dem Griechischen ἔλεγεῖον abzuleiten ist. Auch nannte man so die Beschlüsse des Corte Stradicoziale, durch welche Parlamentsbeschlüsse, Vicekönigliche Decrete u. s. w. als den Privilegien der Stadt widersprechend aufgehoben wurden.

Anm. 15. Gallo III. 290, 358, 371.

Anm. 16. Di Gregorio S. 447 u. 552.

Anm. 17. Die byzantinischen Katapane waren bekanntlich etwas ganz Anderes. Wie das Amt des Stratigò war auch das der Katapane allmälig zusammengeschrumpft. Man sieht, was daraus werden würde, wenn man aus dem Fortbestehen alter Namen auf das Fortexistiren alter Einrichtungen Schlüsse ziehen wollte.

Anm. 18. Ferrarotto S. 144.

Anm. 19. Die Banken von Venedig, Genua und Palermo — 1553 — sind älter, die Amsterdamer und Londoner bedeutend geringer.

Anm. 20. Gallo III. 218.

Anm. 21. Die Bedürfnisse an Getreide werden sehr verschieden angegeben. Scipio de Castro, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, meint, 800,000 Salm Getreide seien zur Deckung der Landesbedürfnisse genügend. Gallo III. 161, zum Jahre 1605, hält dagegen, offenbar nach einem Anschlag jener Zeit, 450,000 für genügend. Messina und Palermo bedurften je 100,000 Salm. Zur Aussaat mußten 100,000 Salm verwendet werden, für die Gutsbewirthschafter, Massari, seien 50,000 und die übrigen Städte 100,000 Salm nöthig. Diese Rechnung ist aber offenbar falsch. Der Waizen hätte ja dann nur noch 4½fach die Aussaat wiedergegeben. De Castro rechnet auch 100,000 Salm zur Aussaat. Diese würfen in mittelmäßigen Ernten 800,000 Salm ab. Sei die Ernte gut, so könne die Regierung 200,000 Salm ausführen lassen; sei sie sehr gut gegen 400,000 Salm. Im Jahre 1840 berechnete man über 1,000,000 Salm Aussaat für die Insel. Die Anzahl der Ausfuhrplätze für Getreide ist in den Jahrhunderten verschieden gewesen. Im Jahre 1532 gab es noch 12 (Bianchini I. 241), dann schrumpfte die Zahl immer mehr zusammen. Die Ausführzölle steigen bis auf 18 Tari unter Carl V. für die Salm. Ein Tari jetzt gleich 42½ Centimes.

Anm. 22. Gallo III. 400.

Anm. 23. Romano I. 32.

Anm. 24. Reumont, die Caraffa von Maddaloni. I. 328.

Anm. 25. Selbst der erste Minister am Hofe, der Herzog von Medina de las Torres, soll von Messinesen bestochen worden sein.

Anm. 26. Memoriales y autos de la embaxada, que la Ciudad de Meçina en el anno 1661, 1662, 1663 presentò a los Reales

pies de la S. C. M. de D. Felipe IV. Madrid 1669. Pg. 41 ff. Gallo III. 385.

Anm. 27. Die Angabe von Bianchini I. 80, daß von König Philipp IV. am 5. Mai 1664 ein Schreiben an den Vicekönig erlassen worden sei, in dem es heiße: il privilegio di estrarre la seta solo da Messina era contro la regione, il dritto naturale etc. scheint auf einem Mißverständnisse zu beruhen. Bianchini führt ja selbst (Anm. 82) dieses Decret unter den Capiteln Karls an. Man vergl. di Blasi, Storia dei Vicerè S. 381.

Anm. 28. Gallo III. 442.

Anm. 29. Romano I. 180. „. . . significandogli la natura dei Merli, esser quella, che tiene fermo nella bocca il ramo dell' Ulivo; ma quella dei Malvizzi beccandolo, lo spreggiano: così già che eglino avevano fatto la pace con il Rè, gastigando e punendo quelle persone dell' Ordine Senatorio, nimici del Regio interesse, dovevano a quisa di Merli tener fermo e costante nella loro bocca il ramo dell' Ulivo, geroglifico."

Anm. 30. Erst seit der Mitte des 17. Jahrhunderts tritt überall in Italien das Bestreben der Spanier hervor, auch die Adelsrechte zu vernichten, wie schon die Rechte Aller zu Boden getreten waren. Man erkannte nicht ganz mit Unrecht in den Adelsprärogativen eine Ursache der Volksaufstände. Durch die Vernichtung des Adels hat man aber schließlich Alles gegen sich in Opposition gebracht. Das haben noch die letzten legitimen Regierungen Italiens fühlen müssen.

Anm. 31. Romano I. 263.

Anm. 32. Ranke, Französische Geschichte V. 172 ff.

Anm. 33. Isidoro la Lumia, Giuseppe d'Alesi o la rivoluzione di Palermo 1647. Palermo 1863. S. 156.

Anm. 34. Dieses diplomatische Kunststück verschweigt Romano, dagegen wird es ganz genau von der Pariser relation des mouvemens etc. erzählt. Ihr folgt la Hode, Histoire de Louis le Grand III. 517. Da sie den Umständen ganz entspricht, halte ich sie fest, obwohl der Senat später das Buch für unglaubwürdig erklärte.

Anm. 35. Romano I. 131.

Anm. 36. Reumont II. 311.

Anm. 37. Amari I. 411, II. 264. Der Paß liegt unmittelbar südlich vom Dinamari. Noch jetzt führt ein Fußpfad hier über das Gebirge. Doch unterscheidet man die Namen nicht mehr so bestimmt wie früher.

Anm. 38. Der Vicekönig Filibert von Savoyen hatte den Plan dazu entworfen und von 1622 an in wenigen Jahren zur Ausführung gebracht.

Anm. 39. Limiers IV. 268. Auch das Theatrum Europaeum hat etwas davon vernommen.

Anm. 40. So stellen die sicilianischen Quellen die Sache dar. Das Wahrscheinlichste scheint aber, daß von Spanien direct aus diese Maßregeln gegen die Familie Ventimiglia decretirt wurden. Denn das Haupt der Verschwörung, welche Don Juan d'Austria die Leitung wieder in die Hand brachte, war ein Padre Ventimiglia, Abt von St. Gaetano. Mignet, Negotiations etc. IV. 634. Die Familie wird nachher völlig freigesprochen und Strada preist darum die Gerechtigkeit und Vortrefflichkeit der spanischen Regierung!

Anm. 41. Domenico Contarini bei Ranke, Französische Geschichte III. 431. De Guency, Histoire militaire du Regne de Louis le Grand. I. 621.

Anm. 42. Mignet IV. 652. „J'aurais desiré, que ces exilés eussent profité de ma protection pour leur retablissement dans leur patrie; mais comme l'interêt general de toute l'Europe ne dois pas être assujetté à celui de quelques particuliers, je vous permets encore de reduire ce point aux termes les moins désavantageux ou de vous en désister tout à fait lorsque vous ne pourrez rien obtenir en leur faveur."

Anm. 43. Charlevoix, Histoire de la nouvelle France II. 95 ff. Gallo III, s. v. Crisafi.

Anm. 44. Agostino Paradisi, Raccolte di notizie Storiche etc. per formare il vero carattere della nobiltà. Tom. I. f. 317.

Verbesserung zu S. 30: „In seinem südwestlichen Winkel.“ So hatte ich in Folge eines Mißverständnisses geschrieben. Herr Sartorius von Waltershausen belehrt mich, daß der Ursitz der Aetnaeruption im Val di Bue, östlich von den Erhebungskratern von 1852 liegt. Die Stelle wird vom Volke Focolare genannt.

In gleichem Verlage erschien:

Land und Leute

in der

alten und neuen Welt.

Reiseskizzen

von

Franz Löher.

Drei Bände. 8. geh. $4^1/_2$ Thlr. — Jeder Band ist einzeln zu haben.

Dies in und außer Deutschland berühmte Werk ist jetzt mit dem dritten Bande vollständig. Das „Deutsche Museum" sagt: „Das Werk hat gleich bei seinem ersten Erscheinen ein so wohlverdientes Aufsehen erregt und dem geist- und gemüthvollen Verfasser eine so allgemeine und lebhafte Anerkennung erworben, daß es keiner weiteren Empfehlung bedarf. Franz Löher hat für die richtige Kenntniß und Würdigung Nord-Amerika's und seiner Zustände mehr geleistet, als eine ganze Armee moderner Touristen." — Die „Grenzboten" nennen „dies schöne Werk stofflich wie stylistisch gleich vollendet", und dort wie in vielen anderen Blättern wird von dem frischen poetischen Zauber gesprochen, der uns in Löher's Schilderungen fesselt.

Deutsche Lieder,

gesammelt von Karl Altmüller.

Vierte stark vermehrte Auflage der „Proben deutscher Lyrik."

Miniatur-Format 25 Bogen.

Elegant gebunden mit Goldschnitt 1 Thlr.

Zur Empfehlung dieser vortrefflichen Sammlung können wir von den vielen günstigen Besprechungen nur wenige hier anführen:

„Wenn wir diese neue Blüthenlese der Gunst des Publicums angelegentlichst empfehlen, so liegt der Grund zunächst darin, daß wir es hier mit keiner gewöhnlichen und alltäglichen Arbeit zu thun haben. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß unter den hier gebotenen Dichtungen nicht eine sei, die nicht gut und nicht schön wäre. Es muß ein feiner Geist diese Wahl getroffen haben — es ist alles so sinnig an einander gereiht und so graziös geordnet, daß wir wohl sagen dürfen: **es sei ein schöner voller Kranz, den hier die Poesie um die ernste Stirn der Zeit schlingt.** — Der zierliche Band macht auch äußerlich den freundlichsten Eindruck, und unserm

Wunsch, daß dieses Schatzkästlein neuer deutscher Poesie die weiteste Verbreitung finde, wird sein **beispiellos geringer Preis** (1 Thlr.) gewiß den allerbesten Vorschub leisten. Wir schließen uns nur der allgemeinen Meinung der Kritik an, wenn wir der Sammlung folgende Vorzüge zuerkennen:

Die Auswahl ist ganz vortrefflich. — Die Ausstattung höchst elegant. — Der Preis beispiellos billig. Keine der zahlreich vorhandenen Gedichtsammlungen vereinigt diese Vorzüge.“

(Ztg. f. Norddeutschland.)

Prinz Rosa-Stramin.

Von Ernst Koch.

2. Auflage. 15 Bogen auf feinem Velinpapier. Elegant geb. 1 Thlr.

In einer Recension heißt es von obigem Büchlein: „Kochs Prinz Rosa-Stramin ist ein ungebundener Blumenstrauß, jauchzend in die Morgenluft des Lebens hinaufgeschleuderte, frische unbekümmerte Liederfreudigkeit, das naivste Geplauder, das nur aus überschwellendem Dichterherzen hervorquellen kann.“

Die **„Blätter für literar. Unterhaltung“** sagen u. a.: „Der Verfasser des „Prinz Rosa-Stramin“ ist mit einem anerkennenswerthen Talente begabt; sein Buch ist reich an Bildern, worin bald Herzensbald Gemüthszustände geschildert werden; es ist reich an Naturschilderungen, an geistreichen Aperçus, an schwungvollen Liedern, an artigen Scherzen und angenehmen Witzen; nur ein Ganzes ist das Buch nicht. Poetisch gestimmte Naturen werden aber in „Prinz Rosa-Stramin“ so vieles finden, was ihnen zu Herzen geht, vieles was sie selbst weiter ausdeuten und ausmalen werden; manches Gedankengewebe ist in dieses Büchelchen aufgenommen, woran der bewegte Gedanke des Gleichgesinnten weiter spinnen wird; manche Idee ist angeregt, welche der poetisch Fühlende zu einem neuen Ideale gestalten mag. **Ich meine nicht zuviel zu sagen, wenn ich behaupte, daß die Erscheinung dieses Buches ein Triumph sei über viele gemachte Bücher und gemachte Berühmtheiten.**

Druck von Döll und Schäffer in Kassel.